
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X004763652



Hesse-Englert

PALAESTRA LXXXIX.

UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Wieland und Bodmer.

Von

Dr. Fritz Budde.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1910.

Vorrede.

Die Drucklegung dieser Schrift hat sich, nachdem das erste Kapitel im August 1909 als Dissertation erschienen war, aus verschiedenen Umständen sehr verzögert. Unterdes wurde das Manuskript einer Durchsicht und manchen Kürzungen unterworfen. Dadurch erklärt sich eine Zwispältigkeit zwischen dem ersten und den beiden folgenden Kapiteln z. B. in der Orthographie der Zitate, die später von störenden Eigenheiten, wie y für i, befreit ward; anderseits hab' ich, um Widersprüche zu vermeiden, auch im 2. Teil der Arbeit nicht nach dem inzwischen erschienenen 1. Bd. der Wieland-Ausgabe der Preuß. Akademie zitiert.

Die Kontroversen über „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz" scheinen auch durch diese Schrift noch keine Erledigung zu finden. Herr Dr. Hordorff in Leipzig ist mit einer neuen Untersuchung der Verfasserschaft beschäftigt, und seine Resultate weichen, wie ein Briefwechsel ergab, von den hier vorgelegten bedeutend ab.

Berlin, im August 1910.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.



Wieland und Bodmer.

I. Kapitel. Das persönliche Verhältnis.

„Die Liebe ist mir zu Hülfe gekommen und ohne sie würd ich weder ein Dichter noch Ihr Freund sein", schrieb Wieland am 26. März 1752 seinem Freunde Schinz. — Die reizende Sophie Gutermann hatte im Herbst 1750 dem siebzehnjährigen, von Aufklärungsideen etwas verwirrten Jüngling die Liebe ins Herz, tugendsame Einsichten in den Kopf gezaubert: der Liebe entsprang die feurige Begeisterung des Dichters, die fromme Tugendliebe erwarb ihm die Freundschaft seiner Züricher Patrone. —

In der Einsamkeit des Faberhauses zu Tübingen durchlebte der Student während der Wintermonate in der Erinnerung mit starker seelischer Erregung die süßen Schäferstunden und die fromm-verzückten Gespräche der verflossenen Tage im heimatlichen Biberach und schrieb mit beflügeltem Geist und emsigem Fleiße, nur böse geplagt von dem Zwang der metrischen Form, Vers auf Vers seines Erstlingswerkes, der „Natur der Dinge". Ohne lebendige Anregung und Förderung seines poetischen Talentes war der Jüngling bisher seinen Lebensweg gegangen; das juristische, überhaupt jedes Berufsstudium hatte er gegen des Vaters Willen vernachlässigt, der Stimme des eigenen Innern gehorsamer, die ihn zum literarischen Schaffen berief. Um so mehr drängte es ihn,

nun von urteilsfähiger Seite den Entscheidungsspruch über die erste ernstliche Talentprobe zu hören. In echt jugendlicher Stimmung gab er dem Schicksal selbst das erste Richteramt, indem er alle Manuskripte seines Gedichtes verbrannte, bis auf das eine Exemplar, das er — der Post anvertraute; bedenksamer jedoch wählte er den menschlichen Richter. Schon aus der Klosterberger Zeit her waren ihm die Schriften jener beiden erbitterten literarischen Gegner, Bodmer und Gottsched, bekannt; im Lager einer der beiden Parteien, die sich um diese Führer gruppiert hatten, mußte er den Schiedsmann suchen; da gab ihm ein Blick auf Klopstock, den er mit schwärmerischer Liebe verehrte, den Entschluß. Er schickte sein Gedicht an den Hallenser Professor G. J. Meier, Baumgartens Schüler, der die Propaganda für den „Messias" geführt hatte. Einem solchen Kunstrichter wollte auch er sich unterwerfen.

Meier war von dem anonym eingesandten, schulfüchsischen Opus entzückt, er hielt es für die Schöpfung eines Adligen, beförderte es zum Druck und gab ihm ein empfehlendes Geleitwort mit auf den Weg. Eine engere Verbindung, die dem Jüngling das wertvollste und willkommenste Resultat gewesen wäre, erfolgte jedoch nicht, obwohl sich Wieland unter Nennung seines Namens später noch einmal an ihn wandte*).

In rastlosem Trieb arbeitete die durch das starke Liebesgefühl hochgespannte Dichtkraft Wielands weiter und kaum einen Monat nach Vollendung des ersten Lehrgedichts lag schon ein begeisterter Panegyrikus, der „Lobgesang auf die Liebe", fertig und wurde von dem Autor selbst dem Verleger**) der „Natur der Dinge" übergeben. Je größer die Dürre an poetischem Geist in Wielands engerem Vaterlande, Schwaben, war, je weniger er darum den ersehnten Verkehr mit einem gleichstrebenden

*) Vergl. an Bodmer 6. März 1752, Euph. Ergh. 3, S. 68.
**) Hemmerde in Halle.

Manne, der ihm Freund und Führer hätte werden können, erhoffen durfte*), um so mehr mußte sich ihm der Gedanke aufdrängen, den Versuch, in der Ferne den Schützer und Pfleger seines Talentes zu werben, zu wiederholen. Ungeduldig möchte er diesen Plan möglichst schnell zur Ausführung bringen. Ein Fragment noch von fünf Gesängen entsendet er darum sein jüngstes Werk, das ihm neue Gunst erbitten soll (das auf 12 Gesänge berechnete Epos „Hermann"), in die Welt. Diesmal wendet er sich an die höchste Spitze der Partei, zu der er sich schon mit dem ersten Gedicht bekannt hatte, an J. J. Bodmer in Zürich. In dem Begleitschreiben vom 4. August 1751 heißt es: „daß ich mir die Freyheit nehme, sie (die Arbeit) Ihnen zu überschicken geschieht mehr, um von der Beurtheilung eines so erleuchteten Richters Vortheil zu ziehen, als daß ich mir schmeicheln sollte, dero Beyfall erhalten zu können, ohnerachtet ich, nach der Gesinnung des vortrefflichen Herrn von Kleist, den ganzen Helikon seyn lassen wollte wer er ist, wo ich so glücklich wäre, Ihnen nicht ganz zu mißfallen".

*) J. L. Huber schreibt am 22. Januar 1752 an Bodmer: „Sie können nicht glauben, was für eine greuliche Unwissenheit in Ansehung der Dichtkunst bei uns (Schwaben) auch an denjenigen Orten herrschet, wo man sonst Geschmack suchet. — — Es wird sehr hart halten Schwaben zu einem guten Geschmacke zu bekehren" (Stäudlin S. 244), und Wieland äußert sich selbst: „Meine Landsleute sind von der Art, daß meine bisherigen Schriften mich, anstatt zu empfehlen, um allen Credit bringen. Einen Poeten hält man da für einen Zeitverderber und unnützen Menschen, und einen Philosophen für einen Schwätzer und verdächtigen Grübler; beyde Wissenschaften aber für brodlose Künste, mit denen sich kein kluger Mensch viel einläßt", — über seine engste Umgebung klagt er: „Ich bin unter Leuten, die mit mir fast gar nichts Harmonisches haben, bey einem Mann, der ein Spötter unsers theuren Klopstocks ist — ohne freundschaftlichen Umgang und überdem in einer Verwandtschaft von Leuten, die mich nicht kennen und von meinem und meiner Doris Charakter himmelweit entfernt sind" (an Schinz 18. April 1752.)

Bodmer stand um diese Zeit auf der Höhe seines fruchtbaren Schaffens und seines Ansehens. Hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft hatten seinen Ruf als Professor am Züricher Carolinum in der Heimat begründet, die epochemachenden kritischen Leistungen von den „Discoursen der Mahlern" bis zu den „Critischen Briefen" waren abgeschlossen, die Miltonübersetzung in zwei Auflagen verbreitet, die Ausgabe von Canitz' *) und Opitz' **) Werken und des „Paragone della Poesia tragica d'Italia con quella di Francia" des geistvollen Grafen di Calepio, sowie die Übersetzung des „Hudibras" ***) und der „Duncias" hatten seinen vielseitig tätigen Fleiß gezeigt, die „Proben der alten schwäbischen Poesie" sein tiefes Verständnis für poetische Schönheit trefflichst bewährt. Langsam hatten diese reichen Verdienste um die Ausbreitung des guten Geschmacks bei den viel schwierigeren Verhältnissen, unter denen Bodmer kämpfte als sein Antipode Gottsched, im weiten Deutschland Anerkennung gefunden. Um die Mitte des Jahrhunderts aber konnte wirklich der Züricher fast alle bedeutenderen deutschen Literatoren zu seinen Freunden und Anhängern rechnen †). Der Streit mit

*) Abdruck der Königschen.

**) Wegen Trillers schnellgefertigter Edition auf einen „ersten Theil" beschränkt.

***) Ein Fragment.

†) Zuerst gewann er — außerhalb der Schweiz — Brockes und Ulrich König, dann Drollinger, Haller und Hagedorn zu freundschaftlichen Korrespondenten, danach traten Rost, Pyra und S. G. Lange mit ihm in engere Beziehung, und Liscow, oft dankbar genannt, schrieb die kräftigen Satiren in verwandter Gesinnung; Elias Schlegel unterhielt von Kopenhagen aus einen interessanten Briefwechsel mit dem Schweizer Kunstrichter und Johann Adolf sandte ihm die Satire „Vom Natürlichen in Schäfergedichten". Gleim schickte schmeichelhafte Briefe, doch hätte dem tändelnden Poeten der strenge Moralist beinah die Freundschaft gekündigt; Professor Meier schrieb auf seine Veranlassung die Beurteilung des Messias; auch die Bremer Beiträger, Gärtner, Giseke, Rabener und Gellert, ebenso E. von Kleist bewiesen ihm achtungsvollste und freundschaftliche Gesinnung. Zachariä trat später mit dem Gedicht „Germanien" für ihn ein.

Leipzig war damit eigentlich zu Gunsten Zürichs entschieden. Von Zeit zu Zeit kamen auch „Sendboten aus dem entferntesten Winkel Deutschlands“ bis mitten ins Herz des Reiches, die Bodmers Lehren propagierten und neue Verbindungen knüpften, so Sulzer, der sich ständig in Berlin niederließ, dann J. C. Hirzel, Salomon Geßner und Schultheß, später noch (1753) Künzli. In seiner nächsten Umgebung hatte sich der Führer eine kleine Schar auserlesener Anhänger gesammelt. Neben die Altersgenossen Breitinger und Zellweger stellen sich die jüngeren Heß, Schinz, Künzli, Waser, Schultheß, auch Hirzel und Geßner. Entscheidend für seinen Ruf war, daß Klopstock die engste Verbindung mit ihm einging. Selbst der Dichter Bodmer, der bis jetzt nur den „Noah“ und „Jakob und Joseph“ geschrieben hatte, war in solchen Kreisen hochgeschätzt.

Wie Professor Meier vor ungefähr einem halben Jahr, so erhielt jetzt auch Bodmer Wielands Gedicht anonym und er riet ebenfalls auf einen „jungen Mann von Stande“ *) als Verfasser; sein erstes Urteil lautet **): „Das Gedicht ist in Hexametern, und überhaupt so wie ich es würde geschrieben haben, wenn ich diese Materie vorgenommen hätte, ausgenommen, daß ich den Deutschen derselben Zeiten nicht so artige Sitten und Manieren zugeleget hätte. Das Werk hat alle Merkmalen, daß es auf die Nachwelt kommen werde. Es sind keine Seraphim darinn, aber wol Erscheinungen der Erdamme. Klopstock bekömmt an dem Verfasser einen Nebenbuhler. Ich wünsche, daß der Autor à son aise lebe, ohne Maecenaten nöthig zu haben“; und ***): „Die Geheimnisse der Poesie sind ihm alle bekannt . . . Wiewol das Sujet heidnisch ist, so sind die Personen doch ganz moralisch“. So wenig uns

*) Vgl. Anekdoten S. 112.

**) An Zellweger 19. Aug., Euph. Ergh. 3, S. 64.

***) 29. Aug. an Heß, ebd.

heute die schlechten Verse des Hermann-Torso anmuten, so sehr mußten gerade die in den citierten Worten hervorgehobenen Momente: Hexameter, Schilderungen aus primitiven Zeiten, strenge Moralität, Klopstockische Gefühlsschwärmerei, Miltonische „Maschinerien", der in Haß wie in Liebe gar schnell entschiedenen Kämpfernatur Bodmers Sympathie und Hochschätzung für den unbekannten Autor wecken. Stets eifrig bedacht, seine Verbindungen und seine Anhängerschar zu mehren, ergreift der Parteiführer freudig die dargebotene Hand und schreibt dem Hermanndichter vor dem 14. Sept. eine „verbindliche Antwort" unter der angegebenen Adresse: Herrn von Dai ser D. Juris zu Rotenburg am Neckar.

Diesmal war also Wielands Versuch, mit einer literarischen Größe Fühlung zu gewinnen, glücklicher gewesen, und seine Freude darüber drückte sich deutlich aus. Es entspinnt sich ein reger Briefwechsel zwischen ihm und „dem vollkommensten Richter der Werke des Geistes". Obwohl Bodmers (und auch Schinz') Briefe an Wieland bis auf geringe Reste, die wir in den Freym. Nachr. finden werden, verloren sind, können wir doch aus den Reflexen in Wielands Antworten, wie durch die zahlreichen Schreiben des Zürichers an seine Schweizer Freunde, das Wachstum der freundschaftlichen Beziehungen deutlich beobachten. Den ersten Markstein in diesen Entwicklungsgang setzt das Aufflackern der Idee einer engeren, lokalen Vereinigung der beiden Bekannten, die sich zuerst andeutet im Schreiben Wielands (20. Dez.), für den die Sehnsucht seiner tauben Einsamkeit zu entfliehen leicht verständlich ist, was gleich bei Bodmer ein Echo findet. Der Inhalt des Briefwechsels bis zu diesem Punkt sei kurz skizziert:

Zuerst handelt es sich um den „Hermann", dem Bodmer besondere Neigung geschenkt hatte und daher gern vollendet sehen möchte, weshalb er auch selbst Vorschläge



zur Verbesserung und Fortführung macht. Dem steht Wieland jedoch teilnahmlos gegenüber; er hält ihn für ein übereiltes Jugendwerk, die Lust daran ist ihm überhaupt vergangen.*) Bodmers Gedichte „Noah," „Jakob und Rahel," „Sündflut," „Jakob und Joseph," die dieser ihm (vor dem 20. Dez.) zugesendet hat, besonders die beiden erstgenannten, betrachtet er mit unkritischem Auge als Muster echter Poesie. Auf eine kurze Äußerung über den Reim**) konnte Bodmer, ihrer bescheidenen Form halber füglich nicht eingehen, aber seine capriciöse Vorliebe für Antiqua-Buchstaben hat der so oft wunderlich eigensinnige Alte sogleich auch dem Schüler eingeflößt***). Am 29. Okt. drückt Wieland sein Erstaunen aus über Gottscheds Haltung gegenüber Kleists, Langes, Klopstocks Dichtungen, um dann — jedenfalls ermuntert durch eine Deutung im Antwortschreiben aus Zürich — am 20. Dez. mit scharfer Verachtung von dem „Niederträchtigen" zu reden. Auch zeigt sich schon seine grenzenlose Bewunderung für Klopstock, über den er wiederholt um nähere Auskünfte bittet. Außerdem bringt er sein Urteil über Homer und den ihn überragenden Virgil, läßt sich aber von Bodmer eines besseren belehren, über Milton im Verhältnis zu Klopstock, über Tasso, über die „schwäbischen Gedichte" †), über Gellert, über Fabel und Erzählung; als Neuigkeiten zeigt er an Hagedorns Horaz, die neueste Auflage von Gottscheds Dichtkunst und Schönaichs Hermann, den er weitläufiger kritisiert; andrerseits

*) Vgl. Ausg. Br. S. 37 usw., Euph. Ergh. 3, S. 65 f. Muncker: in Seufferts Dtsch. Lit. Denk. 6, S. IX.

**) Ausg. Br. S. 11 f: der Reim sei für kleinere Gedichtchen wohl zulässig.

***) So sind doch wohl die Sätze Wielands über Antiqua-Druck Euph. Ergh. 3, S. 66/77 aufzufassen: ein Zustimmen und Eingehen auf eine Anregung Bodmers.

†) Über die „schwäbischen Gedichte" Näheres im Brief an Bodmer 4. Februar 1752 (Städulin S. 242): „Herr Faber ist Direktor davon und einige aus dem fürstlichen stipendio Theologico machen die Verse".



erkundigt er sich nach dem Deutschfranzosen von Bar und der deutschen Gesellschaft zu Göttingen. Daß er die Moral beim Dichten immer obenan gestellt wissen will, betont er mit dem Satz „der Dichter muß das Herz so delikat haben als den Geschmack", den er dem lafontainisierenden Hagedorn entgegenruft. Eine Frage Bodmers nach dem schwäbischen Dichter I. L. Huber beantwortet er vornehmlich aus demselben Gesichtspunkte*). Zu dichterischer Produktion angefeuert, gesteht er, daß er vorläufig sich ganz dem Philosophieren gewidmet habe; falls er aber wieder Lust bekommen sollte, etwas „Heroisches" zu dichten, werde er sich eine Fabel, „die von keiner heidnischen Mythologie beschmutzt" sei, von dem Meister erbitten. — In sein vielseitiges Geplauder streut Wieland, wo es gerade paßt, Bemerkungen, die seine Belesenheit und ernste Wissenschaftlichkeit**) andeuten sollen, sowie gelegentlich eine Schmeichelei, ein Wort der Bewunderung oder Selbstunterwerfung für Bodmer. — Mit dem Brief vom 20. Dez. sendet er die „Natur der Dinge" nach Zürich (und muß sich hier auch als Verfasser des „Lobgesanges auf die Liebe" genannt und einige Oden beigelegt haben — wie Bodmers Brief an Heß 16. Jan. und an Zellweger 20. Jan., Euph. Ergh. 3. S. 66 und 67 ergibt), sodaß nun dem Züricher die ersten der größeren Dichtungen, dazu die kleineren lyrischen Gedichte ein tieferes und vollständigeres Urteil über den jungen Dichter ermöglichten.

Mit diesen ersten Gedichten und Briefen hatte Wieland Bodmers Herz wie im Sturm erobert, — kaum hätte es

*) Vergl. Anzeig. f. dtsch. Alt. XII. 89.: „Es fehlt ihm so viel ich weis, an einer Haupt-Eigenschaft eines Dichters, nämlich an einem edlen und wahrhaftig tugendhaften Herzen". —

**) Z. B.: „Ich habe anstatt Herthas die Oberste Göttin der Deutschen Erdamm genant. Herr Elsner hat wie mich dünkt hinlänglich in den Memoir. de l'Acad. de Berlin ann. 1747 gezeigt, daß man im Tacitus so lesen muß." (Euph. Ergh. 3, S. 66.)

der versteckten Bewerbung im letzten Briefe bedurft*), um dem von Wielands Persönlichkeit ganz bestrickten Gönner den Gedanken nahezulegen, den Jüngling als Gast zu sich zu laden. Man sehe nur die feurige, naive Begeisterung des alten Mannes im Brief an Heß**): „die Seligkeiten, die mir ein Freund zugejauchzet hat, haben in der That in den ersten Tagen dieses neuen Jahres (1752) sich zu meinem schönsten Vergnügen kräftig erwiesen. Sie haben mir einen neuen Klopstock entdecket, der mir die Liebe wieder zuwendet, die der erste noch vor zwei Jahren für mich gehabt hatte, der von den Musen in einem wenig geringeren Grade begünstigt wird, der dabei mehr Lecture hat, der logicalischer denkt, der Sitten hat, ob er gleich ein zarterer Jüngling ist, der gern ein Schweizer geboren wäre, der wünscht bei uns, bei Ihnen, mein Freund, und bey mir zu leben. . . . Aber der gute Jüngling, der gewiß so aufrichtig ist, als seine Worte lauten, muß sich meiner unglücklichen Erfahrungen entgelten. Ich darf ihn nicht zu mir einladen, ich darf ihn nicht lieben, wie mir es mein Herz schon befiehlt, aus Furcht . . . . . Wird Ihnen nicht Ihr Herz mit der süßesten Wollust zittern, wie es mir zitterte, wenn Sie hören werden, daß Sie im Herrmann, im Lobgesang auf die Liebe***) diesen neuen Klopstock geliebt und bewundert haben? Aber noch mehr, wie wird Ihnen werden, wenn Sie hören, daß der fromme Lobredner der göttlichen

---

*) „Ich wünschte, daß alle die, welche die Tugend und die schönen Wissenschaften vorzüglich lieben, bey Ihnen seyn könnten. Was für eine Academie würde das werden. Da wollten wir einen bessern Tempel dem Geschmack aufbauen als Voltaire. Warum trennt doch die Vorsehung edle und ähnliche Herzen und zerstreuet sie unter kleine Geister. Ich weiß wenig hierauf zu antworten, aber — ‚Was der im Olympus beschließt, verehr ich im Staube'". (Ausg. Br. S. 17.)

**) 16. Jan. 1752, Zehnder S. 495 ff.

***) Der Lobgesang und die Natur der Dinge waren anonym in der Schweiz bekannt, bevor der Verfasser selbst sich Bodmern nannte — vergl. Bodmer an Heß 6. Dez., Euph. Ergh. 3, S. 65.

Doris zugleich der metaphysische Dichter von der Natur der Dinge ist. Es kömmt mir oft ganz wahrscheinlich vor, die Vorsehung habe mir mit Fleiß diesen neuen Klopstock gesandt, daß ich an ihm den guten Vorsatz ausüben könne, der mir an dem ersten so übel mißlungen hat. Aber die Fußstapfen des 1750sten Jahres machen mich ganz schüchtern. Um zwo Duplonen hätten wir ihn doch hier und noch um zwo wieder an seinem Orte. Aber ich darf nicht daran denken, ich darf nur leise wünschen, daß die jungen Herren, die mir den ersten K. weggenommen haben, der pruritus ankäme, diesen zweiten nach Zürich zu beschreiben, damit ich ihn dann zuerst mit meinen Augen betrachten könnte, eh ich ihm mein Herz vollkommen gäbe.“

Also der Geist Klopstocks, wie er noch im Haus „im Berg“ umging, hemmte das Resultat der so eilig geschlossenen Freundschaft! Schlimmerweise hatte Wieland selbst die Erinnerung an den Freund der „Mädchen“ und „Anakreonten“ heraufbeschworen. Seine Verliebtheit hatte ihm feurig-sehnsüchtige Verse eingegeben, die dem trockenen Züricher Angst machten. Bedenklich redet er davon zu seinen Vertrauten. Trotzdem würde Bodmer — der wohl überhaupt mehr aus Rücksicht auf die bedächtigeren Freunde als aus eigenster Art mit einer Einladung an Wieland zurückhielt — gar bald jedes Zaudern und Bedenken fallen gelassen haben, wenn nicht eine Unvorsichtigkeit des Klopstockschwärmers den Leichtgeärgerten allzu persönlich getroffen hätte. Antwortend*) auf die Zusendung einiger Schriften, unter denen sich die Züricher Monatschrift „Crito“ befand, hatte er ganz ketzerisch gegen Bodmers Kritik der „tibullischen Elegie“**) von Klopstock in dieser Zeitschrift sich aufgelehnt und eine Verteidigung des zärtlichen Sinnengenusses sich einfallen lassen — man höre: „Ein ‚solcher Kuß etc.‘ wie

*) 19. Jan. 1752.

**) S. Klopstocks Oden hg. v. Muncker und Pawel S. 35.

der Dichter beschreibt, ist nach meiner geringen Meinung allerdings süßer und angenehmer, als eine lange Unsterblichkeit unsers Namens, die mit Nachtwachen und tiefsinnigen Arbeiten erkauft wird.“ Das war eine allzu schwere Sünde gegen die altväterliche Moral und das steife Pathos der Züricher, und — wie unglücklich! — dabei beruft sich der dreiste Rechthaber auf die Ode von der schlimmen Fahrt auf dem Züricher See, derentwegen dem Sänger einst von Bodmer ein Aufenthalt in der würdigeren Gesellschaft zu Winterthur verschrieben worden war! Und nun drohte gar seine hitzige Keckheit: „Ich bin in allen Formen böse auf einen catonischen Kritikus eines Gedichts, welches ich schon so oft mit Entzückung gelesen habe. — — — Ich werde mich nicht eher mit dem Herrn Crito versöhnen, bis er in einem der künftigen Stücke wegen dieser Elegie eine Erklärung gethan haben wird, mit der ich zufrieden seyn kann. Sollte er sich dazu nicht verstehen, so wird er mir nicht übel nehmen, wenn ich im Namen aller Jünglinge, die wir davor halten:

Ein Seufzer mit vollem Verlangen mit voller Entzückung
Aufgedrückt auf einen zitternden blühenden Mund
Ein belebender Kuß sei mehr als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit werth.

Wenn ich, sage ich, eine förmliche Klagschrift gegen ihn aufseze, und wann Herr Klopstock nicht der Verfasser der Elegie ist, so soll er alsdann unser Richter seyn. Weil er selbst ein Jüngling ist, und ‚empfinden kann wie Hagedorn‘, so ist er hierzu nur desto geschickter“. Solch temperamentvolle Parteinahme mußte den Diktator trotz seiner Begeisterung für den Jüngling im Glauben an ihn furchtbar erschüttern. Augenblicklich*) teilt er seine schmerzliche Enttäuschung dem Herzensfreunde mit: „Ach! Wieland ist ein Verlorener — wie Klopstock!“ Heß

*) Am 19. hatte Wieland geschrieben, am 23. hat Heß Bodmers Brief.

gerät in die gleiche Erregung, an der ganzen deutschen Jugend fast verzweifelnd. Aber dann geht er doch ernst an die Prüfung der Sachlage. Da erscheint ihm die inkriminierte Äußerung nicht ganz so ernst zu nehmen, vielmehr als eine Übereilung des Jünglings, der durch eine ernste Belehrung, besonders durch gewisse Aufschlüsse über Klopstock, doch noch zu bekehren sein würde. Vor allem müsse sein Herz erst tiefer erprobt werden.

Dieser Brief des Freundes Heß*) gibt die Stellung an, die man in Zürich jetzt dem Tübinger Studenten gegenüber einnimmt: mißtrauisch geworden sucht man auf verschiedenen Wegen ihn über seine Lebensauffassung zu erforschen, man sieht ihn mitleidig-verständnisvoll als ein Opfer der Verführung durch Klopstocks Weltlust an, man hofft aber, durch die eigne, mit ihrer ganzen pastoralen Würde vorgetragene Anschauungsweise den Sünder zu bekehren und verlangt schließlich ein unzweideutiges Glaubensbekenntnis von ihm.

Bodmer hat gleich nach Empfang des wohlratenden Briefes „ernstliche Erinnerungen"**) an Wieland geschrieben, und sehr schnell***) geht dieser an die Beantwortung. Nach einer tiefen Verbeugung vor dem edelsinnigen Meister bekennt er sich mit energischem Eifer als geschworenen Feind der Leichtsinnigkeiten und unartigen Scherze, wodurch auch Gleim sich manchmal verfehle und besonders die Bremer Beiträger. Wahren Schrecken flößt ihm ein, daß man habe glauben können, er sehe in Bodmer den „weisen Patriarchen der Wollust". Seine Verteidigung der tibullischen Elegie erklärt er aus seiner Neigung, andere zu entschuldigen, wie gegen sich selbst strenge

*) Zehnder S. 498 f., das sprechendste Document zürcherischer „moralischer" Gesinnung.

**) Vergl. Euph. Ergh. 3, S. 67.

***) Am 4. Febr.

zu sein. Der Messias habe ihn so sehr gerührt und hingerissen, daß er nun an dem Dichter keinen Mangel mehr sehen könne. So dünkt ihn auch die Ode von der Fahrt auf dem Zürichersee ganz unschuldig, selbst der Vers „lieblich winket der Wein“ usw. findet Rechtfertigung vor ihm, einem gewiß unparteiischen Richter, da er ein großer Wassertrinker sei, den „schon ein Gläschen des gelindesten Weins betäubt“. Wiederum klopft er ganz schüchtern an Bodmers gastliches Tor*), auch einen für den Crito bestimmten Aufsatz legt er bei[1]). Der Wunsch mit dem Verfasser der Young-Rezension in Korrespondenz zu treten, ist wohl als Antwort auf eine Andeutung Bodmers zu fassen.

Dieser Brief scheint Bodmer ziemlich befriedigt zu haben**); dennoch ist seine Stellung zu Wieland eine andere geworden — wohl nicht ohne Einfluß der Kritik Wasers über die Natur der Dinge in seinem Briefe vom 7. Februar***): Er hat nun etwas Fanatisches in Wielands Charakter entdeckt, deutlicher sieht er seine jugendliche Unerfahrenheit — nun mag er ihn doch nicht mehr nach Zürich kommen lassen; die jungen Leute möchten ihn allzu leicht verführen. — All seine Besorgnisse drücken sich recht charakteristisch aus in dem Seufzer: „Ich wollte, daß Klopstock und Wieland verheurathet wären †)“. Diesmal hat Freund Heß das größere Vertrauen zu Wielands redlichster Meinung und himmlischer Begabung. In seinem Briefe vom 16. Febr. ††) nimmt er den Ange-

*) „Wie bedauernswürdig bin ich, daß ich unter kleine Geister verdammt bin, und diejenige nicht sehen soll, von denen ich lernen könnte, wie sie so schön ist die herrliche Tugend“.

**) Wie viel Wichtigkeit Bodmer selbst dem Streit über die tibullische Elegie beilegt, erhellt daraus, daß er die betreffenden beiden Briefe als die einzigen von Wieland in die von ihm selbst vorbereitete Sammlung „Briefe berühmter und edler Deutschen an Bodmer“ aufgenommen wissen wollte.

***) Bei Stäudlin S. 249.

†) Vergl. an Heß 13. Febr., Euph. Ergh. 3, S. 67/68.

††) Zehnder S. 502 ff.

klagten in Schutz. Ein Briefwechsel Wielands mit Schinz dünkt ihn das beste Mittel, „sowohl die ganze Gemüthsart dieses poetischen Jünglings aus dem Grunde kennen zu lernen, als auch ihn nach und nach dazu vorzubereiten, daß wir ihn nach einiger Zeit, ohne alle Gefahr, nach Zürich könnten kommen lassen“. Und Schinz solle den Briefwechsel eröffnen, weil doch auch Wielands Zuschriften an den Crito einer Beantwortung bedürften. Bodmern selbst schreibt er Inhalt und Ton der Erwiderung vor: In liebreicher Weise soll er sich zufrieden zeigen mit Wielands Erklärungen über seine Moral und ihm die feinern sinnlichen Freuden zugestehen, die von einer guten Dosis höherer Gemüthsfreuden begleitet sind. Von Klopstock soll er ihm nicht viel mehr, oder nur Indifferentes erzählen, besonders die Liebe zu Fanny nicht weiter berühren, im übrigen mit erzieherischen Belehrungen nicht mehr in ihn dringen*).

Bodmer scheint durch diese Zuschrift recht getröstet, in seinen hohen Hoffnungen für Wieland neu bestärkt worden zu sein**). Freund Heß' Vorschläge werden in der Behandlung Wielands genau befolgt: Bodmer schreibt an Wieland „zärtlich und moralisch, nicht wie ein Jüngling, nicht wie ein Oheim“. Schinz bietet in einem Schreiben seine Freundschaft an.

Die Verbindung mit diesem ihm an Alter nahestehenden Mann machte dem einsamen Tübinger Studenten gewiß echte Herzensfreude. Ist sein Antwortschreiben

---

*) Eine Stelle in diesem Briefe bleibt mir in ihrer Beziehung noch unverständlich: „Mit den Briefen von Casperlis Vater (ist der Vater Dr. J. Casper Hirzels gemeint?) wollte ich doch unmaßgeblich noch ein bischen innehalten, bis wir besser versichert sind, ob, und wieweit Wieland im Stande sei, einen guten Gebrauch davon zu machen. Der gute Mensch könnte gar übel anlaufen, wenn er es auch da so leicht auf sich nehmen wollte, die in diesen Briefen erregten Scrupel, etwa in einem ernsthaften Brief an den Crito cavalierisch herunter zu machen.“

**) Vgl. an Zellweger 20. Febr., Euph. Ergh. 3, S. 68.



vom 29. Febr. (Ausg. Br. S. 33) zunächst auch nur als ein Dokument der unwahren Überschwänglichkeit des empfindsamen Jahrhunderts zu betrachten, so ist doch in folgenden Sätzen ein echtes Seelenbild: „Ich danke der Vorsicht für Sie, mein Freund. Mein zärtliches Herz hat sich seitdem es sich fühlt, danach gesehnt, die Liebe der Edlen zu verdienen. Aber ich habe bisher fast ganz ohne Freunde leben müssen, und der Himmel läßt mich jezt in Zürich finden, was ich noch nirgends gefunden habe. . . . Ich sehe Sie und alle meine unbekannten Freunde, welche von mir nichts wissen, ob ich gleich fast täglich mit ihrem Geiste umgehe, aus dem schönsten Gesichtspunkte an. Sie sind meine Vorgänger, meine treuen Begleiter auf dem Wege zur Weisheit. Wir ermuntern uns untereinander, dem Ziel nachzuringen, das uns die Ewigkeit zeigt, wir werden edler, zärtlicher, überirdischer durch den himmlischen Affekt, der in dieser Welt so unbekannt ist . . . . Wie oft wünsch ich mich zu Ihnen nach Zürich — —."

Wielands Sehnsucht nach Zürich steigert sich in der Tat immer mehr, und spricht sich in dringenderen, offeneren Andeutungen auch Bodmer gegenüber aus*). Gewiß konnte Bodmer auch mit den neuesten Briefen**), die ein überschwengliches Lob der „Neuen kritischen Briefe", Ausfälle gegen Gottsched, schmeichelhaftes Eingehen auf seine Liebhaberei an altdeutscher Poesie, ehrerbietige Fragen des Schülers enthalten, zufrieden sein, — wenn sich nicht auch wieder eine unsinnige Klopstock-Verehrung dazwischen drängte, die in der Tat mit dem Verlangen nach einer Reliquie von dem großen Manne einer Backfischschwärmerei nicht unähnlich sieht. Dies und ein unvorsichtiges Wort von einem Hang zu schönen Träumereien trugen ihm wieder eine ernsthaft scherzende Vermahnung ein.

*) 6. März, Ausg. Br. S. 40.
**) An Schinz 29. Febr., an Bodmer 6. März.

Im Übrigen scheint die Inquisition von Bodmer und Schinz nicht ungeschickt geführt worden zu sein. Wielands Antworten sind ehrlich, offen und ausgiebig: er skizziert seinen bisherigen Lebensweg, erzählt von seiner Liebe und von seiner „Doris“, von seinen Zukunftsabsichten, redet frei und frank von seiner Denkungsart. Sein poetisches Glaubensbekenntnis „Ich habe von der Dichtkunst keinen kleineren Begriff, als daß sie die Sängerinn Gottes, seiner Werke, und der Tugend seyn soll. Inzwischen gefallen mir doch auch die natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude, wenn sie unschuldig ist, und Gleim und Hagedorn haben mich oft ergötzt“ *), erhält wohl durch die „Rettung“ Anakreons einen anstößigen Schluß, der aber wegen der unschuldigen Miene, mit der er vorgetragen ist, nicht recht übel genommen werden kann. Auch die strengsten Richter müssen nach diesen Darlegungen ihr „absolvo“ sprechen. Erst recht vermochte Bodmer nicht sich dem Eindruck der Begeisterung Wielands für den Noah zu entziehen — raunt er doch gleich in koketter Selbstgefälligkeit dem Freunde Zellweger die eben erhaltene Schmeichelei zu**) — nicht dem lockenden Anerbieten des Jüngers zu widerstehen, einen Noahcommentar, eine Duncias für die Deutschen zu schreiben***). Läßt er ihn bald doch schon auffordern, eine Erläuterung zum 35. der Neuen krit. Briefe zu schreiben†). Außerdem hatte Heß schon am 17. März wieder ein lobendes Wort über Wieland gesprochen, ihn Klopstock vorgezogen, hatte Volz am 10. April in seinem und Gemmingens Namen die höchste Verehrung für den Dichterjüngling ausgedrückt. Ebenfalls waren die Erkundigungen, die man in ängstlicher Vorsicht durch Künzli bei dem Herrn Osiander in Tübingen eingezogen

---

*) An Schinz 26. März, Ausg. Br. S. 56.

**) Vgl Zehnder S. 360.

***) Vgl. Ausg. Br. S. 62. 56. 75.

†) An Schinz 3. Mai, Euph. Ergh. 3, S. 71.

hatte, durchaus günstig ausgefallen*). Die besten Fürsprecher aber mochte Wieland an seinen eignen Werken haben, an den „Moralischen Briefen", die Bodmer Ende März erhielt, am „Anti-Ovid", der einen Monat später**) zu den Schweizer Freunden kam.

Aus all diesen Gründen hatte sich der Sinn des Jugendgönners wieder so gewandt, daß er Ende April endgültig entschlossen ist, Wieland nach Zürich kommen zu lassen, nachdem dieser am 18. April selbst einen eventuellen, kurzen Besuch in Aussicht gestellt hatte; wenn es ihm nämlich mit Bodmers Hilfe gelingen sollte, am Braunschweiger Carolinum eine Stelle zu erhalten, würde er vor der Übernahme in Zürich einkehren.

Bodmer versteckt sich gern hinter dieses Werben Wielands, indem er an Zellweger schreibt***): „Wieland zeiget eine große Begierde nach Zürich, wir können ihn bald nicht mehr zurückhalten", aber er selbst war sicher ebenso begierig, wenn er sich auch den Anschein des Zurückhaltenden gibt und fortfährt: „Ich will ihn bey meinem Schwager Doctor (Geßner) in die Kost thun"; so blieb doch eine gewisse Vorsicht gewahrt, und schließlich konnte man schon etwas wagen, denn: „Die jungen Verführer Klopstocks zeigen nicht die geringste Begierde nach ihm, sie legen sich izt allein auf die Lustbarkeiten des Pöbels". Da hat denn Schinz die Aufforderung an Wieland ergehen lassen, nach Zürich zu kommen. Bodmer selbst, der doch wieder an den dem Anti-Ovid beigegebenen Oden Ärgernis genommen hatte, sagte: „Ich schreibe Wieland nicht, bis (ich) seine Anmerkungen über den Noah gesehen habe"†). Gerade „Noah" und

*) Vgl. Hirzel, S. 50; zur Datierg: Gött. gel. Anz. 1896, S. 473.

**) Vgl. Ausg. Br, S. 73.

***) 30. April, Euph. Ergh. 3, S. 70.

†) Bodmer an Schinz 3. Mai, Zehnder S. 454. Daß Schinz eine Art von Einladung um diese Zeit an Wieland geschickt haben muß,

„Joseph“ sollten den anakreontisierenden Liebesenthusiasten erproben, wie er sich der patriarchalisch-gemäßigten Liebe gegenüber stelle. Jedoch Bodmer entschloß sich, im Vertrauen auf die vielversprechenden Leistungen des Anti-Oviddichters, der doch viele fleischliche Anakreons beschäme, vielleicht noch bestärkt durch gute Auskünfte von den drei Zürichern*), die Mitte Mai Wieland in Tübingen besucht hatten, auch ohne die Anmerkungen zum Noah, die doch viel länger auf sich warten ließen, als der Verfasser prophezeit hatte, wieder an Wieland zu schreiben und selbst ihn zu sich zu laden.

---

ergibt der Brief ohne Tagesdatum, März 1752 an Schinz (Ausg. Br. S. 77). Diesen Brief stelle ich chronologisch vor den an Bodmer vom 14. Mai (ebd. S. 76). Denn in dem Brief an Bodmer spricht Wieland von seinem Kommen in einer Weise, daß eine vorherige Aussprache darüber vorausgesetzt werden muß. Vergleicht man auch die Angaben über die Abhandlung vom Noah im Brief vom 14. und dem unsicher datierten, so findet man nichts Widersprechendes, vielmehr eine solche Übereinstimmung im Ausdruck, daß hiernach sicherlich die beiden Briefe ohne viel Zwischenzeit nach einander geschrieben sein müssen. Ferner scheint mir der Brief Bodmers an Zellweger vom 17. Mai (Euph. Ergh. 3, S. 72: „vielleicht will er sich bei den Küssen dafür erholen, daß er nicht trinket“) anzuspielen auf den undatierten Brief (Ausg. Br. S. 77: „ich bin ein großer Wassertrinker“ etc.); hierbei setze ich aber voraus, daß Bodmer den undatierten Brief an Schinz am 17. gelesen hätte, demnach wäre der undatierte Brief etwa am 10. Mai von Wieland an Schinz geschickt. — Das Bedenken gegen meine Auffassung, daß gegen Anfang Mai eine erste Aufforderung von Schinz an Wieland zu einem Besuch ergangen sei, findet nur noch eine Stütze in dem Ausdruck Bodmers (an Zellweger 17. Mai a. a. O.). „Wenn er meine Remonstrationen nicht . . . ertragen kann, so wünsche ich ihn nicht in Zürich.“ Doch ist dies Wort wohl mit einer voraufgegangenen Einladung Schinzens — die Wieland ja sicher noch nicht in Bodmers eignes Haus berief — vereinbar, zumal doch Bodmer selbst eine Einladung ganz kurz darauf hat ergehen lassen, in einem Brief, der eben jene Remonstrationen, deren willige Annahme er als Bedingung für die Einladung stellte, enthielt, wie Wielands Antwort vom 8. Juni ergibt.

*) Sulzer, Heß und Hirzel.

Von jetzt an bekommt das Verhältnis der beiden Männer eine neue Wendung. Bodmer hat jedes Zaudern und Mißtrauen abgeworfen, er staunt nun ohne sein Lob einzuschränken, vor den großen Fähigkeiten seines Schützlings und steigert voll Begeisterung seine Hoffnungen; er sieht in Wieland den idealen Charakter und schenkt ihm alle echte Liebe und Freundschaft, die fast den großen Altersunterschied überbrücken möchte; er beginnt aber auch, immer in der Stellung des Parteioberhauptes sich fühlend, die neugewonnene junge Kraft in seine Pläne einzubeziehen. — Wieland ist durch die Einladung in einen Taumel des Entzückens gesetzt; die hohe Meinung der Züricher von seinem Genie macht ihn stolz und selbstbewußt. Er fühlt sich nun ganz in ihre Sphäre gezogen und strebt, in seinem Denken immer inniger mit ihnen zu verwachsen. Jetzt beginnt die Zeit, wo Bodmers Einfluß auf ihn sich am machtvollsten und ausschließlichsten äußert. Seine Briefe von Juni bis Oktober, d. h. bis zur Ankunft in Zürich, drücken diesen Prozeß in fortwährender Steigerung aus.

Gleich der Antwortbrief vom 8. Juni auf die Einladung zeigt Wielands veränderte Haltung. Seine Liebesleidenschaft hatte Mißtrauen gegen ihn heraufbeschworen, Bodmer noch im letzten Schreiben ihm Remonstrationen gemacht; da weiß er, der sich innerlich wahrhaft unschuldig fühlt, in seiner Beklemmung nur den einen Weg der Erklärung zu finden: Seine Liebe ist derart, daß man von ihr nicht sprechen kann. Ein Außenstehender kann ein solches Liebesverhältnis nicht verstehen. Seine Schuld war nur die, daß er der Welt von seiner Liebe gesprochen; es reut ihn herzlichst, daß er seine Liebesergüsse, seine Tändeleien hat drucken lassen. — Wie hatte er doch noch im März so selbständig sich ausgedrückt: „Welch einen Begriff macht dieses von den Menschen, daß man behutsam seyn muß, eine solche Liebe zu verrathen? In was für Zeiten leben wir? Ich habe mich in meinen Gedichten über dieses abscheuliche Vorurteil hin-

weggesetzt und mache daraus kein Geheimniß, daß ich in den Gedanken stehe: Die Natur habe kein erhabenes Herz, nicht ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, geschaffen*")! — Er möchte in feinfühlendstem Entgegenkommen jede Unebenheit, die zwischen ihm und Bodmer liegt, glätten. Wie gern möchte er sich ganz offenbaren, aber er mißtraut selbst der Deutsamkeit des geschriebenen Wortes: „Ich sehe mich aber genötigt, Ihnen meine Gesinnungen lieber mündlich und durch Handlungen zu zeigen." Nur mit vollster, rückhaltloser Hingebung naht er sich dem Meister: „Ohne das Bewußtsein, daß mein Herz fähig ist, Sie unendlich zu lieben, und sich nach Ihnen zu bilden, würde ich es nicht wagen zu Ihnen zu kommen." Dem bisher von ihm mit Hartnäckigkeit verteidigten Anakreon kündigt er die Freundschaft**), und selbst Klopstock, der mit Inbrunst angebetete Klopstock, wird, wenn auch mit Tränen, nach den „Enthüllungen" seiner Freunde vom Altar gestoßen.***) Mit einer fast komischen Verachtung weist er die „jungen, anakreontischen Züricher" in die Ecke,†) robust wirft er sich gegen Gottsched auf,††) schimpft nun auf Meier, den er früher verteidigt hatte,†††) geht über Haller, der dem Noah keinen Weihrauch streuen wollte, zur Tagesordnung über§) und schüttelt mitleidig den Kopf über Brucker, der es wagt, Bodmer unter die dii minorum gentium zu setzen§§). Seine literarische Arbeit ist vornehmlich dem Noahkommentar zugewandt, im „Fryhling", in den „Erzählungen" und in verschiedenen Oden wird Bodmer apostrophiert, Schinz in der Ode, die den Erzäh-

*) Ausg. Br. S. 55, vergl. auch S. 60, 61.
**) Ebenda S. 96.
***) Ebenda S. 96 f, 103.
†) Ebenda S. 88 f., 91, 92, 99 f.
††) Ebenda S. 106.
†††) Euph. Ergh. 3, S. 79, Ausg. Br., S. 66.
§) Anz. f. dtsch. Alt. X, S. 244.
§§) Ausg. Br. S. 110 f.

lungen vorgesetzt ist, angesungen, und bei derselben Gelegenheit erklärt er die Absicht seiner Schriften, um im „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes“ nicht nur gegen Gottschedianer, auch gegen die harmlosen Anakreontiker zu eifern. Ein auf Bodmers Anregung*) eingeleiteter Briefwechsel zwischen „Daphne“ und „Doris“ verbindet nun auch die Bräute der Freunde Schinz und Wieland**). Vor allem aber ist es Wieland immer wieder darum zu tun, klarzulegen, daß er durchaus in Bodmers Gesellschaft passe. Der hatte in seinem Briefe ausdrücklich gesagt, „wie er sey, und wie der Gast seyn müsse, wenn er mit ihm fortkommen solle“***). Darauf kann nun Wieland nicht oft genug versichern, daß auch er weder Bier noch Wein trinke, keinen Tabak rauche und größere Gesellschaften hasse, daß er am liebsten nur mit einem weisen Freunde über ernsthafte Dinge rede, die Leichtsinnigkeiten junger Leute verschmähe, dafür lieber in guten Büchern lese, daß er als Bodmers Gast sich ganz und gar in die Hausordnung fügen und bemüht sein werde, die Gegenwart seines Körpers, so wenig als möglich, fühlbar zu machen. In dererlei Äußerlichkeiten hofft er allerdings nur die geringste Ähnlichkeit mit Bodmer zu haben, wichtiger sei doch die geistige Verwandtschaft. Er sei ganz, wie er in seinen Schriften sich gebe, ein Menschenfreund, ein redlicher Schüler der Weisheit und Tugend, er besitze eine gewisse Einfalt des Herzens, Redlichkeit und ein lenksames, weiches Wesen; er sei wohl einer der zärtlichsten Menschen, habe aber doch eine männliche Charakterstärke, eine droiture infléxible, die ihm eine freiheitliche Gesinnung gebe. Im Cham, im Husan der Noachide hat er sein Portrait gefunden. Dann fallen ihm aber auch alle seine Fehler ein, seine Flüchtigkeit, Etour-

*) Vergl. Bodmer an Schinz 3. Mai, Zehnder S. 454.

**) Ausg. Br., S. 98, 103, 107.

***) Vgl. an Zellweger 8. Juni, Euph. Ergh. 3, S. 73.

derie, seine Heftigkeit in an sich guten Affekten, eine stolze Eigenliebe, die ihn wohl etwas eigensinnig machte, an deren Stelle hinwiederum manchmal eine gewisse Selbstverachtung trete. Wenn er sich so ehrlich im Spiegel betrachtet, dann zittert er manchmal, ob seine Freunde in Zürich nicht doch etwas enttäuscht von ihm sein könnten: besonders möchten sie doch nicht durch zu dreistes Lob, durch zu große Zärtlichkeit seine so leicht reizbare Eigenliebe noch mehr anstacheln. Demütig will er sich ganz dem Meister ausliefern: Bodmer werde ihn bessern, ihn zur Wahrheit und Tugend führen, ihn bilden. Von heißem, aufrichtigem Dank erfüllt, quellen ihm Worte schwärmerischer Verehrung über die Lippen.

In Bodmers Briefen aus dieser Zeit gibt sich seine Freude über die Gewinnung dieses jungen Mannes in rückhaltloser Weise kund. Alle Prüfungen habe der Beargwöhnte bestens bestanden, er habe sich unvergleichlich gehalten und in moribus et litteris gleich stark bewiesen. Einen arbeitsamen, hurtigen, lernbegierigen Jüngling habe er an ihm kennen gelernt, der auch in äußerer Lebensgewohnheit völlig mit ihm harmoniere. Die poetischen Werke (der „Frühling“) seien so herrlich, daß ein Klopstock für seinen Ruhm zittern müsse. Und überall zeige sich die völligste Übereinstimmung: „Dieser Jüngling empfindet nach meinem Herzen und denket nach meinem Kopfe. Ich hätte caeteris paribus den Frühling empfunden, wie er ihn empfunden hat, nicht nur gesehen, wie Kleist ihn gesehen hat; ich hätte die Erzählungen erzählt, wie er sie erzählt hat, ich beurteile den Noah, wie er ihn beurteilt. Es ist als ob er in meinem Kopfe gewesen wäre, da ich den Patriarchen geschrieben habe“ *). Als Kritiker (des Noah) stellt er ihn über Addison und will künftig die eignen epischen Manuskripte von ihm prüfen lassen, bevor er an Publikation denke. Ja, wenn dieser seine Hoffnungen betrügen könnte, dann gäbe

*) Zehnder S. 506.

er den Glauben an die Welt auf. Aber nein! Alles was der Jüngling nur vornehme, gelinge zum besten; von ihm gelten die Verse *)

Joseph schien wie ein schoßender Baum am Brunnen gepflanzet
Dessen Äste bald über den Brunnen gewachsen sich breiten
Ernst und Tiefsinn zu denken, bey andern die Früchte des Alters
Waren bei ihm in der Blüte des Lebens gereifet; Gott gab ihm
Weisheit, die Künste der tiefverborgnen Natur zu entdecken
In ihm hauchte der göttliche Geist. In seinen Geschäften
Die er vornahm, war Gott mit ihm und ließ sie gelingen.
Gott verband ihm das Glück. Was er vornahm konnte nicht besser
Vorgenommen, und was er dacht nicht besser gedacht seyn
Seine geringste That war mit Wolstand und Annmuth bestreuet
Die darauf aus dem Schaz des göttlichen Herzens herabfloß.

So sollte Wieland die Schmerzen vergessen machen, die Klopstock ihm bereitet, und ihm sein, was Lamech von seinem ungeborenen Noah erwartete, — drum Dank der gütigen Vorsehung, die einen solchen Menschen ihm ließ geboren werden!

Nach derlei naiv-enthusiastischen Ausrufen stellt er dann auch die nüchternen Erwägungen an, von welch großem Nutzen der junge, ergebene Mensch ihm sein könne. Das Schreiben von der Würde eines schönen Geistes hat ihm erwiesen, daß Wieland ein mutiger Draufgänger im Kampfe ist. Wohl möchten auch einige Seitenhiebe in der Noahkritik allzu schweigsamen Leuten den Mund öffnen, und sei denn auch durch das heftige Ungestüm des feurigen Kämpfers ein Bruch mit Gleim und den Braunschweigern zu befürchten, so werde seine Gegenwart „die Verachtung der Gleime und Ramler ersetzen“. Also: eine mächtige Stütze im Kampfe gegen den schlechten Geschmack erhoffte er vor allem in seinem Gast.

Dieser selbst erwartete in seiner unbehaglichen Umgebung zu Biberach sehnsüchtig den Tag, der ihn nach

*) Aus Jakob und Joseph V. 149—59.



Zürich bringen sollte. Hatte er ihn anfangs schon Ende August erhofft, so mußte er nachher sich doch noch zwei Monate gedulden. Denn er mochte nicht reisen, ohne vorher seine Geliebte noch einmal gesehen zu haben — aber auch nur ihr in Aussicht stehender Besuch, nichts anderes auf der Welt hätte ihn veranlassen können, die Reise zu Bodmer um einen Tag aufzuschieben. Ohne die neue Begegnung mit seiner Doris, würde er niedergeschlagen, mürrisch, laß nach Zürich kommen. Wenige Tage in ihrem Verkehr dagegen seien ihm seelische Erquickung und Erhebung und würden seine Stimmung würdig vorbereiten. Nach einem peinlichen Hangen und Bangen kann er endlich die „Unvergleichliche“ in seine Arme schließen, und nun dauerts nur noch fünf Tage, bis ihn Freund Schinz an der Schweizer Grenze in Empfang nimmt. Eine Woche verbringt er mit diesem auf Billeters Wohnsitz bei Wesperbühl in angenehmster Gesellschaft. Am 25. Oktober verzeichnet Bodmer in seinem Tagebuch Wielands Ankunft in Zürich.

* * *

So war nun Wieland einer Umgebung entzogen, die ihn gequält hatte, wenn auch durch nichts anderes als durch ihre Teilnahmlosigkeit an seinem Sinnen und Trachten. Hatte die Klosterberger Schule das unerbittliche Forschen seines frühreifen Verstandes gewaltsam zu hemmen gesucht, so ward ihm zu Erfurt im Studium Wolffs und wiederum des Cervantes der Geist bald zu eng geschnürt, bald mit unverdaulicher Nahrung überfüttert; war in Tübingen die Einsamkeit seine Zuflucht vor Leuten, die Klopstocks Poesie verspotteten, so traf er im Elternhaus zwar eine Mutter, die mit weicherem Gemüt auch den poetischen Versuchen ihres Sohnes liebevolle Pietät entgegenbrachte, aber einen Vater, der in Sorgen unwillig den Kopf schüttelte über die brotlosen Künste seines Kindes. Nur mit Mühe konnte der Sohn

den Geistlichen, den wohl rechtschaffen-bürgerlicher Sinn und strenge Frömmigkeit, doch keine Kunstliebe zierten, wenigstens eine gewisse, stumme Achtung vor seinen eigenen Dichtungen, vor einem Noah und Messias abringen*), aber der verständige Mann dachte doch klar und frei genug, um mit Vertrauen und Dankbarkeit sein Kind zu dem einflußreichen Schutzherrn ziehen zu lassen**). Freilich, indem Wieland in die Schweiz zog, verlor er die enge Verbindung mit Sophie, die seine Heilige, seine Vertraute, seine Muse zugleich gewesen war; indeß, er hoffte, daß der scheinbare Umweg der nächste Weg sein würde zur Möglichkeit der dauernden Vereinigung***). Rein äußerlich betrachtet ist die Veränderung, die Wieland durch seine Übersiedelung erlebt, nicht allzu groß. Dieselbe moralgetränkte, enge Bürgerlichkeit, wie im Pastorhause zu Biberach, umgibt ihn auch im Heim des Professors. Aber die Schweizerstadt hatte ihre Geistesaristokratie; politisch kluge, besonnene, tüchtige Männer wie Blaarer und Heidegger, Gelehrte von umfassender Bildung, von kritischem Vermögen und einsichtsvoller Begabung wie Breitinger, junge, künstlerisch begabte Talente wie Werdmüller, Steinbrüchel, Geßner, auch Frauen von feinerer Bildung wie Frau Grebel-Lochmann. Gar manche von der jüngeren Generation hatten Reisen ins Ausland, nach Deutschland, Frankreich, Holland, nach England und Italien gemacht und von dort mehr oder minder Geschmack und Vorliebe für schöngeistige Bestrebungen mitgebracht, sodaß Ewald von Kleist nach seinen Eindrücken an Gleim berichten konnte†): „Statt daß man in dem großen Berlin kaum 3—4 Leute von Genie und

*) Vgl. Euph. Ergh. 3, S. 82 f.

**) Vgl. Wielands Vater an Bodmer 14. Okt., Euph. Ergh. 3, S. 86.

***) Daß Wieland durch die Vermittlung der Züricher Freunde eine Anstellung zu finden dachte, ergibt sich aus den Briefen 6. März, Ausg. Br. S. 51, Euph. Ergh. 3, S. 68; 11. April, Ausg. Br. S. 51; 18. April, ebd. S. 71; 15. Juli, ebd. S. 102; es wird darauf zurückzukommen sein.

†) 22. November bei Sauer: Kleist II, S. 213.

Geschmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als 20—30 derselben an. Es sind zwar nicht alle Ramlers, allein sie denken und fühlen doch alle und haben Genie, Einer zur Poesie, der andere zum Malen, Kupferstechen usw. und sind dabei lustige und witzige Schelme“.

Über alles hinaus aber ragte die Gestalt Bodmers. Sein drängender, feuriger Geist, seine wirklich künstlerisch empfindende Natur, hatte ihn schon in früher Jugend, nach den kurzen Wanderjahren in Südfrankreich und Oberitalien, aus der Dürre seiner Umgebung hinausgehoben und ihn zum Apostel eines Bildungsideals gemacht, das seine offene Aufnahmefähigkeit dem Ausland entnommen hatte. Michael Bernays hat den treffenden Ausdruck gefunden*) zur Charakteristik der seltsamen Persönlichkeit dieses Strategen im Reich des Geistes: „Empfänglich nach den verschiedensten Richtungen hin, reizbar und aufreizend, rasch auflodernd in kindlicher Begeisterung für das verkannte oder nur von ihm erkannte Große, zäh im Festhalten seiner Ansichten und Absichten, von deren Verbreitung und Erfüllung er allein das Heil erwartete; grillig und launenhaft, zuweilen ein griesgrämiger Haberecht, und als solcher zu den schlimmsten Fehlgriffen fortgerissen, im Ganzen aber lebensklug und gewandt; ungeachtet einer gewissen Neigung, sich in sich selbst scheu zurückzuziehen, doch in seiner Kampfeslust immer gleich bereit zum ernsten Gefecht wie zum leichten Scharmützel, hie und da zu kleinen versteckten Listen und Ränken sich herbeilassend, aber in einer festbegründeten sittlichen Tüchtigkeit von allem Niedrigen und Gemeinen unberührt“. — Dieser seltene und seltsame Mann hatte eine eminente, persönlich wirkende Kraft, die keine Auflehnung duldete. Die Getreuen, die ihn im engsten Kreis umgaben, standen ganz unter seinem herrischen Einfluß.

*) Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte II, S. 53.

Bodmers „föhrene Hütte“ „im Berg“, in der nun Wieland das Klopstock-Zimmer bezog, war ein kleines Paradies durch die landschaftliche Schönheit, die sich dort dem Auge bot*). Dem Jüngling, dem die bescheideneren Herrlichkeiten seiner schwäbischen Heimat eindrucksvoll genug gewesen, daß er ihnen als gereifter Mann noch liebevolle Erinnerungen widmete, wird nicht teilnahmlos der großartigen Natur verschlossenen Sinn entgegengebracht haben. Wählt er sich doch im Sommer die Weinlaube im Garten zur täglichen Arbeitsstätte. So weit und frei sich hier die Brust dehnen mochte, so beengend und ernüchternd mag die unverrückbare Ordnung und altväterlichste Einfachheit des dunklen „Museums“**), das er am Pulte arbeitend mit dem Wirte teilte, auf ihn gewirkt haben. Neunzehnjährig trat Wieland***) in dies Haus — krank an der Frühreife, krank an der unnatürlichen Weltentfremdung, an Körper wie an Geist zart und empfindlich. Seine natürliche Sinnlichkeit hatte ihre metaphysische Umbildung durchgemacht und alle Kräfte der blutarmen Natur aufsaugend die Leidenschaft in sehnend-seufzende Schwärmerei gekehrt. So schaut uns das Gesicht des jungen Wieland entgegen: die weiche, sinnliche Rundung der Formen gibt ihm eine unbestimmte Altersprägung, ein ernster, durch liebenswürdiges Lächeln gedämpfter Ausdruck deutet auf Innerlichkeit und Frühreife, zart geschwungene Brauen, weit geöffnete, verträumte Augen reden von phantasiereicher Begabung und warmem Gemüt, die hohe Stirn, die Haltung

---

*) Vgl. Goethe in Dichtung und Wahrheit. Jubiläum-Ausg. Bd. 25, S. 78 f.

**) Vgl. Hedwig Waser: Das Bodmerhaus, in der „Jubiläumsschrift für Bodmer“ 1897, S. 49 ff.

***) Interessante, auffallende Vergleichspunkte ergeben sich, wenn man von der Betrachtung des jungen Wieland auf die Schilderung des Jünglings Bodmer schaut, wie sie L. Meister in dem Nekrolog: Über Bodmern, Zürich 1783, gegeben hat: „So lebhaft er den Werth vertraulicher Freundschaft zu schätzen wußte, so ängstlich



geben ihm ein sinnendes etwas lehrhaftes Aussehen.*) — Kurzum, als Wieland nach Zürich kam, war er ein Mensch, der vielerlei gelernt und Lust am eigenen Grübeln hatte, dessen Denken, mit Phantasie, mit sinnlicher Schaufreude und natürlich-feinem Geschmack geeint, sich zu starkem künstlerischem Produktionstrieb steigerte, dessen vielversprechendem Geist aber der ausgesprochene Charakter fehlte. Weich und begeisterungsfähig konnte er daher leicht von stärkerer Hand in die eine oder andere Richtung gedrängt und bis zum Fanatismus entflammt werden. Hatte Klopstock durch eine gewisse Sympathie der Seelenstimmung und durch die fortreißende Gewalt seiner Rede zuerst dem Jüngling die Richtung gegeben, so griff jetzt die starke Persönlichkeit Bodmers den gelehrigen Schüler bei der Hand und führte ihn durch steiniges Gelände, in dem der Junge nach dem deutenden Wort des Alten das Reich der wahren Poesie zu finden glaubte.

Der freundliche Gönner sorgte rührig für seinen Schutzbefohlenen, indem er dem Dichter einen Verehrer- und Freundeskreis warb bis in die fernsten und bedeutsamsten Orte Deutschlands. Wir haben aus dem Briefwechsel der Jahre 1751/52 ersehen, wie Bodmer seinen

wich er lautem Gelärm aus: leutscheu und in sich selbst vertieft, war er gleichsam schon Greis in der Jugend, und vielleicht weniger gesellig und munter als hernach in seinem 80. Jahre. Selten ist ein Dichter gefühllos gegen die Pfeile der Liebe: Bodmers Liebe war von alter Art, die nur in der Romanwelt ihr Glück macht; keineswegs tändelnde Galanterie, vielmehr poetische Minne, keusche, ritterliche Ehrfurcht. Mitten im Kreise lustiger Brüder, mit denen er nicht dem Herzen, nur dem Kopf nach verwandt war, glühte bey ihren Feszennischen Scherzen Schamröthe auf seiner ernsten Stirne, und wenn in der Runde der Kelch mit Traubennecktar herumging, so trank er Wasser. Von Körper und von körperlichen Bedürfnissen empfand er nur soviel, um zu wissen, daß er nicht ganz entkleideter Geist sey".

*) Vgl. sein Porträt S. 59 der Jubiläumsschrift für Bodmer, „nach einem Kupferstich in der Stadtbibliothek in Zürich."



Heß zur intimsten Anteilnahme an der neuen Freundschaft heranzog, wie von beiden Schinz zu einer freundschaftlichen Verbindung mit Wieland geführt und der Vertraute in Trogen, der schöngeistig gebildete Arzt Dr. Laurenz Zellweger für ihn interessiert wurde. In Winterthur bei dem biedern, humorvollen Künzli, bei dem „logikalisch" satirischen Waser hatte der Züricher um Gunst für den jungen Dichter geworben und das Urteil eingeholt. Künzli hatte wohl beifällig zu Bodmers Wieland-Projekt genickt, aber lächelnd den sublimen Geist des jungen Menschen mit den Weibern verglichen, die zu stark binden und darum entkräftet ehzeitig sterben, und beim Lesen mancher Verse der „Moralischen Briefe" schelmisch aufgeguckt: „Mich dünkt, Herr Wieland sage viele Dinge, die er nicht würde gesagt haben, wenn er es nicht um des Reimens willen gesagt hätte. Jener Knecht, dem sein Herr befahl einen Reimen zu machen, sagte, ich heiße Hans und schlafe bei deiner Frau; Hans, sprach der Herr, das reimet sich nicht. Ja, antwortete der Knecht, es mag sich reimen oder nicht, so ist's doch wahr. Wieland müßte an einigen Orten gerade das Gegenteil sagen, es ist zwar nicht wahr, aber es reimet sich gut" *). Unbefangen hatte auch Waser sein gründliches Urteil über die „Natur der Dinge" gegeben, **) dem dichterischen Genius, der sich in dem Buche offenbarte, ungeteilte Bewunderung und Beifall zu teil werden lassen, dem philosophierenden Kopf aber Unbedachtsamkeit, unreife Verworrenheit, ein übereiltes Urteil in klarer Kritik vorgeworfen, sich endgültig aber dahin erklärt: „Könnte ich etwas beitragen zu seinem Besten, ich würde es mit rechtem Eifer thun; das sind Sie (Bodmer) aber im Stande zu thun". Das kluge Urteil der Winterthurer ist nicht ohne Eindruck auf Bodmer geblieben ***). Dem treuen

---

*) Hirzel S. 50 und Gött. gel. Anz. 1896 S. 474.

**) Stäudlin S. 249.

***) Er citiert Künzli-Worte im Brief an Schinz 3. Mai, Zehnder

Sulzer in Berlin hatte Bodmer schon gleich nach Empfang des „Hermann“ dies Gedicht gerühmt und ihn seitdem immer wieder von dem neuen Dichter unterhalten. Sulzer teilte des Freundes Bewunderung für Wieland, schenkte ihm das höchste Interesse, vertrat seine Sache bei Gleim, dem übrigens auch Bodmer selbst den „zweiten Klopstock“ rühmte, und besorgte Wielands „Hymne“ mit einem Empfehlungswort als Vorrede in Berlin zum Druck. Hagedorn, der Hamburger Correspondent, wurde ebenfalls schon über den unvollendeten, „Hermann“ unterrichtet und erhielt die „Natur der Dinge“ und Nachrichten über Wielands Unternehmungen — mit Verschweigung des Namens. Aber Hagedorn hatte selbst sich nach dem Autor erkundigt, da er indessen eine solche Vorliebe für ihn gewonnen hatte, daß er sich auch in moralischen Briefen versuchen möchte. Hagedorns Brief (vom 17. Sept.) gibt Wieland direkte literarische Anregungen*). Selbst dem abtrünnigen Klopstock war ein Exemplar des „Fryhlings“ übersandt worden — mit boshaft triumphierendem Blick? Meinte doch Bodmer, daß gerade der „Fryhling“ Klopstock in Schatten stellen müsse! Am 12. Dez. erst antwortet der Messiasdichter — ohne mit einer Silbe mehr als dem kurzen Dank für die Zusendung das Gedicht zu erwähnen**).

Bodmers Freunde waren auch Wielands Freunde. Wir wissen, welche Unruhe in den Zeiten, als noch die Erwägungen über die Einladung Wielands nach Zürich schwebten, dem Patriarchen die lustigen Junggesellen der Stadt, die Verführer seines Klopstock, bereiteten. Aber der neue Gast hielt sein Versprechen: „Herr Bodmer,

---

S. 455; im Schreiben an Heß vom 13. Febr., Euph. Ergh. 3, S. 67 klingt Wasers Kritik nach.

*) Vgl. Kap. III.

**) Hirzel S. 234.

Breitinger, Sie (Schinz) und einige von Bodmers wahren Freunden sollen der Cirkel seyn, in dem mein Umgang eingeschlossen sein wird". Eine gegenseitige, vorgefaßte Abneigung hielt die „fröhliche Bande" und den Weinverächter Wieland von einander fern. Wohl hatte auch Salomon Geßner in Bodmers Haus für den jungen Dichter Interesse geschöpft und schickte dessen Schriften weiter an Freund Schultheß, der hinwiederum Ramler auf Wieland aufmerksam machte*). Kaum war aber der Schwabe in Zürich eingekehrt, da schreibt Geßner in seinem lustig karikierenden Ton: „Wieland sitzt bei Bodmern bei einem Schreibe Pult, sitzt da mit stolzer Zufriedenheit und überdenkt seine Hoheit und Tugend, sitzt da und wartet auf Anbetter und Bewunderer, sie mit gnedig segnendem Blick anzulecheln, aber es kommt kein Anbätter, dann glaubt er gerecht und fromm, der Geschmack fliehe unser Land! und zörnt, daß Gott noch zögert auf einer Tau treufelnden Wolke, ihn, Bodmern und den großgeköpfeten Schinzen in den Olymp abzuholen. Ergrimmt streckt er die Rechte aus, greift nach der Feder, probiert sie auf dem breiten Nagel und schreibt. — Mit einem Wort, Wieland ist ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts als sein Dintenfaß und eine Wand voll Bücher gesehen. Er ist stolz, und Bodmer wollt es hoch anrächnen, wenn jemand Wielanden sehen dürfte und Schinz glaubt uns seines Anblicks ganz unwürdig. Nun geht von uns nicht einer zu ihm; und Schinz wird auf das Gottloseste geschoren, der Doktor (Hirzel) mußte mit Kleisten hinauf und ich, ich werd auch hingehen, als Verleger" **). Trefflich unterrichtet ein Brief Bodmers an Zellweger vom 12. Nov. ***) über den Eindruck, den Wieland gemacht, über Gunst und Ungunst, die ihm zu-

*) Viertelj. f. dtsche Lit. Bd. IV, S. 67. In einer Anmerkung seiner Ausgabe von Bodmers gereimten Gedichten 1754 (S 121) sucht Schultheß Gelegenheit, den Verfasser der Natur der Dinge zu rühmen.

**) 28. Okt. Wölfflin: Salomon Geßner 1889, S. 158.

***) Zehnder S. 689 und Euph. Ergh. 3, S. 89.

teil geworden: „Hr. Wieland ist seit 14 Tagen bei mir. Er schicket sich vortrefflich zu mir, auch zu meiner Liebsten. . . . Noch ist er nichts weniger als ein Schmeichler. Er hat eine Liebste, welche die Serena in einer seiner Erzählungen ist. Er erzählt mir von ihrer Tugend nicht nur verliebten raptus, sondern redende Handlungen . . . Hr. Can. Breitinger und Hr. Pastor Heß von Altstätten sind vollkommen mit ihm zufrieden,*) sie finden in ihm den philosophischen, hellen Verstand zu Klopstocks feurigem Einbildungsvermögen. Hier ist zwar nicht solcher Adlerflug der Phantasie, aber mehr Urteilskraft. Er hat die jungen Anacreonten, die mir Klopstock weggenommen haben, durch das Gedicht von der Würde eines schönen Geistes ganz wider sich entrüstet, sie sagen, er sei ein veritabler**) alter Jüngling, den Bodmer bilden könne, wie er wolle; er ließe sich von diesem in einen Sack schieben. Sie wollen auch ein Werk wie das Gedicht von der Bestimmung eines schönen Geistes schreiben, nämlich von der Bestimmung der Brätknöpflein, das ist eine von ihren Lieblingsspeisen, bei einem unsokratischen Kelchglase. Indessen haben diese Herrn Wielanden noch nicht gesehen; theils aus Abneigung wegen des Gedichtes von der Würde — theils weil ich mich ziemlich deutlich habe vernehmen lassen, Wieland wäre nicht für sie nach Zürich gekommen. Wieland hat auch nicht das geringste Verlangen sie zu sehen, er verachtet sie herzlich. Es

*) Seufferts Bemerkung Euph. Ergh. 3 S. 89 („Da nach diesem Brief — Bodmer an Heß 19. Nov. — Wieland Heß schon persönlich kannte, wie in der Ode „Klagen und Beruhigung" vorauszusetzen ist [Herrigs Archiv 66, 72], da außerdem diese Ode Breitinger noch nicht nennt, wie auch Bodmers Brief vom 12. November noch nicht von einem Verhältnisse beider spricht — erst in dem vom 19. November heißt es Wieland stehe bei Breitinger in Gunst — so fällt sie jedenfalls in die ersten Wochen von Wielands Züricher Aufenthalt") beruht also auf einem Irrtum; die Odendatierung kann daher so nicht gestützt werden.

**) Ich gebe „veritabel" nach Zehnders Druck, Seuffert liest „venerabler", was aber doch weniger Sinn hat.

ist nicht die geringste Gefahr, daß sie ihn auf ihre Seite brächten, wenn sie ihn gleich so obsedieren könnten, wie den Poeten der Messiade. . . . Er hat große Werke im Kopfe, nicht nur poetische, die Menschen zu Gott und zur Tugend zu führen, es fehlt ihm nur, daß er kein Fürst ist" *).

Während Wieland sich die Gunst der engsten Freunde Bodmers gewann, in der Stadt täglichen Verkehr mit den Breitinger und Heidegger **) pflegte oder mit Bodmer spazierte, Besuche bei würdigen Herren wie Verwalter Lavater, Chorherr Zimmermann, „die ihn weit über Klopstock setzten", auch in Altstätten machte oder zu Hause Herrn Ott in der Schipf, Herrn Schinz auf dem Fröschengraben empfing, suchte man sein Herz von Klopstock abzuwenden, indem man ihm dessen Briefe aus der peinlichen Angelegenheit mit Bodmer zeigte (die zu sehen er jedoch „wenige Begierde" bewies); auch hinderte man eine engere Verbindung mit dem für einige Wochen als Werbeoffizier in Zürich weilenden Ewald von Kleist ***):

Eines Sonntags Nachmittags †) hatte Dr. Hirzel mit seinem Freunde Kleist bei Bodmer Besuch gemacht. Da Hirzel bald abberufen wurde, konnte man Kleist fast fünf Stunden hindurch allein genießen. Er zeigte sich nicht unsympathisch, aber das feindselige Mißtrauen gegen Dr. Hirzel und alle seine Kumpane, das Gefühl, daß der lasterhaft humorvolle Doctor seinem Freunde schon ein rechtes Bild von den beiden griesgrämigen „Alten" gemacht haben werde, die ausschließliche Concentrierung seines Interesses auf Wieland hinderten den sonst, wenn es galt berühmte Bekanntschaften zu knüpfen, so schnell

*) Dieser Satz deutet sicher auf Beschäftigung mit Ideen, wie sie der Plan einer Akademie ausspricht.

**) Johann Conrad Heidegger, Ratsherr, nachmals Bürgermeister.

***) Vgl. Baechtold: Kleine Schriften S. 154 ff.: Wieland und Ewald von Kleist in Zürich.

†) „Am Sonntag vor 8 Tagen" schreibt Bodmer am 19. Nov., Zehnder S. 511.

gewandten Bodmer, sich irgend näher mit Kleist zu befassen. Er ließ den Besuch sogar aus dem Hause gehen, ohne daß er ihm in Wieland den Verfasser des „Lobgesangs auf die Liebe“ vorgestellt hätte (übrigens die einzige von Wielands Schriften, die Kleist bisher gelesen hatte. Wie ergrimmt war Bodmer auf Hirzel, der dem Fernhergereisten nicht einmal gesagt, daß der Verfasser, Wieland, eben der junge Freund Bodmers sei; der ihm keine der übrigen Schriften zu lesen gegeben oder nur genannt hatte!) Nach drei Tagen machte er mit Wieland einen kurzen Gegenbesuch — und noch kannte Kleist Wielands Schriften nicht, kaum, daß er nun doch über den Verfasser des „Lobgesangs“ Bescheid wußte. Einer weiteren Begegnung im Hause Breitingers wich Bodmer aus: „Wir wollen diese Herren (Hirzel, Werdmüller, Kleist) durch unsere Abwesenheit in volle Freiheit setzen, über unsere Finsterniß und Menschenfeindschaft nach ihren Concepten zu spotten und Hr. Chorherrn Anlaß geben, uns zu vertheidigen“. Kleist schrieb seinen vorläufigen Eindruck von dem Dichter am 22. Nov. an Gleim *): „Er ist zwar noch sehr jung, aber er hat erstaunend viel Genie; nur er arbeitet ein wenig zu viel und wird ohnfehlbar bald erschöpfen oder sich ungesund studieren; denn er denkt an gar kein relachement“. Obwohl der Züricher und der Berliner anfänglich einander scheu auswichen, schienen sich doch bald bessere Beziehungen zwischen ihnen entwickeln zu können. Leider mußte Kleist bald aus der Stadt fliehen. Als er dann im Februar wieder zurückkam, unterhielt er sich mit Bodmer vornehmlich über Klopstock. Da änderte sich seine Haltung gegen Wieland, denn er glaubte herauszufühlen, daß nur dieser unwürdige Schmeichler einer Versöhnung entgegenstehe, und erbost über den wütigen Heißsporn, der auch Gleim und Ramler im Noahkommentar anfahre, schrieb

---

*) Sauer: Kleist II S. 212.

er, daß Wieland ein Pinsel sei, der die ganze Welt reformieren wolle und noch keinen Flaum am Kinn trage *).

Nicht Wielands Wille, sondern Bodmers vorgreifendes, eifersüchtiges Mißtrauen hatte leider jede Annäherung Kleists und Wielands verhindert.

Bodmer gelang es vollständig, Wieland für sich allein zu besitzen, den Besitz zu teilen höchstens noch mit Serena, — so wurde Sophie jetzt mit dem Decknamen aus den „Erzählungen“ genannt, nicht mehr Doris, was an die überschwängliche Lyrik der Oden u. s. w. erinnerte. — An ihr hielt der Jüngling mit aller Treue fest und Bodmer hatte, seitdem er nicht verliebte „raptus“, sondern Erzählungen von ihren tugendhaften Sitten aus des Verlobten Mund hörte, nichts gegen solche Liebe einzuwenden. Wielands Stellung zu Klopstock — der zweite kritische Punkt im Verhältnis zu Bodmer — hatte sich der Bodmers assimiliert, wenigstens sah auch er Tadelnswertes in Klopstocks Verhalten gegen den Meister und gegen Fanny. Davon zeugt sein (einziger) Brief an Klopstock vom April oder Mai 1753 **). Dieser Brief, der vermutlich auf Veranlassung Bodmers geschrieben wurde, schildert am besten auch Wielands glückliche Zufriedenheit mit seiner neuen Lage: „Sie wissen bereits, daß ich bei Bodmern bin. Schon Sechs glückliche Monate sind mir in seinem Hause wie Wochen dahingeflossen, eine gütige Vorsehung machte mich ihm bekannt, gab mir seine Aufmerksamkeit und endlich sein unschätzbares Herz. Das meinige besitzt kaum Serena mehr als er . . . Bodmer hat mir auch die Liebe seiner vortrefflichen Freunde zugewandt. Urtheilen Sie nun, wie glücklich ein Herz sich selbst fühlen müsse, das mit dem zärt-

*) Vgl. Kleists Briefe a. a. O. und Bodmer an Zellweger in Seufferts Rezension: Anz. f. dtsch. Altert. X S. 262 ff.

**) Durch Seuffert abgedruckt in der „Deutschen Dichtung“, hg. v. K. E. Franzos 1890 S. 271 f.



lichen Hang zur Freundschaft geboren immer Freunde gesucht und keine gefunden, wie es suchte, endlich aber fast auf einmal in den freundschaftlichen Umgang der edelmüthigsten Männer versetzt wird, deren einzelne Vorzüge durch die Freundschaft vereint, einen Cranz von allem, was an Menschen liebenswürdig ist, ausmachen. Wenn Sie sich eine hieraus entspringende sanfte Zufriedenheit, ein neues Leben der edlen Neigungen der Seele, einen beständigen Zuwachs an Einsicht, und noch tausend kleinere, der Welt unmerkliche, nicht brausende aber desto süßere Freuden vorstellen, so haben Sie einige Idee von meinem Aufenthalt bey Bodmern".

Das Zusammenleben Bodmers und Wielands trägt seine Frucht in der fleißigen literarischen Tätigkeit, der sich beide widmen. Es war ein wirklicher Wettstreit unter ihnen, sie sahen im emsigen Schreiben verdienstvolle Pflichterfüllung. Da mag wohl der Jüngere bescheiden ein Wort gesprochen haben, wie's der Alte in seinen Anekdoten mitteilt:

Albern ist der und niedrig, der sich in Streit mit dem einläßt,
Der ihn nahm in sein Haus und ihm gab die Liebe der Edeln *).

Sie arbeiteten im engsten Verein, für einander und mit einander. Hin und wieder hatte freilich der eine vor dem andern auch literarische Geheimnisse **). Wie er früher schon angekündigt hatte, ließ Bodmer nun seine frisch geschriebenen Werke erst von seinem freund-

*) Oder haben wir authentische Überlieferung vor uns? Warum sollten sich die beiden nicht auch gelegentlich „angesungen" haben? Freilich der erste Hexameter ist miserabel, und es stehen die beiden Verse auch im Eingang von „Jakobs Wiederkunft aus Haran". Aber in dieser Einleitung ist gerade Bodmers und Wielands Verhältnis (unter den Namen „Asaph" und „Ethan") versinnbildlicht, und Wieland-Ethan sind da diese Verse in den Mund gelegt.

**) Bodmer an Heß 5. Dez: „Itzt arbeitet Wieland an dem geheimen poetischen Werke von philosophischem Inhalt, wovon ich nichts zu sehen bekomme, bis es vollendet ist". (Euph. Ergh. 3 S. 89.)



lichen Genossen im Arbeitszimmer beurteilen. Um ein objektives Urteil zu erhalten, ließ er ihm das Manuskript auch wohl als Werk eines Unbekannten durch einen Dritten zustecken. Wieland, der ja nun wohl bald merkte, was die Uhr geschlagen, las dann das Gedicht unter lauten Ausrufen des Entzückens oder er schrieb eine bewundernde Kritik*). Daran fand dann der Patriarchadendichter Ersatz für alle Verkennung. — Die Freundschaft der beiden Männer stieg allmählich auf ein lächerliches Niveau, so daß sie sich gegenseitig Briefe voll Zärtlichkeiten zureichten**).

Das Frühjahr 1753 (vor dem 7. März) brachte Wieland die persönliche Bekanntschaft Künzlis, der in ihm einen der „habilsten Köpfe" erkannte, ihm Großes zutrauen

---

*) Vgl. Grubers 1te Biogr. I. S. 60, Brief an Steinbrüchel 24. Okt. 1753, Ausg. Br. S. 121. Bodmer an Zellweger 11. Nov. 1753.

**) Gruber a. a. O. S. 63: „Bestochen von Dankbarkeit, verblendet von Verehrung, angesteckt vom Beispiel nahm er von Bodmers Tugenden und Fehlern so viel an, daß es sehr das Ansehn gewann, Bodmer habe sich in ihm einen Sohn seines Geistes erzogen". — Das von Seuffert, Gött. gel. Anz. 1896 S. 476/77, mitgeteilte Blatt, in dem sich Wieland wegen einer am Tage vorher begangenen „Impertinenz" entschuldigt, möchte ich wegen des letzten Satzes: „Wenn Sie so gütig sind mir zu vergeben und mit mir zufrieden zu seyn, so reden Sie nichts von diesem Blatte, sondern zeigen mir nur ein so heiteres Auge als gewöhnlich", der die Sache doch eigentlich als bedeutungslos erscheinen läßt und einen täglichen Verkehr vorauszusetzen scheint, eben in diese Zeit des Zusammenlebens und der rührseligen Freundschaft setzen. — Über ein gelegentliches, nicht genauer datierbares Rencontre mit Breitinger berichtet (Böttiger S. 291) Wieland später: „Er könnte seinem Dichtergenius folgend, heute auf Jemanden recht viel Böses sprechen, und bald darauf gar nicht wissen, daß ihm so ein Wort entschlüpft sei. Er erinnere sich, daß ihn einst Breitinger in Zürich vor diesen Kreuzsprüngen seiner Laune nachdrücklich gewarnt und ihm gesagt habe: Er habe in einer Gesellschaft sehr spöttisch über ihn (Breitinger) gesprochen. Wieland wurde darüber sehr aufgebracht und versicherte, daß dies gewiß nicht sein könnte. Nun überführte ihn Breitinger, daß er es selbst hinter einem Busche mit angehört habe".



mochte und auch den Vorzug vor Klopstock gab*). Künzli machte dann weite Reisen und besuchte in Deutschland Hagedorn, Abt Jerusalem, Gleim, Abt Steinmetz (Klosterbergen) und auf längere Tage die Bekannten in Berlin. Während sich Waser in der gutmütigen Satire „Briefwechsel zweier Landpfarrer über Wielands Briefe der Verstorbenen“**) heimlich über den allzuhoch fliegenden Jenseitsdichter erlustierte, breitete nun Freund Künzli auf seiner Reise „Wielands Gerücht wie eine wohlriechende Salbe aus. Gleim selber mußte mir ihn loben und versprechen, gegen die Anakreonten zu schreiben“. Er tat aber noch mehr, indem er sich bemühte, Wieland bei der Durchsetzung seines Lebensplanes hilfreich zu sein.

Als Tübinger Student schon hatte Wieland als einzige irgend behagende Berufstätigkeit eine Erzieherstellung ins Auge gefaßt. Eine akademische Professur, zu der sein Vater ihn drängte, hatte für ihn keine Lockung. Es war ihm zuwider „einer Menge ungezogener und wilder Jünglinge Sachen vorzusagen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören, um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut ist, der, wider die Gewohnheit academischer Lehrer, sich um ihr wahres Bestes interessiert und seine Kräfte und Nächte dazu anwendet, die glückseligmachende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen“. Darum ging sein Wunsch auf eine Hofmeisterstelle in Braunschweig, wie Gärtner sie inne hatte, oder an einem Gymnasium, und zur Erreichung hoffte er auf eine Empfehlung Bodmers***).

Der junge Philosoph und Lehrdichter hatte sich richtig beurteilt: er besaß eine ausgesprochene Neigung

---

*) Vgl. Hirzel S. 52 ff., Gött. gel. Anz. 1896 S. 474.

**) Gedruckt 1793/94 im „Neuen schweizerischen Museum“.

***) Vgl. Euph. Ergh. 3 S. 68, Ausg. Br. S. 51, 65 f., 71.

und Fähigkeit zur „Ausbildung des menschlichen Verstandes und Herzens“ durch die intime Wirkung im persönlichen Verkehr. Seiner zarten, aesthetischen Natur entsprach es, daß er nur „jungen, doch nicht mehr ganz unreifen, bildsamen und edelveranlagten“ Leuten ein Führer sein konnte. Er wußte wohl, daß es schwer fiel, eine Stelle zu finden, wo er wirklich brauchbar wäre. Sein späteres Leben hat ihm dennoch mehrmals solche dankbare Aufgaben gestellt. Ihm war es um eine Erziehung zu tun, die seitab lag vom Wege der gewöhnlichen Schulausbildung, vielmehr einen ausgeprägt persönlichen Charakter tragen sollte. In jungen Jahren hat er ein ungewöhnliches Interesse an der psychologischen Entwicklung des jungen Menschen genommen*), als klassischer Schriftsteller hat er in seinen Erziehungsromanen vom Don Sylvio bis zum Aristipp sein hohes Talent für das Verständnis eines menschlichen Entwicklungsganges, seine gute Beobachtung durch psychologische Feinheit und Vertiefung bewährt.

Doppelt angenehm war darum Wieland bei der Aussichtslosigkeit eine ihn selbständig machende Lebensstellung in Bälde zu finden, Bodmers Einladung gewesen. Durch die Vermittlung des mächtigen Mannes erhoffte er in Zürich die private Erziehungsleitung eines jungen Herrn anvertraut zu erhalten: „Er müßte“, wie er sich etwas blasphemisch ausdrückt, „ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates seyn könnte“. Doch von diesen Plänen ist anfangs im Züricher Kreise nicht mehr die Rede. Erst im Sommer 1753 erhalten wir die erste, ungewisse Andeutung, daß man in Zürich bedacht ist, für Wieland eine passende pädagogische Tätigkeit zu suchen: die Stelle Wielands im Briefe an Sophie**): „Die Sache selbst, die ich darin

*) Vgl. z. B. Gespräche mit Ring; Funk, Archiv XIII.

**) 3. Juni, C. M. Wielands Briefe an Sophie la Roche, hg. von Franz Horn, 1820 S. 24.



geschrieben habe, verdient indeß alle Aufmerksamkeit, sonderlich das Project des Herrn B. . . .“ hat schon Gruber*) danach gedeutet. Bestimmteres läßt uns der Brief an Müchler**) erkennen. Dieser, Hauslehrer beim Herrn von Arnim in Suckow, hatte ihm den Antrag geschrieben, als Lehrer bei einem vom brandenburgischen Adel zu gründenden Erziehungsinstitut mitzuwirken. Darauf erwidert ihm Wieland, daß nur die Aussicht auf Realisierung eines „Projektes einer Academie“, das er mit einigen Freunden gemacht habe, ihn aus der Schweiz ziehen könne, — also eine Absage, denn er fügt selbst bei, daß er den Plan unter den gegebenen Verhältnissen kaum für durchführbar halte. Unter den „Freunden“, mit denen Wieland seine pädagogischen Pläne entwarf und ins Werk zu setzen suchte, war natürlich in erster Linie Bodmer verstanden, dann aber sicher auch Künzli, der selber früher als Anhänger Sulzers über Pädagogik geschrieben hatte***).

Denn der Winterthurer Freund hatte auf seiner Reise sich nach einer Anstellungsmöglichkeit für Wieland, mit dessen Wünschen bekannt, umgesehen. Gleim hatte sein freundschaftseliges Herz bewiesen, indem er nicht nur Wielands Angriff in der Abhandlung vom Noah übersehen wollte, sondern ihn zu sich einladen ließ und Versorgung mit einer Pfarrstelle versprach. Doch Künzli riet selbst davon ab, verwies vielmehr auf Abt Jerusalem, der auch Klopstock seine Protektion hatte zuteil werden lassen wollen, und schrieb demnach an Bodmer†): „Da Sie also einige Gedanken haben, den Hr. Wieland nach Braunschweig gehen zu lassen, dünkt Sie nicht, es wäre am besten gethan, wenn Sie und Hr. Wieland selbst an diesen braven Mann schrieben, einige von ihren Poesien

*) 2te Biographie S. 174.

**) Gedr. Gruber 1te Biogr. S. 92 ff.

***) Vgl. Hirzel S. 16 ff.

†) 11. Dez., Hirzel S. 61.

ihm zusendeten und Wielanden ihm recommandierten". Diesen Vorschlag Künzlis griff man in Zürich auf. Bodmer wandte sich an Jerusalem*).

Energisch also schaute man um diese Zeit danach aus, für Wieland eine Position zu finden. Das hat wohl einigen Zusammenhang mit der Stimmung, in der gerade damals Wieland einen Brief an seinen Gastgeber schrieb, worin er um Verzeihung bat, daß er so lange — nun schon über ein Jahr — die Gastfreundschaft in Anspruch nehme, zugleich aber seine Freude ausdrückte, wenn es möglich wäre, bis zum nächsten April im Hause bleiben zu können**).

Von Braunschweig***) riet Sulzer ab†), bot aber selbst dem Jüngling seine Gastfreundschaft und Hilfe an.

Indeß war ein Ereignis in Wielands Leben eingetreten, das nicht ohne Einfluß auf seine Zukunftsabsichten bleiben konnte. Sophie hatte sich mit dem Herrn von La Roche vermählt, ohne daß Wieland vorher von dem Zerwürfnis zwischen seiner Mutter und seiner Braut, das in weiterer Consequenz jene Heirat nach sich gezogen hatte, Kenntnis erhalten hätte. Anfangs Dezember erst erfuhr er sein nunmehr unabwendbares Unglück. Mit diesem Geschehnis erlosch nun für ihn das meiste Interesse an einer festen, unabhängigen Anstellung.

Darum sehen wir Anfang 1754, daß sein Streben, den Neigungen mehr entsprechend, nach einer Privaterzieherstelle ausgeht. Auf Sulzers Angebot formulierte er seine Wünsche dahin, daß er am liebsten bei einem jungen Grafen, an einem Ort, von wo aus er sich bekannt

---

*) Vgl. Archiv XII S. 596.

**) Ausg. Br. S. 124 ff.

***) Jerusalem antwortete „großmüthig und liebreich" vor dem 7. April. Wieland dankt sehr höflich, nur die Rücksicht auf Bodmer halte ihn in Zürich (Vgl. Archiv XII S. 600); in der Tat jedoch hatte er im Frühling 1754 seine Pläne geändert, s. unten.

†) 19. Februar 1754, ebd. S. 596.

machen könne, die Erziehung übernehmen möchte, daß ihm im übrigen keine Situation zu gering sei, wenn er einen Menschenfreund und Patrioten aus einem jungen Seigneur bilden könne*). Weit vorzuziehen war's indessen für Wieland, in Zürich zu bleiben, als nach Preußen zu gehen. Deshalb schlägt man nun einen andern Weg ein. Wieland legt seine Erziehungsideen in einem kleinen Schriftchen nieder, „Plan einer neuen Art von Privatunterweisung“, das Bodmer im März auf eigene Kosten drucken ließ**) und das am Schluß die Aufforderung brachte: „Wer demnach auf gegenwärtige Nachricht geneigt ist, sich dieses Instituti zu bedienen, der kan bey Herrn . . . . . in . . . . nähere Nachricht erfahren“. Unter strengster Anonymität — datiert Basel 12. Hornung 1754 — war das Schriftchen in die Welt gesetzt, damit man ohne Gefahr seine Wirkung abwarten könnte. Bodmer schickt es aber an Freunde und Bekannte im Lande herum und bittet sie um weitere Bemühungen, Wieland selbst sendet es — anonym — an Haller in Bern, bittet ihn aber schon am 18. April seine Bemühungen einzustellen, er habe bereits drei Schüler in Zürich selbst***). In der nächsten Zeit finden sich noch zwei Zöglinge dazu. Am 20. Juni ist alles arrangiert. Wieland war mit dem Erfolg vollauf zufrieden, sodaß er „für drei Jahre auf nichts anderes ausgehen möchte“. Er hatte nun eine Aufgabe und war wirtschaftlich auf eigene Füße gestellt†). Damit ergab sich von selbst die Aufhebung des bisherigen Gastverhältnisses zu Bodmer.

---

*) Vgl. Archiv XII. S. 596.

**) „Um ihm einen Erwerb zu verschaffen“, Tagebuch.

***) Vgl. Hirzel: Haller S. CCCLV ff.

†) Vom Orellschen Verlag erhielt Wieland für seine Schriften nur einige Bücher. Das erste Honorar bekam er für „Araspes und Panthea“ (vgl. Böttiger, S. 184); Bodmers Anekdoten: „damals hielt ers für niederträchtig, sich für literarische Arbeit bezahlen zu lassen“.

Bevor Wieland Bodmers Haus verließ, hatte ihn dieser mitgenommen zu einem Ausflug nach Winterthur und ihn dort im Bekanntenkreis eingeführt. Nicht überall machte hier der Jüngling, der immer nur von gelehrten Dingen oder von der Besserung der Menschen sprach und dabei auch wohl durch zu anspruchsvoll hervorgekehrtes Halbwissen anstieß, den besten Eindruck. Nur der Pfarrer Erhart und der Stadtschreiber Sulzer hielten sich enger zu ihm. Gern unterredete er sich auch mit Bodmers Nichte, Fräulein Steiner. Künzli (der übrigens „quoad poesin“ Klopstock im Gespräch zu Unbeteiligten doch Wielanden vorzog — nach Rings Tageb., Hirzel S. 59) trat er erst in den letzten Tagen seines Aufenthaltes näher *). Wahrscheinlich knüpften in seinem Hause sich auch die Beziehungen zwischen Wieland und der Frau Grebel-Lochmann, die damals gerade ihrem alten Freund in Winterthur einen Besuch machen wollte **).

Am 25. Juni 1754 schied Wieland „mit vieler Bewegung“ aus dem Haus „im Schönberg“, das ihm nun 18 Monate lang die Heimat gewesen war, und nahm Wohnung bei Bodmers Schwager, dem Doktor Geßner, hinter den oberen Zäunen. In einem langen Abschiedsbrief dankt er in herzlichsten Worten den beiden Leuten, die Elternstelle an ihm vertreten hatten, dankt er in überquellendem Gefühl dem Mann, der trotz des Alters- und Standesunterschiedes ihm ein wahrer, offen-vertrauter Freund gewesen, der an seinen Herzenserlebnissen innigen Anteil genommen, der durch seinen Umgang ihm soviel Vergnügen, soviel Geistes- und Herzensbildung habe zu Teil werden lassen und ihn mit Wohltaten überhäuft habe ***). Nicht weniger bewegt mochte der Professor

*) Vgl. Hirzel S. 63 ff.; doch ist hier zu beachten, daß er damals der Frau Grebel-Lochmann noch nicht nahe stand.

**) Vgl. über Künzlis Verhältnis zu Frau Grebel: Gött. gel. Anz. 1896 S. 476, Bodmer an Zellweger 11. Aug. 1754.

***) Daß Bodmer Wieland — gerade wie Klopstock — auch durch Geldvorschüsse unterstützt hatte, ergibt sich aus dem Schreiben Juni 1757, Euph. Ergh. 3 S. 96 A.

selbst beim Abschiede sein; nach vielen Jahren drückt er seine Stimmung in jener kargen, zurückhaltenden Weise, mit der er stets vom eignen Fühlen sprach, in den Anekdoten durch die Worte aus: „Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von seinem täglichen Umgange" *).

Indem Wieland jetzt durch seine pädagogische Tätigkeit ins praktische Leben,**) in einen neuen Menschenkreis trat, indem er hier zu inneren Erlebnissen eigner Art kam, begann die Periode der neuen Entwicklung, die, unterstützt durch neue literarische und persönliche Einwirkungen, ihn langsam immer weiter von Bodmer abführte, und schließlich zu einer völligen auch äußern Loslösung, ja zu feindlichem Zwiespalt führte.

Mit den jetzt übernommenen Pflichten beim Unterricht seiner Schüler nahm es Wieland sehr ernst***), und darum absorbierte diese Tätigkeit fast alle Zeit. Bodmer mußte sich mit schmerzlicher Resignation darein fügen,

*) Wielands Vater, der mit der neuen Unternehmung seines Sohnes völlig einverstanden war (s. Ausg. Br. S. 190 f.), dankte Bodmer ebenfalls für die dem Sohne erwiesenen Wohltaten in wärmsten Ausdrücken. (Euph. Ergh. 3 S. 86 f.)

**) Er hatte zunächst vier Schüler: einen Sohn des Amtmanns Grebel, einen Sohn des Zunftmeisters Waser und zwei Söhne des reichen Kaufmanns Ott, täglich vier Stunden zu unterrichten, dazu dem Neffen des Obersten Lochmann wöchentlich 2—3 Stunden zu erteilen. Im Hause des Amtmanns, wo er zuerst nur das Lehrzimmer gehabt hatte, nahm er bald auch Wohnung.

***) Wie der Pädagog in Zürich geschätzt wurde, davon zeugt eine Erinnerung Lavaters, die Georg Geßner in der Biographie: Joh. Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung, Winterthur 1802 I S. 63, mitteilt (mit etwas chronologischer Ungenauigkeit): „Es war um diese Zeit, da Wieland zum ersten Mal nach Zürich kam, was in der ganzen Stadt großes Aufsehen erregte, das auch bis in die Schulen

daß Wieland nur noch die Sonntage ihm widmete*). Wielands schriftstellerische Tätigkeit mußte vorläufig stocken, die schon projektierte Reise nach Trogen aufgeschoben werden. Dennoch blieben ihm ja einige Stunden freie Zeit, und diese verbrachte er jetzt in Damengesellschaft.

Als das Verhältnis zu Sophie so unglücklich der Hoffnung auf irdische Erfüllung entkleidet war, da rettete sich der Schmerz des Verlassenen in die träumerische Sehnsucht, „diese Seele, die unserer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wieder zu sehen . . . Meine größeste Freude ist hiebey, eine Probe einer wahren Liebe abzulegen, und zu zeigen, daß die platonische Liebe bey mir keine Schimäre ist. Dergleichen Freuden sind für mich Ambrosia; für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovids herzlich gerne ihre nektarne Becher und ganze Welten voll rosenwangiger Mädchen

---

hindrang, wo unser Lavater itzt war. Da erzählten sich die Knaben unter einander von dem Manne, der so viele Sprachen verstühnde, der mit dem bloßen Blick ein Zimmer ausmessen, und sagen könnte, wie viele Linsen d'rin Raum hätten. Der Mann nähme Schüler an, aber nur vornehme und ausgesuchte Köpfe; er lehre in einem Tag mehr, als andere in Wochen u. s. w. Dieses Gerede erregte bei Lavater so großes Erstaunen, so neugierige Theilnehmung, afficierte ihn so innig, daß er nun nichts mehr dachte, als Wielanden, und es tief als Beleidigung seiner selbst fühlte, wenn man über die lachte, und sie als Sonderlinge aufzog, welche Miene machten, des Mannes Schüler zu werden"; endlich habe er Wieland auch mal von Angesicht zu Angesicht gesehen, und seine Züge sich für immer eingeprägt: „Er zog mich nicht an, aber er frappierte mich". — Auch wurden dem jungen Pädagogen jetzt von auswärts Anträge gemacht, so hatte z. B. Herr von Arnim schon im Mai nochmals, und zwar unter Vermittlung des berühmten Spalding, sich an Wieland gewandt. Die ehrenvolle Umwerbung schmeichelte den jungen Menschen sehr, aber es konnte ihn nicht aus Zürich bringen; vgl. Ausg. Br. S. 129 f., Archiv XII S. 594 ff. und noch Ausg. Br. S. 158.

*) Vgl. die Briefe ohne Tagesdat. von Bodmer an Zellweger bei Zehnder 689 u. 690.



aus Mohameds Unparadiese“ *). Seine Gedanken wandelten nun am liebsten auf den Pfaden, die sie in den „Briefen von Verstorbenen“ schon betreten, und suchten die Geheimnisse des Jenseits zu ergründen**). Es ist sehr begreiflich, daß er bei gesund denkenden Männern für solche Ideen nicht viel Interesse fand***), vielmehr eine leise Ironie gegen den seraphischen Gedankenflug sich bei den Freunden hervorwagte †). Dankbarere Zuhörer konnte er eher unter Frauen finden, die nicht ohne Geist und Bildung waren, doch in einem Alter standen, in dem einem Frauengemüt Himmelsgedanken oft eine Lieblingsbeschäftigung werden. Und solch eine Geistesfreundin hatte Wieland besonders an Frau Grebel-Lochmann, die nach nie genossener Ehe als vierzigjährige Witwe noch eine elegante Erscheinung war.

Wenn Bodmer nun nachmittags mit dem treuen Breitinger an der Limmat spazierte, dann sah er häufig „seinen“ Wieland ebendort im Gespräch mit der Frau Grebel-Lochmann und ihrer Verwandten, der Frau Amtmann Grebel. Und das verdroß ihn doch auf die Dauer sehr, wenn er auch zunächst hatte zugeben müssen, daß Wielands Freundinnen „wackere Frauen“, die Witwe Grebel insbesondere eine „verständige, geistreiche Dame“ sei. Zwar blieb der Verkehr noch immer ein reger, des Sonntags kam Wieland auf Besuch zu Bodmer oder traf ihn bei Breitinger, er entnahm aus der reichen Bibliothek seines Mäcen Bücher zum Studium, und der alte vertrauliche Ton blieb in ihrem Umgange bestehen ††). Aber Bodmer war eifersüchtig, fühlte sich zurückgesetzt, nicht mehr als einzigen Vertrauten des Dichters und trug auch bei seinem literarischen Pflichteifer und Privat-

*) Vgl. Ausg. Br. S. 131 ff.
**) Vgl. Rings Gespräche, Archiv XIII. 8. Mai 54 und später.
***) Vgl. Rings Tagebuch, bei Hirzel S. 64.
†) Vgl. Zellweger an Bodmer, Zehnder S. 368.
††) Vgl. Stadtbillets an Bodmer, Gött. gel. Anz. 1896. S. 476.

interesse schwer daran, daß Wieland die Zeit vergeude, statt für die gute Sache der Poesie und des Geschmacks zu wirken. Endlich konnte er es sich nicht mehr versagen, Wieland ernstliche Vorstellungen über seine Lebensweise zu machen, — das war im November, nachdem Künzli einen Besuch in Zürich abgestattet hatte, gerade als Bodmer neue Unternehmungen gegen Gottsched plante und dabei auf Wielands Hilfe rechnete.

Wie verschieden ist der Ton, in dem jetzt Wieland antwortet, von dem, den er etwa nach den Zurechtweisungen im ersten Briefverkehr vor zwei Jahren angeschlagen! Die Zwischenzeit, die Schule bei Bodmer, sein wachsendes Ansehen, seine unabhängige Stellung hatten ihn selbständiger, fester gemacht. Eine Woche, nachdem die Auseinandersetzung mit Bodmer stattgefunden, schreibt er in einem durchaus ehrerbietigen, freundschaftlichen Ausdrucke, aber bestimmt und beinahe gereizt-herausfordernd, daß er sich keiner Schuld bewußt sei, daß seine Handlungen, wie früher, mit seinen redlichen Absichten im Einklang ständen, daß er nicht weniger Freundschaft und Ergebenheit für Bodmer und Breitinger habe, als ehedem und darum weit entfernt sei, ihren scharfsichtigen Augen entfliehen zu wollen. Aber es gebe Dinge, die man für sich behalten, weil man auf mancherlei Verhältnisse Rücksicht nehmen müsse. Und keine Vorwürfe verdiene er wegen seines Umgangs mit Frauenzimmern, es seien Personen von gutem Charakter und edlen Sitten, sonderlich Frau Grebel sei eine Dame von unschätzbarem Werte: „Mein Gewissen zeuget mir, daß ich rechtschaffen, menschenfreundlich und bescheiden mit diesen liebenswürdigen Geschöpfen umgegangen bin, und ich bin fest überzeugt, daß es zu meiner Bestimmung gehört, so zu handeln“. Am bittersten empfindet er, daß ihn Bodmer zur Arbeit sporne; zeitlebens habe er einen so aktiven Geist gezeigt, daß ihm eher eine Zügelung notgetan. Er habe bisher seinen Einsichten und Neigungen gefolgt und recht daran getan,



wie eben die Freundschaft mit Bodmer und Breitinger beweise*).

Bodmer verstand aber doch den jungen Menschen zu meistern. Er kehrte den Spieß um und stellte sich als den Beleidigten hin durch Wielands Brief, der ihm Vorwürfe insinuiert habe, die ihm selbstverständlich nie im Sinn gelegen hätten. Das machte nun Wielands Herz ganz weich und bestürzt: er soll Bodmer beleidigt haben? Niemals. Er kann sich seiner unseligen Zeilen, die so mißverständlich sind, nicht mehr entsinnen**). In solcher Stimmung eilt er zu Bodmer, — und das Versöhnungsfest wird gefeiert. Der Meister hatte gewonnen, denn Wieland bekennt seinem Freunde Schinz***): „Es muß Ihnen angenehm seyn zu vernehmen, daß unsere großen und unschätzbaren Freunde, Bodmer und Breitinger, wo nicht mehr als jemahls von mir geliebt, doch mehr von mir cultiviert werden, und daß wir unser freundschaftliches Band so eng gezogen haben, als möglich".

Immerhin blieb es dabei, daß er seine Zeit teilte ins Studium, in den Verkehr mit seinen Freunden und — mit seiner Freundin und dabei auch noch Stunden fand für „einige wackere junge Männer" †) und für Fräulein Schultheß. Bodmer war darum auch noch nicht zufriedengestellt, wennschon er direkt nichts verlauten lassen konnte. Aber er schrieb nun für die neue Züricher Zeitschrift „Das Angenehme mit dem Nützlichen" einen Aufsatz: „Dr. Kreutzners Gedanken von der Geschichte Carl Grandisons", der ausgesprochenermaßen den Zweck hatte, Wieland den eigenen Fehler der Schwärmerei vor Augen

---

*) Vgl. 22. Nov., Ausg. Br. S. 140 ff.

**) Vgl. 23. Nov., Ausg. Br. S. 146 ff.

***) 6. Dez. Ausg. Br. S. 149, vergl. auch Brief vom 22. Januar, Ausg. Br. S. 158.

†) Besonders Geßner, der damals auch Bodmer näher kam, indem er ebenso wie Wieland, mit seinem Namen Bodmers Schrift „Edward Grandison" deckte. Vgl. auch Böttiger S. 156: „Wieland und Salomo Geßner waren fünf Jahre in Zürich vertraute Freunde"

zu führen. Er ließ diesen Artikel vor der Drucklegung Wieland lesen, der aber die Absicht nicht erkannte, und schickte ihn nachher auch Wielands Freundinnen zu*). Auch Wielands Teilnahme an dem Feldzug gegen Gottsched (Grandison) schien ihm viel zu laß und flau, und die Schuld daran gab er natürlich den Damen. So findet sich in seinen Briefen an die Freunde immer wieder ein ärgerliches Wort**). Heß gerät darob in nicht geringe Sorgen. Mit überlegenem Humor betrachtet Künzli Wielands Haltung***).

Wieland geht jetzt nun doch tatsächlich gegen Gottsched zu Felde†) und schreibt die grobkörnige „Ankündigung einer Dunciade". Diese etwas gröbere Geistesarbeit war dem sublimen Schwärmer sicher ganz gesund, eine Erholung für ihn auch der wennschon noch keineswegs intensive Verkehr mit den jungen Män-

---

*) Vgl. Baechtold: Gesch. d. dtsch. Lit. in der Schweiz. Anmerkungen S. 183.

**) Vgl. 18. Dez. Bodmer an Zellweger, Gött. gel. Anz. 1896, S. 486. 13. Januar an Heß, Zehnder S. 514 f. auch mündlich an Heß, wie sich ergibt aus dessen Brief vom 27. Jan. 55, Zehnder S. 519.

***) 26. Febr. und 9. März: Hirzel S. 71 f., Gött. gel. Anz. S. 478: „Gott bekehre Ihren Wieland, er geht einen unrechten Weg, ich bin seinetwegen nicht wenig besorgt. . . . . Wielands sterbende Clarißa-Rachel und sein Schreiben von der Bestimmung eines schönen Geistes erheben seinen Kopf und Herz zum Bodmer über den Klopstock; lassen Sie ihm immer zehn jugendliche Ausschweifungen dafür hingehen, wir müssen doch auch einmal in der Welt einige Güggel-Sprünge machen. Cidli und Lazarus sind die einige geschickte Personen für eine platonische Liebe. Sagen Sie doch Wielanden, er solle erst, wenn er schon einmal gestorben, nur wiederkommen mit einem solchen Frauenzimmer, das mit der Cidli ein gleiches Schicksal gehabt hat, ein platonisches Liebesverhältnis aufrichten, denn eine irdische Cidli würde einen auferweckten Lazarus ins Garn bringen, das liebe Frauenzimmer weiß, wo die Klinge schwach ist, gare! gare! mon cher Wieland".

†) Um die Jahreswende war ihm auch wiederum von auswärts eine günstige Stellung angeboten, die er jedoch ablehnte. Vgl. Ausg. Br. S. 159.

nern*), schließlich war aber auch Frau Grebel-Lochmann nicht alles Irdischen so bar, daß nicht eines Tages aus ihrem Mund der Seufzer gekommen wäre „Ach warum können Sie mir nicht 20 Jahre geben“ — wenn sich der schmachtende, gesellschaftlich ungewandte Jüngling auch zu nichts Höherem, als zu einem Handkuß verstieg**). So sehen wir denn seinen Sinn auch nicht völlig verschlossen gegen den Spötter Lucian und den feinlächelnden Shaftesbury, obschon er sie im ganzen ablehnt und seiner Vorliebe für Plato dadurch kein Abbruch geschieht***). Rechten Eifer zum Pamphletisten zeigt er nie: er läßt sich immer wieder anspornen†).

---

*) Dagegen trat der Einfluß der beiden Männer, die zu Zeiten bodmerischer als Bodmer selber waren, der Schinz (der nun Heßens Pfarrerstelle in Altstetten bekleidete) und Heß (der nach Neftenbach gezogen) mehr zurück, — s. Ausg. Br. S. 159 f. — wenn auch die Beziehungen zu Schinz freundschaftlich blieben, doch verstummt der Briefwechsel bald ganz.

**) Die von Böttiger in Raumers Hist. Taschenb. X, S. 399 mitgeteilte Anekdote möchte ungefähr in diese Zeit, Winter—Frühjahr 1755, zu legen sein, ebenso die Entstehung des „Theages, oder Unterredungen von Schönheit und Liebe“. Die Worte des Vorberichts aus dem Druck in der „Sammlung pros. Schrft. 1758“: „Es sind einige Jahre verflossen, seitdem der Verfasser dieses unvollendeten Stückes den Einfall hatte, die platonischen Grundsätze von Schönheit und Liebe in einem System auszuführen. Die Muße, die er damals hatte, die Werke des Plato und Shaftesbury zu studieren, brachte ihn auf diesen Einfall“ treffen durchaus zu auf die Situation im Frühjahr 1755, zudem ist sein Aufsatz im „Angenehmen mit dem Nützlichen“, der im April erschien, ganz von gleichem Gehalte. „Theages“ ward erst nur in wenigen Exemplaren gedruckt und der Frau Grebel gewidmet. Alles deutet darauf hin, daß das Verhältnis zu ihr in dieser Zeit den Höhepunkt erreichte. Übrigens ergibt sich so verständig die Reihe der Frauendichtungen: „Theages“ im Frühjahr für Wittwe Grebel, „Leben der Serena“ Sommer für Fräulein Meyer-Knonau, „Empfindungen eines Christen“ Herbst für Frau Amtmann Grebel, dann „Sympathien“ für alle seine Freundinnen gemeinsam.

***) Vgl. Rings Tagebuch zum 25. Januar, 15. März, Archiv XIII und Ausg. Br. S. 163.

†) Vgl. Künzli an Bodmer 18. April, Hirzel S. 93.

Mag nun auch Bodmer recht zufrieden gewesen sein mit den wesentlichen Diensten des Schülers und der fast unbesonnenen Rückhaltlosigkeit, wie er sich in die vorderste Kämpferreihe gestellt hatte, so gibt er es doch vorläufig auf, Wieland weiter zu engagieren, ja er läßt ihn gar nicht wissen, daß er selbst die streitende Feder noch führt*). Eine ärgerliche Resignation hatte bei ihm Platz gegriffen. Am 6. Mai verabredet er mit Zellweger die gewohnte Reise nach Trogen; schon im Vorjahre hatte er an die Begleitung des Dichters gedacht, aber er muß sich auch diesmal bescheiden: „Bei Wieland ist alle Lockung deshalb verloren, er kann sich nicht aus dem lächelnden Angesicht seiner Dame entfernen. Vor zwei Jahren hätte er lieber einen Finger verloren, als daß er nicht mit B. und B. eine solche Lustreise gemacht hätte. Ich fürchte oft, er scheue die Reisekosten, wir hätten ihn aber sehr sublevirt“ **).

Als Bodmer Ende Juli von der Appenzeller Fahrt zurückkehrte, fand er seinen Wieland mehr den je occupiert. Er hatte eine neue Freundin, diesmal eine junge, erworben, Fräulein Elisabeth Meyer v. Knonau***), die er bei einem mehrtägigen Besuch in Meyers Haus zu Weißingen kennen gelernt hatte. Bei ihr übte er seinen himmlischen Lehrberuf, indem er ihr das Leben seiner geliebten Serena, dieses leidenden Tugendengels, erzählte (und schriftlich fixierte). Seine Tugend- und Jenseitsschwärmerei hatte vom vageren Platonismus eine entschiedene Wendung zur bestimmteren und düsterern christlichen Frömmigkeit gemacht: es dünkt uns ein komischer

*) Bodmer schreibt nach einander noch „Arminius-Schönaich“ (den er am 30. Juli an Heß sendet mit dem Bemerken, daß Breitinger und Wieland den Verfasser nicht kennen) und „Das Bankett der Dunse“; zu Anfang des nächsten Jahres „Die Larve“ (vgl. Bodmers Tagebuch).

**) Hirzel S. 101 A. 2.

***) Vgl. Zeitschr. f. dtsch. Altert. XX S. 355 ff.

Zug salbungsvoller Pastorenart, wenn dieser junge Mensch der sterbenden Frau Meyer-Knonau einen Brief zur stärkenden Tröstung schickt. Es ist die Zeit angebrochen, wo sich der unnatürliche, quälende Einfluß der „Devoten“, Frau Amtmann Grebel, deren Haus er zum Februar bezogen hatte*), in maßgebender Weise geltend macht, worüber er sich später so erbost ausließ**). Unter diesem Einfluß schreibt er im Herbst die „Empfindungen eines Christen“ das Geschraubteste und — was die Vorrede anbetrifft — Engherzigste, das aus seiner Feder geflossen, in ihrem „Minnedienst“ und gleich darauf, oder gleichzeitig, die „Sympathien“, die allen seinen Freundinnen, „Serena“ vorzüglich, geweiht sind. Der Höhepunkt der geistigen Ausschweifungen ist hiermit erreicht, Wieland zu einem metaphysischen, religiösen Fanatiker geworden***). Hiermit ist zugleich gesagt, daß Wieland in dieser Zeit (genauer abzugrenzen: von Sommer 1755 bis Herbst 1756) eine eigenartige Persönlichkeit in sich aufgebaut hatte, die dem Charakter Bodmers völlig fremd war, an der dieser in keiner Weise mehr Teil hatte, ja die ihm bis zur Feindseligkeit heterogen war. Es ist also die Epoche der inneren, völligen Loslösung. Künzlis anerkennendes Urteil über die „Sympathien“†),

---

*) Vgl. Ausg. Br. S. 158.

**) Vgl. Raumers Hist. Taschenbuch X S. 397 f.: „Ich wohnte in Zürich bei einer Devoten im Hause, die mich durch ihre frömmelnde Sprödigkeit oft in vergötternde Exstasen, oft in Verzweiflung setzte. Ihr zu Gefallen dichtete ich damals auch die Empfindungen des Christen. Als mir später die Schuppen von den Augen fielen, ergrimmte ich besonders über diese heilige Prüderie und affectierte Züchtigkeit und die Marter, die mir damals jene tantalisierende Fromme, mit der ich unter einem Dache wohnte, angethan hatte“.

***) Leider fehlen für diese Zeiten fast alle Quellen.

†) „Die Sympathien machen Wieland Ehre für Kopf und Herz, er ist aller Hochachtung würdig“. Brief an Bodmer, 23. Januar 56, Hirzel S. 93.

das wir ja nun auch wohl für Bodmers ansehen dürfen, kann also nicht darüber hinwegtäuschen, daß gerade die „Sympathien“, trotz ihrer Polemik gegen die Anakreonten, die erste*) größere Schrift Wielands sind, in der sich eine neue, Bodmer fern liegende Anschauungsweise offenbart.

Die jetzige Lebensauffassung Wielands studiert man am klarsten in den Briefen an Zimmermann von Mai bis Sept. 1756: der Bildungsprozeß zeigt sich hier in seiner letzten, vollendeten Phase, ja in der Zeit der Überreife, wo er bald und leicht von neuen Wellen weggeschwemmt werden sollte.

Begeisterung für die christliche Religion**) ist der Grundton. Natürlich fällt das Interesse vorerst auf die Morallehre; die „scientifischen“ Moralisten sind ihm zuwider, er will die Moral gefühlsmäßig fassen, weil er sie im Gefühl begründet findet, in ihrer feinsten und höchsten Vollendung, denn man kann nie „allzu moralisch“ sein. Mit mehr Begeisterung noch wirft er sich auf die Metaphysik. Hierin offenbart er sich, wie stets, als Eudämonist: Das irdische Leben ist kaum wert gelebt zu werden, er weilt auf Erden par devoir, nicht par inclination. Die einzig wahre Freude auf Erden besteht nur darin, vom Jenseits zu schwärmen. Drum möchte er am

*) Die „Empfindungen“ wurden ein Jahr später erst gedruckt.

**) Vgl. an Stapfer 14. Febr.; an Zimmermann 16. Mai „Die angenehmste Entdeckung war, als ich immer mehr in den Gedanken bestärkt wurde, daß Sie auch in der Überzeugung von unserer himmlischen Religion mit mir sympathisierten“ (Ausg. Br. S. 170 ff. und 176.) Das Wesentlichste ist, daß dieser Religionseifer eine orthodoxe Färbung trägt; früher sind es mehr allgemeine Gottesbegriffe, die von antiker Philosophie genährt sind, allgemeinere Ideale von moralisch Gutem, von einem ewigen Seelenleben, die ihm innewohnen; durch Bodmer war er schon in das fester umgrenzte Reich der biblischen Erzählung geführt, durch ihn war er auch einer spezifisch christlichen Lebensauffassung innerlich angenähert, aber die jetzt auftauchende philosophische Beschäftigung mit gewissen christlichen Religionsgedanken stammt aus dem Studium der Kirchenväter, der Mystiker und Asketen — aus dem Einfluß der bigotten Frömmigkeit der Frau Grebel.



liebsten in eine Wüste sich vergraben, um dort in Träumen und Visionen das Glück zu kosten und das Erschaute dann in heiliger Nächstenliebe den Menschen mitzuteilen. So fühlt er einen innigen Konnex mit der Gottheit, die ihm irdisches Glück (die Vereinigung mit Sophie) versagt habe, damit sie ihn frei mache, als einen, der ihr gewidmet ist, der sich nur von ihr leiten lasse. Leider fühlt er noch kleine Unarten an sich, die ihm die sublime Glückseligkeit rauben und ihn manchmal hindern, mit den Flügeln der Morgenrnröte über diese Welt hinauszufliegen: „Der unfehlbare Weg zum höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen . . . ist also . . . der Mysticismus, welcher ohne eine gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge und unserer Selbst nicht bestehen kann". Wieland brauchte die Quelle dieser Weltanschauung nicht zu nennen, um doch gleich auf den ersten Blick erkennen zu lassen, daß sie aus mittelalterlich-katholischer Ideenwelt stammt. Seine Persönlichkeit hat denn auch etwas von dem Strengen, Starren und Verzückten der Mönchsmiene bekommen. Selbstbewußter, ja überlegen, herber und herrischer, als man ihn sonst gesehen, tritt er, der viel Jüngere, dem neuen Freunde Zimmermann nun entgegen. Er lacht über die Geringfügigkeit alles Irdischen, über die Sorge, die der junge Autor Zimmermann für sein Gedichtchen habe, lacht auch über den armen Duns in Leipzig, der ihn fürwahr nicht mehr zu einem Federstrich aufreizen könne*).

*) Ermatinger in seinem Buch „Die Weltanschauung des jungen Wieland", Frauenfeld 1907, scheint mir die Darstellung des Entwicklungsganges dadurch zu verfehlen, daß er eben die Stufe, die ich kurz zu charakterisieren suchte, leicht überspringt. Von Ende 1754 sieht er nur Unklarheiten in Wielands Kopf, einen inneren Kampf von Sinnlichkeit und strenger Moral in seinem Herzen (1755) und springt dann auf die Epoche des Shaftesburyschen Einflusses über. Meines Erachtens ist kein „System" bei den sich ablösenden Entwicklungsphasen in Wielands Anschauungsweise so deutlich und einheitlich fest ausgeprägt, wie der oben gezeichnete „Mystizismus". Kein anderer innerer Kampf der Sinnlichkeit ist aus den „Sympa-

Gewiß war dies ein ganz anderer Standpunkt, als Bodmer ihn vertrat und propagierte: er hatte jene „bürgerliche“ Sittlichkeit (in ihrer Zimperlichkeit von ihm selbst „patriarchalisch“ zubenannt), die aus seiner Natur und aus dem praktischen Leben geboren war, eine äußerste Bedürfnislosigkeit in körperlichen Genüssen, die er darum verachtete, und ein Hang zu ausschließlich geistiger Tätigkeit bewegte sich in den recht realistischen Bahnen des kritisch-wissenschaftlichen Forschungstriebes, des künstlerischen „Nachempfindens“ oder mit mühseligem Schleppen auf den Wegen zielbewußter, künstlerischer Phantasietätigkeit, im übrigen stand der geborene Agitator mit beiden Füßen schwer und fest auf der Erdscholle. Wielandische Verstiegenheit*) war seiner nüchternen Verständigkeit von Natur aus zuwider.

Fast zufällig hatte die Lebensauffassung beider auch jetzt noch soviel äußere Berührungspunkte, daß sie in Frieden neben einander leben konnten. Mußten doch die überaus heftigen Angriffe Wielands gegen die weltfrohen Dichter dem Parteiführer behaglich gefallen — wenn sie auch nicht aus einer ihm homogenen Seelenstimmung gekommen waren — und konnte man sich doch gerade im praktischen Leben sehr gut zusammenfinden. Bei Wieland blieb selbstverständlich die bisherige Hochschätzung der älteren Freunde unangetastet bestehen.

---

thien“ usw. zu erschließen, als bei jenen asketischen Heiligen, Wielands Vorbildern, die mit flammenden Worten gegen die Fleischeslust predigten. Die Plötzlichkeit des Übertritts im Herbst 1756 vom Mysticismus zum ‚Humanismus‘, wie Ermatinger sagt, kann nicht verblüffen, denn es ist in Wielands Werdegang stets ein „Umknicken“, nicht ein langsames Umbiegen der Geistesrichtung zu beobachten — außerdem fehlt nicht die vermittelnde Zwischenstufe.

*) „Rechnen Sie dazu . . . . in meinen späteren Jünglingsjahren die religiöse Frömmigkeitswut, wo ich wegen des geringsten pecadillo oder vielmehr wegen der leisesten Anwandlung eines mir sündlich scheinenden Phantasiespiels die schrecklichste Gewissensangst bekam, so als wenn mich Satanas mit Fäusten schlüge“ (Böttiger, S. 218).



Im September 1756 machte Wieland in Breitingers Begleitung eine kurze Reise nach Winterthur, um Bodmer von dort abzuholen. In diesen Tagen brachten es die vereinigten Freunde, trotz Wielands einstiger Abschwörung, doch dahin, daß er an einer Streitschrift gegen die Berliner Akademie, die bei dem bekannten Preisausschreiben über Pope's All is right eine unnütze Schrift gegen Künzlis tüchtige Bewerbungsarbeit vorgezogen hatte, teilzunehmen sich entschloß*). Dies war eine neue Freude für den Bodmerkreis. Trotzdem schreibt Künzli am 3. Okt. an Bodmer: „Sehen Sie doch zu, daß er (Wieland) sich nicht zu stark hinter die fanatischen Schriften hermache, er hat viel Hang zum Fanatismus, ohne es selber zu wissen“**). Dies Wort hat offenbar Beziehung auf den Mysticismus Wielands und ist dem Schreiber doch wohl in den Mund gelegt durch seine Schwester Regula, die kurz vorher längere Zeit in Zürich bei Frau Grebel-Lochmann zu Besuch gewesen und mit der Wieland einen vertraulichen Verkehr angeknüpft hatte. Sie wird am besten aus den Gesprächen den Wieland vom September kennen gelernt haben.

Aber ihres Bruders Warnung war verspätet. Wieland hatte sich schon vom „Fanatismus“ abgekehrt, und war zu einer neuen Lebensauffassung gereift, wovon der Brief an Zimmermann vom 18. Oktober die erste Andeutung gibt: er war in die Gemeinde der Lebensmeister Shaftesbury, Xenophon übergetreten.

Dieser Umschwung ist sehr rasch erfolgt. Wir dürfen nach Analogie der Art, wie sich innere Umwandlungen bei Wieland stets zu vollziehen pflegen, nämlich durch den lebendigen Eindruck eines Freundes, einer Freundin, annehmen, daß gerade Regula Künzli, bei der

---

*) s. Hirzel S. 108 ff.

**) Gött. gel. Anz. 1896 S. 493 A.

wir Schalkhaftigkeit und klugen Weltblick*), ähnlich der Veranlagung ihres Bruders finden, den Lehren jener Weisen die beste Unterstützung, den jungen Schwärmer dem Leben wieder gegeben hat**). Durch die Anregung, die von der neuen „Sultanin“ ausgegangen war, hatte der Damenverkehr neue Reize für den froheren Dichter bekommen. Bodmer konnte feststellen,***): „Unser Hr. W. ist alle Zeit actif und munter“. Seine innere, glückliche Wandlung wird sich auch im äußeren Leben betätigt haben. Aus seinem Künstlergeist aber wachsen die Xenophontischen Erzählungen von „Araspes und Panthea“ und „Cyrus“ hervor †).

Die neue Richtung Wielands schließt in sich die endgültige Lösung des Verhältnisses zu Bodmer. Denn in ihrer Konsequenz mußte sie auch mit der praktischen Lebensbetrachtung bei dem Patriarchadendichter Anstoß erwecken. Vorläufig zwar fehlt Bodmer noch der Blick für das innerlich Entzweiende, das zwischen ihn und Wieland getreten. Die Arbeit am Cyrus begleitet er mit dem innigsten Interesse, denn er sieht in ihm eine Art von Patriarchade, ein Gegenstück etwa zur eigenen „Colombona“ ††). Wieland andererseits ist noch im ersten Stadium der Entwicklung, sodaß ein scharfer Kontrast noch nicht fühlbar wird. Der Sommer 1757 führt daher in traulicher Eintracht den Freundeskreis Bodmer, Breitinger, Wieland, Künzli, Waser, Geßner zusammen zu heiteren Tagen bei Philokles (Zellweger)

---

*) Vgl. Wielands Charakteristik, Ausg. Br. S. 240, und den heiteren Ton seiner Briefe an sie, abgedruckt bei Hirzel.

**) Hirzel scheint diese höchste Bedeutung der Bekanntschaft mit Regula für Wieland noch nicht erkannt zu haben.

***) 5. Januar 57 an Schinz, Zehnder S. 459.

†) Begonnen Herbst 1756 und Anfang 1757.

††) Vgl. Bodmer an Zimmermann 25. Januar 1758, bei Bodemann, Joh. Georg Zimmermann 1876, S. 165.

im Appenzeller Land*). Bedenklich aber wird Künzli schon im Herbst 1757, als ihm Wieland den „Araspes" vorlegte. Der Held ist ihm zu leidenschaftlich, zu sinnlich, zu schlimm**).

Zu einem deutlichen Zwiespalt mit dem zürcherischen Kunstrichtergeist kommt es erst, als Wieland zu dem aktuellsten Punkte ihres Programmes eine gegensätzliche Stellung einnimmt: im Verhalten zu den weltfrohen Dichtern Uz und Genossen. Der Kampf gegen diese war ja ein Lebensnerv der Züricher. Als daher Wieland, der unterdeß zu der Überzeugung gekommen war, daß eine heilige Theresia kaum weniger eine „Fanatique" sei, als eine Ninon de l'Enclos, daß das gleiche Übel auf beiden Seiten eben der Fanatismus sei, im Januar 1758 eine Verteidigungsschrift seines Verhaltens***) gegen Uz aufsetzte, in der er eine der ehemaligen geradezu gegensätzliche Gesinnung an den Tag legte in Sätzen, wie: „Die Herrn Uze, die Bibliothequaires der schönen Wissenschaften, die Nicolai, die Verfasser der ästhetischen Nüsse und Bodmeriaden haben freye Hand zu thun, was ihnen beliebt," †) damit also gewissermaßen Bodmer preisgab und die Verbrechen eines Uz schützte, — da werden die alten Freunde doch wirklich irre an dem umgewandelten Mann. Der Druck der Schrift unterblieb zwar — wohl auf Bodmers Veranlassung. Aber

*) Hirzel S. 103 f., Raumer Hist. Taschenb. X S. 415 ff., Böttiger S. 193.

**) Vgl. Wieland an Künzli 23. Okt. 57, Ausg. Br. S. 242, Hirzel S. 169 f.

***) In der Zuschrift an Sack vor den „Empfindungen".

†) „Deutsche Dichtung" 1890, S. 270 ff. Vgl. auch die Abhandlung Wielands in der Karlsruher Zeitschrift 1758: „Wir sehen hier den Partheygeist nur aus den besonderen Gesichtspunkt an, was er nemlich für Einfluß auf die Privatglückseligkeit hat; Er ist aber in anderen Absichten noch weit hassenswürdiger, da er eine der hauptsächlichsten Ursachen der Disharmonie ist, aus welcher beynahe alles Elend des

Künzli fürchtete bei der neu aufflammenden Neigung für Fräulein Schultheß, daß wirkliche Sinnlichkeit dem Platonismus innewohne: „pulchrior venit corpore ex pulchro virtus“ *).

Wieland ward nicht bekehrt. Im April schon läßt er eine neue, von gleicher Auffassung getragene Erklärung an das Publikum drucken,**) und diesmal ist Bodmer nicht mehr mächtig genug die Schrift zu supprimieren***). Künzli erst gelingt es, indem er eigens eine Reise nach Zürich macht, durch kluge Überredung Wieland vor der Selbstschändung zu bewahren †), freilich am gewichtigsten wirkte noch auf Wieland die Vorstellung, daß Bodmer selbst durch eine solche „Erklärung“ am meisten bloßgestellt würde. Also im Januar hatte Wieland sich noch Bodmers Einwirkung allein gefügt — jetzt nicht mehr! In der Zwischenzeit hatte Bodmer den zaudernden Dichter durch einige Verse zur Vollendung des „Cyrus“ anzueifern versucht ††) — um dieselbe Zeit mag sich aber auch wohl der Zwischenfall bei der Kritik von Ramlers Ode „Granatapfel“ zugetragen haben,†††) dessen Erzählung Böttiger einleitet: „Ganz richtig ist, was H(erder) von Bodmers Dictatorischem Stolze bemerkt. Auch Wieland trennte sich die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Zürich bloß darum fast ganz von Bodmer“. — Als

---

menschlichen Geschlechts herkommt“. Ein allseitiges Licht über Wielands damalige Sinnesrichtung verbreitet der Brief an Zimmermann 12. März 1758, Ausg. Br. S. 259.

*) Brief an Bodmer 4. Febr., Gött. gel. Anz. 1896, S. 478. — Wieland selbst über seine neue Freundschaft: 24. Febr. an Zimmermann, Ausg. Br. S. 253.

**) Bestimmt für die 2. Ausgabe der „Empfindungen“.

***) Vgl. Zellweger an Bodmer 12. Juni, Gött. gel. Anz. S. 502.

†) Vgl. Hirzel 121 ff., dazu Sauer, Uz, S. Lf und Gött. gel. Anz. S. 502.

††) Vgl. Gruber 1. Biogr. S. 110.

†††) Raumers Hist. Taschenb. X, S. 414 f., vgl. auch Gött. gel. Anz. S. 474. Einst hatten Bodmer und Breitinger in Wielands Gegenwart die Ode „Granatapfel“ als neuestes Produkt Gottscheds vorgelesen und



Empörer gegen Bodmers dictatorischen Stolz zeigt sich Wieland im April— Mai 1758!

Die Verstimmung wird höher getrieben, als Bodmer im Juli als Dichter direkt in Konkurrenz tritt mit Wieland. Dessen „Johanna Gray“ schien ihm zu wenig im Züricher Geschmack geschrieben,*) sie war ihm zu wenig tugendhaft;**) darum schrieb er selbst mit engster Anlehnung an die vorhandene eine neue „Johanna Graia“.***) Das aber verdroß Wieland gar sehr†), und es scheint, daß er auf einen tatsächlichen Angriff, auf „Rache“ gesonnen habe††). In diesen Tagen kritisierte auch Bodmer Wielands Charakter ziemlich schonungslos†††).

Seit dieser Zeit beginnt man Wieland als einen auf Abwege geratenen Sünder zu betrachten.

Um so sorgsamer überlegt man, eine angemessene Lebensstellung für Wieland zu finden§) — eine Frage

---

mit hämischen Glossen begleitet. Wieland habe jedoch so Vorzügliches darin gefunden, daß er hocherstaunt gewesen, wie jetzt so etwas aus Gottscheds Feder kommen könne. Betreten habe man endlich den Verfasser „Ramler“ genannt, der doch auch zu den schwülstigen Wortdichtern gehöre; Wieland aber habe sein Urteil nicht ändern können und sei schließlich in großer Verstimmung fortgegangen. — Die Druckdaten der Ode — vgl. Bd. 8, S. 178 der Schriften d. Goethe-Gesellschaft — ergeben nichts für die Chronologie, schon 1750 war der „Granatapfel“ auch in Zürich bekannt, vgl. Freym. Nachr. 1750, S. 98.

*) Vgl. Bodmer an Zimmermann 8. Juli 1758 bei Bodemann.

**) Vgl. dagegen Lessings Kritik in den Literaturbriefen.

***) Vgl. Baechtold, Literaturgeschichte S. 890.

†) Vgl. Bodmers Tagebuch.

††) So verstehe ich Künzlis Brief vom 11. Sept., Gött. gel. Anz. S. 479.

†††) An Zimmermann 8. und 25. Juli, a. a. O.

§) Künzli an Bodmer 29. März 58: „Weil Sie es so gut finden, will ich dem Herrn W. die Bedenklichkeiten des Herrn S(ulzer?) wegen Kloster Bergen nicht überschreiben; es wird gut seyn, wenn er seinen Gedanken Probst im Kloster zu werden, fahren läßt; das glücklichste für ihn wäre, wenn man ihm zum Bürgerrecht und einer Profession in Basel verhelfen könnte“.



die besonders wieder in den Vordergrund getreten war, weil die Schüler seinem Unterricht entwuchsen. Da vermittelte denn Bodmer die wichtige Bekanntschaft mit J. J. Iselin. Noch einmal, und mit gegründeteren Hoffnungen als bei den Verhandlungen mit dem Karlsruher Bevollmächtigten Reinhard im Jahre 1755—56*), erschien die Aussicht auf eine Realisierungsmöglichkeit des Akademieprojektes**). Allerdings betrogen sich auch diesmal die Erwartungen, und Wieland sann auf andere Beschäftigung.

Unter den Freunden macht sich zuletzt eine gewisse Nervosität bemerkbar: sie wollen ihn schnell aus Zürich entfernt sehen. Der Grund liegt wohl in Wielands privater Lebensführung***). Wieland entschied sich endlich für die Hauslehrerstelle bei Sinner in Bern.

Wie sich in dem sechseinhalbjährigen Aufenthalt in Zürich die anfängliche enthusiastische Hingebung an Bodmer so ganz geändert hatte, das zeigen seine Worte an Zimmermann:†) „Ne parlons point désormais de Mr. B., il a des mérites, il a des vertus, il a éte mon bienfaiteur. Ces considérations le doivent emporter

*) Darüber Funk, Beiträge zur Wielandbiographie, 1884, und Seufferts Recension, Archiv XII.

**) Briefwechsel mit Iselin von Joh. Crüger mitget. Archiv XIII, S. 188 ff.

***) Künzli an Bodmer: 2. April 1759, Hirzel S. 135 f. „Nach dem letzten Bericht des Herrn Registrators (unleserlich) bleibt W. noch ein ganzes Jahr in Z. und schreibt dafür einen Spectator; [In der Tat war die Übersiedelung nach Bern schon beschlossene Sache] wäre es nicht besser, er gienge nach Hause und schriebe da für die Orellische Handlung auf gleiche Bedinge, so lernte er gewiß sich und seine Umstände besser kennen, nil fuit nunquam sic impar sibi . . . wir glaubten, er denke auf seine Abreise, die man auch im Amthause nicht ungern sehen würde. Ich förchte, er komme je länger er in Zürich bleibe um so tiefer herunter, allein wer will ihm das alles sagen“. Und am 6. April: „Wenn Wieland nach Bern kömmt, so muß er seine conduite ändern, oder mit schlechten Ehren von Bern wegziehen“.

†) 26 Apr. 1759.

sur tout“ — Bodmer war für Wieland jetzt eine Persönlichkeit, die völlig der Vergangenheit angehörte. —

Die Abreise aus Zürich sieht einer Flucht nicht ganz unähnlich *). Der versprochene Abschiedsbesuch in Winterthur unterbleibt und wird mit übergroßer Eile entschuldigt. Aber von Bern bleiben auch die Briefe aus. Da vermißt man denn selbst die niedrigste Tugend an dem gesunkenen Menschen, die Dankbarkeit. Indeß war in der Tat an Wielands Schweigen der mannigfaltige, ausgebreitete Verkehr, besonders mit Julie v. Bondeli und nervöse mißliche Stimmung Schuld **). Bodmer aber schüttelte traurig und bedenklich das Haupt und sagte kurz: „Herr Wieland ist in Bern nicht auf Wielandischem Boden“. Als nach ungefähr Jahresfrist Wieland aus der Schweiz in die Heimatstadt fuhr, da machte er wohl in Zürich kurze Rast. Aber ein inneres Verhältnis zu Bodmer konnte nicht mehr hergestellt werden: der seelische Kontakt war völlig verloren. Ein letzter Brief

---

*) Die Anekdote über ein unplatonisches Verhältnis Wielands zu Bodmers Magd, die Bodemann (Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis 1874 S. 53 A.) mitteilt, entbehrt der Beglaubigung, vielmehr spricht Wielands eigne Erzählung (Raumer, Hist. Taschenb. X, S. 298 f.) über seine fast krankhafte, sinnliche Aversion in Bern psychologisch durchaus dagegen. (Es ist diese Geschichte nicht zu verwechseln mit jener andern, umgekehrter Art, die sich zur Zeit von Wielands Aufenthalt in Bodmers Haus (Frühling 1754) zugetragen hat, von der wir mehrfach hören, am ergötzlichsten durch Bodmers Brief an Sulzer 1. Mai 1775: „Erinnern Sie sich, da er (Wieland) noch in eine Schüssel mit mir tunkete, daß meine Dienstmagd, eine junge Dralle, Ansprüche auf sein Herz machete. Er hatte ihr gesagt, daß in hohen und niedern Homogenisches Blut flösse. Sie ward vor Liebe gegen den Faun zur Närrin. Er verriegelte jede Nacht sein Schlafzimmer und legte seinen rostigen Degen auf die Bettdecke, wenn sie auf ihn einbrechen und ihn notzwengen wollte, sich zu schützen“. Mitteilung E. Schmidts.)

**) Vgl. Briefe an Breitinger, mitgeteilt von Joh. Crüger., Archiv XIII S. 220, auch schon bei Zehnder 632 ff. Über die Berner Zeit vgl. Bodemann: Julie von Bondeli 1874 und R. Hamel: Briefe an V. B. von Tscharner 1886.



Wielands an Bodmer spricht nur von äußeren Verhältnissen.*) Mit großem Interesse verfolgt man aber noch in der Schweiz die Entwicklung des Dichters**).

Streng und hart spricht Bodmer das Urteil am 9. Sept. 1765 „Wielands Muse ist eine Meze geworden, die sich dem leichtfertigsten Lesenin die Arme wirft“. Später breitet sich eine weichere Wehmut über die Erinnerung an den jungen Freund, mit dem er einst Seite an Seite gestanden, für dessen neue Wege ihm aber jedes Verständnis mangelte. Und so bleibt er fest in einer gewissen Feindseligkeit. 1776 notiert er in sein Tagebuch: „Ich hatte den Einfall die politischen Dramen vielen wackeren Männern auch Buchhändlern zuzuschicken. Wielanden sandte ich sie nicht“. Ja, er greift noch mal zur Feder um den einstigen Schüler zu befehden: das Pamphlet „Von den Grazien des Kleinen***) (1769) richtet sich auch gegen den Dichter der komischen Erzählungen. Mit einiger Bitterkeit spricht der Alte in seinem Abschiedslied†) an die Welt von den vergangenen Tagen:

Wieland, im Garten Bodmers und unter Holundergesträuchen,
Saß im Schatten und horchte der patriarchalischen Muse,
Jugendlich war das Lob, das er dem Gastwirt erteilte,
Nur des Jünglings; auch nahm ers gereift zum Manne zurücke.

In den„ Apollinarien“††) findet sich noch ein Gedicht

*) Okt. 1760 „Deutsche Dichtung“ 1890 (Bd. 8) S. 273.

**) Vgl. die Briefe bei Bodemann: Julie von Bondeli, ferner Heß an Bodmer 11. Okt. 1760, Zehnder 522, Bodmer an Zimmermann 29. Aug. 64, Bodemann: Zimmermann S. 178. Bodmer an Schinz 8. Nov. 1763, Zehnder. 460. Bodmer an Sulzer 4. Sept. 1765, Zehnder 418. 1767, ebenda 528. Bodmer an Schinz 3. Mai 1770, ebenda 450. Bodmer an Sulzer 23. März 1771, ebenda 430, undatiert, ebenda 434, 448, 451. Bodmer an Gleim 21. Sept. 1775, Körte 432 usw. Wie hochgespannt Bodmers Aufmerksamkeit war, bezeugt auch, daß er im „Tagebuch“ 1764 vermerkt: „Mlle Bondeli schrieb an Usteri eine Apologetik für Wieland“.

***) War mir nicht zugänglich; vgl. Pomezni in „Grazie u. Grazien“, 1900.

†) „Bodmer nicht verkannt“ gedr. bei Stäudlin als Anhang zu den „Briefen“.

††) Hg. von Stäudlin 1784.

„Wieland-Oberon"; dies stellt in einem fingierten Selbstgespräch den Wieland, der vom Weltgericht sang, jenem andern gegenüber, der den Oberon dichtete. Hier fließen Bodmer zwei Verse aus der Feder, die mehr Wahrheit reden, als er wohl ahnte:

„Doch das waren Gesichte (=Weltgericht) die fliehend um meine Stirne
Kamen, und fliehend verschwanden, sie waren der Schwindel des Jünglings".

Wieland andererseits behielt für Bodmer stets die persönliche Hochachtung und Dankbarkeit, wenn er auch über manch scharfes Wort, das in der Schweiz gegen ihn gesprochen wurde, den Ärger nicht verbeißen konnte*). Im „Teutschen Merkur" rezensierte er 1778 Bodmers Homer-Übersetzung und zollte dabei dem alten Züricher liebenswürdiges Lob. In literarische Streitigkeiten ließ er sich nicht mehr ein; die bestimmte Abneigung dagegen hatte er wohl aus den Züricher Kampftagen gewonnen.

Als Bodmer schon zu Grabe getragen war, kam Wieland noch ein paar Tage in die Schweizerstadt**). Dort hatte er einen Schwiegersohn gefunden an Heinrich Geßner. Alte Beziehungen lebten nicht wieder auf***), waren doch auch fast alle einstigen Freunde Bodmer vorausgegangen. Die Stadt selbst erwies sich liebenswürdig, indem sie dem berühmten Manne das Ehren-Bürgerrecht schenkte†). Dem alten Wieland blieb der Schweizer Aufenthalt eine liebe Erinnerung; er sah die glücklichste Zeit seines Lebens darin. Von seinem freundschaftlichen Gönner sprach er stets mit besonderer Wärme und Achtung††).

*) Vgl. Briefwechsel mit Geßner und Riedel in „Auswahl denkwürdiger Briefe".

**) Vgl. Baechtolds Aufsatz in seinen „Kleinen Schriften".

***) Eine herzliche Szene brachte nur das Wiedersehn mit Pfarrer Schultheß, mit dem er einst bei Bodmer oft zusammen gewesen. Vgl. Böttiger S. 193.

†) Vgl. L. Hirzel, Wielands helvetisches Bürgerrecht, Archiv III, 131 ff.

††) Vgl. Gruber 2te Biogr. S. 170.

2. Kapitel. Untersuchung über den Umfang der literarischen Tätigkeit Wielands in den Züricher Jahren.

Die Biographie Wielands in der Schweizer Zeit leidet immer noch an Unklarheit, an chronologischer Ungenauigkeit. Das hängt eng zusammen mit den ebenfalls noch vorhandenen Lücken in der Kenntnis seiner literarischen Produktion. Die mannigfachen Beiträge zu diesem Thema aus der neueren Epoche der Wielandforschung haben viel neues Material — alles ist noch nicht publiziert —, manche neue Feststellungen gebracht. Durch Erich Schmidt*) und Hoffmann-Wellenhof**) wurden einige Oden bekannt, die Ofterdinger***) vergeblich zu datieren versuchte, die aber Seuffert†) einordnete. Wielands bis dahin ungedrucktes Heldengedicht „Herrmann" wurde durch Franz Muncker††) allgemein zugängig gemacht. Über die pädagogischen Schriften Wielands konnte Funk†††) aus Urkunden des Karlsruher Archivs klärende Materialien mitteilen, die in Seufferts Rezension§) zu einer ersten Übersicht über die pädagogische Wirksamkeit des jungen Wieland führten. Illustrationen dazu brachten Hirzel, indem er den „Plan einer Privatunterweisung" in seinem Künzli-Buche neudruckte und die Ausgabe der von Wieland den Schülern diktierten „Geschichte der Gelehrtheit" §§) besorgte, und Bouvier, indem er verschiedene Lehrvorträge unter dem Titel „Un cahier d'élève du précepteur Wieland" veröffentlichte §§§). Weitere Diktat-

*) Klopstocks Jugendlyrik: Quellen und Forschungen, Bd. 32.
**) Herrigs Arch. Bd. 66.
***) Herrigs Arch. Bd. 70.
†) Euph. Ergh. 3.
††) Seufferts Dtsch. Lit. Denk. des 17. u. 18. Jh. VI.
†††) Beiträge zur Wielandbiographie, 1884.
§) Schnorrs Arch. Bd. XII.
§§) Biblioth. ält. Schriftwerke d. Schweiz, Ser. II. Heft 3.
§§§) In der Festschr. für P. Vaucher: Pages d'histoire, Genève 1895.

nachschriften der Schüler sind vorhanden und harren der Publikation: Hirzel und Seuffert besitzen Abschriften des „Religionsunterrichts“, die Berliner Akademie außerdem der „Theorie und Geschichte der Red-Kunst und Dicht-Kunst“ (1757) und der „Einleitung in die Kenntniß der jzigen Staaten von Europa“ (1758)*). Ein anderes Gebiet, Wielands publizistische Tätigkeit, war noch mehr terra incognita. Da publizierte Funk zuerst aus dem Nachlaß Rings die Abschrift der von der Zensur unterdrückten Rezension einer Horazausgabe von Ardelius**). Hirzel***) gab darauf gleich eine Fülle von Notizen über gedruckte und ungedruckte Abhandlungen Wielands und brachte Einzelnes, wie das „Schreiben an den Verfasser der Ankündigung einer Dunciade“, in Neudruck. Baechtold †) konnte die Daten und Vermutungen noch erweitern. Seuffert ††) endlich unterzog, mit Hilfe des neuerlich ebenfalls stark vermehrten Brief- und Tagebuchmaterials und unter Mitteilung bedeutender Ergänzungen dazu, alles ans Licht Geförderte und auch Neues wieder einer Ordnung und Sichtung †††).

Freilich von all dem, was da an unbekannten Arbeiten Wielands entdeckt zu sein schien, mußte das meiste, wegen zu unsicherer äußerer Beglaubigung, das Epitheton „Fragliches Stück“ erhalten. Aber auch unter den Stücken,

---

*) Erich Schmidt machte in der Aprilsitzung 1909 der „Gesellschaft für deutsche Literatur“ Mitteilung über diese Hefte und gestattete mir gütigst die Einsichtnahme.

**) Beil. z. Allg. Ztg. 1884 Nr. 131.

***) Wieland und Martin und Regula Künzli, 1891.

†) Geschichte der dtsch. Literatur in der Schweiz, 1893.

††) Gött. gel. Anz. 1896. Euph. Ergh. 3. Prolegomena zur Wieland-Ausgabe Heft II, Nachträge in V.

†††) Fast gleichzeitig mit dem Erscheinen der Prolegomena versuchte K. Walter eine Datierung der Jugendwerke Wielands, allerdings nur der sicher beglaubigten: Chronologie der Werke C. M. Wielands 1750—60, Diss. Greifswald, 1904; einbezogen ist die „Geschichte Edward Grandisons“ und von den Zeitschriften-Artikeln die Horaz-Rezension und das „Gespräch des Sokrates mit Timoklea“.

die Wieland sicher zugeschrieben worden sind, befinden sich etliche, die ihm in der Tat nicht eignen.

Diese fraglichen Stücke ordnen sich in folgende Gruppen:

1. Zusätze (Vorreden, Anmerkungen etc.) zu Bodmers Werken;
2. Artikel in den Zeitschriften: Crito, Züricher Freymüthige Nachrichten, Das Angenehme mit dem Nützlichen, Carlsruher Nützliche Sammlungen oder Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaft;
3. Beiträge zur Geschichte Edward Grandisons in Görlitz, zu Steinbrüchels Pindarübersetzung, zu Sulzers Theorie der schönen Künste.

Die Untersuchung über Wielands Anteil an diesen Stücken ist um so wichtiger, als dadurch seine Stellung zu Bodmer (zu den „Zürichern" des weiteren) und seine Teilnahme am Streit gegen Gottschedianer und Anakreontiker und damit auch sein eigner, innerer Entwicklungsgang neue Beleuchtung erfährt.

1. Zusätze zu Bodmers Schriften.

Trotz Bodmers Briefäußerung*) möchte ich den jungen, aber schon gewandten Stilisten nicht als Verfasser der „Vorrede zur 2. Auflage von J. J. Bodmers Gedichten in gereimten Versen" ansehen. Freilich fehlt zur Ermittlung des Verfassers, da die Unterschrift des Verlagshauses, besonders mit Rücksicht auf den Inhalt der Vorrede, beweisunfähig ist, ein andrer äußerer Anhaltspunkt. Der Inhalt ist Bodmers Gedankengang entnommen. Über die gereimten Gedichte mit einem Satz hinweggehend, spricht der Vorredner von dem Vorzug des Hexameters und klagt, daß diese Versart keinen Anklang im Publikum finde. Leicht könnte indeß auch der Schüler Wieland dies dem Meister nachgesprochen haben.

*) „Herr Wieland wird eine Vorrede dazu schreiben"; vergl. Gött. gel. Anz. 1896, S. 480 u. Proleg. 54.



Einzig die Stilbetrachtung erbringt den Nachweis des Verfassers.

Es wird nötig, für einen Vergleich zunächst einige Stilbeobachtungen aus gleichzeitigen Schriften Wielands festzustellen*).

Ein hervorstechendes Merkmal seines Stiles ist die sorgfältige Vernietung der Sätze, sowohl durch eigenartige Gedankenführung, wie durch formale Mittel: Reichtum an Partikeln, die das gegenseitige Verhältnis der Sätze bestimmen; gleichartige Verwendung von (rückbezüglichen) Conjunktionen, die durch Zusätze oft noch enger an das Vorhergehende angeschlossen werden (Und da endlich; Und da dieß alles), fast überflüssige Anbringung von Correlativen (Dies tat er d a m a l s, als; daher, daß; Aber daß sie genießen wollte, das war), Bevorzugung des hypothetischen Satzgefüges und Anordnung mehrerer Hauptsätze in einem dem hypothetischen Gefüge ähnlichen Verhältnis. — Typisch ist bei ihm das Mittel, durch Akzentuirung des Satzanfanges die Aufmerksamkeit nach dem vorherigen Ausklingen beim Satzende neu zu wecken, um lebhaften Fortgang zu erzielen; dann eröffnet wohl, sonstiger Gewohnheit entgegen, das thematische Hauptwort den Satz (Zulika ist eine), oder eine persönliche Wendung an den Leser (Ich, Es ist bekannt, Man irrt sich), oder eine scharfe Adversativpartikel (Indessen, dahingegen). Hierher gehört auch die auffallende Eigenart, die Abhandlung mit einem Nebensatz zu eröffnen (die Rezension beginnt: „Da der Text des berühmten Horatii“, der Aufsatz über Zulika: „Obgleich Joseph einen Schutzgeist hat“, der Vorbericht der Streitschriften: „Wenn diese Sammlung) — ein sicheres Span-

*) Ich wähle Belegstellen aus den jedem zur Nachprüfung leicht erreichbaren Stücken: Aufsatz über Joseph und Zulika, Euph. Ergh. 3 S. 94f. und die Rezension einer Horaz-Ausgabe, Beil. z. Allg. Ztg. 1884, Nr. 131; gelegentlich wird auch auf den Vorbericht zur Sammlung der Zürcherischen Streitschriften verwiesen.



nungsmoment. Es wird ein Urteilssatz aufgestellt, der, voreilig in dem sonst so eng gefügten Ganzen, abgebrochen wirkt, darum stark auf die folgende Erläuterung hinweist — eine gute Kontrastwirkung*). Eine gegenteilige Technik im Satzgefüge: Ausdehnung des Untersatzes durch subordinierte oder koordinierte Glieder bei wiederholter Kennzeichnung des konjunktionellen Verhältnisses**). Derartige „Retardation“ ist ein in Wielands Satzkompositionen überhaupt herrschendes Prinzip: er packt Gedanken, die oft nur durch ein Wort des Hauptsatzes angeregt sind, in Nebensätze, verzögert damit wirkungsvoll den letzten Akzent des Hauptgedankens, gibt aber auch seinem Stil eine manchmal fast übermäßige Breite. — Fassen wir ganze Abschnitte ins Auge. Verläuft die Schrift durchweg in langen, anregend gegliederten Sätzen, so finden sich doch dazwischen auch ganz kurze: nüchterne, gewichtige Demonstrationen, besonders betonte, feste Urteile werden knapp und einfach gefaßt. So erhält die „Melodie“ des Ganzen reizende Abwechslung, die dadurch noch feiner angeordnet wird, daß, wenn mehrere demonstrierende einfache Sätze, die möglichst parallel angelegt sind, wohl mit demselben Wort beginnen, einander gefolgt sind, der letzte wieder länger, in üppigerer Gruppierung verläuft. Hier sei auch noch hingewiesen auf die „Schlußtechnik“. Der letzte Satz der Schrift, oder auch eines größeren Abschnittes, hebt sich eindrucksvoll ab: er faßt den Kern des ganzen Raisonnements in bündiger, scharfer Ausprägung und ist

---

*) Vergl. Euph. Ergh. 3 S. 95: „Man tut dem Dichter Unrecht, wenn man meint, er gebe Zulika dem Chemos gleichsam Preiß“ etc.

**) Vergl. ebenda: „Er kleidet sie mit dem unwiderstehlichen Gürtel der Venus, und da dieß alles so wenig als die schändlichen Zumuthungen der Myris nichts bei der Heldentugend des Jünglings ausrichtet, ja Zulika selbst von der göttlichen Stärke seiner weisen Reden auf eine Zeitlang zurückgetrieben und einigermaßen beruhiget worden, so konnte Chemos nichts mehr versuchen“ etc.

***) Vergl. ersten und letzten Abschnitt der Rezension.

mit dem grade vorausgehenden stilistisch möglichst wenig verwoben — ein letzter Hammerschlag*).

Diese Beobachtungen zeigen wesentliche formalistische Elemente an, die Wielands Stil vorzüglich lebendig und fließend machen.

Den gegensätzlichen stilistischen Charakter hat die Vorrede zu den gereimten Gedichten: die Sätze sind gedanklich wie stilistisch sehr lose verkoppelt, stehen vielmehr steif, als ungleich schwere Blöcke ohne Verbindung nebeneinander**). Es fehlt dem Verfasser ganz und gar die Kunst, mehrere Gedanken in einen Satz zusammenzuschweißen; er hat daher fast nur notwendig geforderte, keine willkürlichen Nebensätze***). Die Sätze sind sogar kürzer, gedrungener, als das äußere Zeichen des Punktes und des großen Buchstabens im Satzanfang erkennen läßt: das müde „und“ †) verknüpft die Gedanken nicht innerlich, das „doch“ ††) trennt entschieden die beiden nach ganz anderer Richtung zielenden Gedanken. Spinnt der Verfasser einmal ein Thema in mehreren Sätzen aus, so wirkt er ermüdend langweilig,

*) Vergl. ersten und dritten Abschnitt des Zulika-Aufsatzes (auch letzten; hier zwar weniger, immerhin noch fühlbar erstrebt) und den Vorbericht der Streitschriften.

**) Zur Illustration bringe ich die ersten Sätze skizziert: „Diese neue Auflage hat nichts besonders als die Zugabe von etlichen Briefen. Der Verfasser hat seit selbiger Zeit seine Begriffe von der Poesie in großen Gedichten ausgeführet; und wir können es ihm nicht übel nehmen, wenn er auf seine gereimten Gedichte mit einiger Verachtung niedersiehet. In seinen neuen Gedichten ist der Gebrauch des griechischen Silbenmaßes das wenigste das sie vorzüglich machet; doch haben wir von ihm gehöret, daß er in einem andern Verse nicht hätte ausdrücken können. Wir glauben es ihm gern“ etc.

***) Häufig dagegen sind erklärende Relativsätze oder von einer rhetorischen Wendung abhängige Nebensätze: wir können nicht übelnehmen, wenn; wir haben gehöret, daß; Wer daran zweifelt, kann; Er wird erfahren, mit welchem; Welche Kleinmütigkeit, daß, etc.

†) Im oben zitierten Satz: „und wir können es ihm“ etc.

††) „Doch haben wir von ihm gehört, daß“ etc.



weil der erste Satz schon erschöpfend die andern in sich faßt*). Es fehlt dieser Schrift also grade das, was bei Wielands Stil am reizvollsten wirkt: das stete Hinüberfließen, das immer neu Anregende, das kunstvolle vielgliedrige Gefüge. Sehen wir aufs Ganze, so vermissen wir die Melodie und das geregelte Tempo eben dieses Stils und finden statt dessen Einförmigkeit im Streben nach schwerbetonten Sätzen, dabei plötzliches, ungeordnetes Abfallen des Tones: kurz es fehlt die Berechnung des Verhältnisses der Sätze zu einander im Inhalt wie im Klang[2]).

Es ist ganz deutlich, wer der Verfasser der Vorrede ist: der Teilhaber der unterzeichneten Verlagsfirma Orell & Compagnie, J. J. Bodmer**), auf den auch Inhalt und Tendenz der Schrift zeigt (der unter derselben Deckung — „Der Verleger an einige von den Lesern“ — seine Vorrede zu Jakob und Joseph 1754 schreibt).

Seufferts Vermutung (Proleg. 38), daß *der Brief im Anhang zu Bodmers Jakob und Rahel* von Wieland stamme, besteht teilweise zu Recht. Der Prosateil des Briefes (eine Quartseite) ist von ihm verfaßt; dagegen sind die 61 Verse, die eine Variante zu Vers 361—74 der Epopöe geben, von Bodmer. Dessen Hand ist in dieser von Plattheiten durchsetzten Poesie leicht zu erkennen. Der einleitende Prosateil aber stellt sich, wenn wir den oben beschriebenen Stilcharakter wieder aufsuchen wollen, zwar weniger deutlich, aber immer noch sicher erkennbar, als Wieland zugehörig heraus. Wieder beginnt der „Brief“ mit einem Nebensatz. Beide Abschnitte laufen aus in einen kurzen, abschließenden Endsatz. Die ziemlich langen Sätze haben leichten Fluß,

*) Vergl. die vier Sätze über den Vorzug des Hexameters.

**) Auch Schultheiß kann die Vorrede nicht geschrieben haben; er würde sich schon durch sprachliche Eigenarten verraten haben; zum Vergleich sind neben dem sehr kärglichen Material in den Anmerkungen zu den gereimten Gedichten seine Briefe anzuziehen und seine Übersetzungen in dem Angenehmen mit dem Nützlichen.

schließen eng aneinander an, fordern eine milde, fortgleitende (keine nachdrückliche) Betonung. Ist das Satzgefüge nicht so reich an Nebensätzen — immerhin hat ein Satz drei, ein anderer vier Nebensätze —, so sieht man doch die Manier, mehrere Gedanken in eine Periode zusammenzufassen. Es mag wohl auffallen, daß an einer Stelle statt eines Gefüges, sechs parallel laufende, kurze Fragesätze, an einer anderen deren fünf, eintönig aneinander gereiht sind; da ist zu beachten, daß in dieser Funktion — eine Aufzählung der angeregten Erwägungen — solche Parallelsätze nach schulmäßiger Stilistik überhaupt sehr üblich scheinen; doch sind auch diese Sätze noch geschmeidiger gebaut, als wie sie Bodmer aus der Feder fließen. Ein sprachliches Moment kommt diesen Erwägungen zu Hilfe: unter den Verben, die in der 3. ps. praes. bezw. praet. und im partic. das e der Nebensilbe verlieren können, haben sieben es ausgeworfen, nur drei es behalten*). Danach glaube ich, diesen Prosateil mit Sicherheit Wieland zuweisen zu dürfen**).

Den „Vorbericht“***) zur „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften 1753“ habe ich bereits in der oben gegebenen Stilcharakteristik mehrfach vergleichsweise angezogen, denn die Zuweisung kann bei einer Stilbetrachtung unter den festgelegten Gesichtspunkten nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Den Beweis durch Wiederholungen darf ich mir daher ersparen[3]).

*) In der Horaz-Rezension stellt sich das Verhältnis als 13 : 11 im Zulika-Aufsatz als 20 : 13 dar, wohingegen in Bodmers Vorrede zu den gereimten Gedichten stets (d. h. 6 mal) das e gesetzt ist.

**) Daß Bodmer selbstverfaßte Varianten durch andere der Öffentlichkeit vorlegen läßt, ist nichts Auffallendes; das geschieht im Crito, in Wielands Abhandlung über den Noah etc.

***) Vergl. Proleg. 55.

2. Artikel in den Zeitschriften.

A) Crito, eine Monatsschrift, Zürich bei Geßner 1751.

Für den Crito hat Wieland, wie wir aus brieflichen Zeugnissen feststellten, von Januar bis Februar 1752 drei Artikel ausgearbeitet und nach Zürich geschickt, einen über die „tibullische Elegie“ Klopstocks und zwei über Themen aus dem Messias. Da diese Artikel nicht die volle Billigung der Critonen erfuhren, blieben sie ungedruckt und sind bis heute verschollen.

B) Freymüthige Nachrichten von Neuen Büchern, und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen. Zürich bey Heidegger und Compagnie.

10. Jahrgang 1753.

Im 33. Stück vom 15. Augstmonat, S. 259 f., der Freym. Nachr. 1753 steht eine Rezension der „Hymne auf die Größe und Güte Gottes“, datiert aus Berlin*), die zunächst einiges aus dem der Hymne vorgedruckten Brief Sulzers an Bodmer vom 12. Juni 1752 wiedergibt, sodann etliche Verse der Hymne zitiert. Dieses Zitat stimmt mit dem Originaltext des Hymnendruckes nicht überein. Abweichungen in der Orthographie ergeben sich teils aus der Übertragung der Antiquaschrift in die Fraktur (mit der die Zeitschrift überhaupt gedruckt ist), teils aus willkürlichen Änderungen unwesentlicher Art. Bemerkenswert ist jedoch die Verbesserung von „schmelzte“ in „schmolz“. Diese Verbesserung der schwachen in die starke Präteritalform steht von Bodmers Rotstift eingetragen auch in seinem Handexemplar des Hymnendrucks**). Daraus ergibt sich klar die Autorschaft Bodmers für die Rezension. Das sei konstatiert, damit nachher einiges daraus verwertet werden kann. Zum Schluß des Artikels folgt eine Hindeutung, daß die Hymne,

---

*) Die Drucklegung der Hymne hatte Sulzer in Berlin besorgt.

**) Auf der Züricher Stadtbibliothek.

wie der „Eremite“ *), „mit runden, lateinischen Littern“ gedruckt sei, und „daß wohl der mönchische, eckichte Buchstabe in kurzer Zeit seinen fatalen Periodus erreichen werde“. Diese erste „Auslassung zu gunsten der Antiquaschrift“ **) stammt also sicher von Bodmer; die Form Littern wendet Bodmer auch sonst an ***).

Den in der Züricher Zeitschrift folgenden Artikel, „eine scharfe Anzeige von Schönaichs Hermann“ (2. Aufl.), nennt Seuffert „wahrscheinlich von Bodmer“ †). Er ist in der Tat der Verfasser. Äußeres Zeichen: der Artikel steht an dritter Stelle von vier aufeinander folgenden Anzeigen, die alle offenbar von Bodmer herrühren: 1) Bodmers Eremite, 2) Wielands Hymne, 3) Schönaichs Hermann, 4) Gespräch zwischen einem Freunde der Reime und einem Gönner der Hexameter[4]). Inhaltliche Erweismittel: die Kritik wendet sich kaum gegen den Hermann, sondern beschäftigt sich mehr mit Nebenumständen, mit dem der Ausgabe vorgedruckten Briefe Voltaires, zielt überhaupt eigentlich auf den Franzosen, wirft dabei Seitenhiebe auf Gottsched und Maupertuis. Was hier zur Geltung kommt, nämlich gallige Erbostheit gegen unwürdige gegenseitige Dienstgefälligkeit der Gelehrten, vor allem die Erregtheit gegen Voltaire ist Wieland fremd. Formelle Kriterien: „Der Herr Professor (= Gottsched), sein poetischer Rath und Anweiser“ ist eine für Bodmer typische Redensart, die er in Artikeln der Freym. Nachr. wiederholt und die er noch in der Geschichte Edward Grandisons anzubringen nicht vergißt. „Die Säugamme der Muse, das geschmackreiche Pleißathen“ — dies unschöne Bild stützt auch den Beweis. Der letzte Satz der Rezension stimmt wörtlich überein mit einem Satz aus dem ersten Brief des Edward Grandison ††).

*) Ein pseudonym und geheim erschienen Werklein Bodmers.

**) Vergl. Proleg. 47.

***) Z. B. in der Vorrede zu Jakob und Joseph.

†) Vergl. Proleg. 48 a.

††) Vergl. S. 12.

Die Formen: dörfen*), dapfer, seyn (= sind) schreibt Wieland nicht. Ton und Art der Polemik: aus diesem psychologischen Gesichtspunkt sind Wieland und Bodmer ebenso sicher zu unterscheiden, wie aus den stilistischen Merkmalen: Bodmer polemisiert ingrimmig, verärgert, tückisch, stachlig, Wieland leidenschaftlich, beredt, stolz, wirkungsvoll; Bodmers Satire ist plumpe Karikatur oder schlechtverhülltes, plattes Geschimpfe, Wielands dagegen feine, auch humorvolle Ironie und überlegener Spott.

Seuffert erwähnt Proleg. 48b eine Anzeige vom „Esprit des nations", Freym. Nachr., 34. u. f. Stück, S. 266 ff., indem er beifügt: „Der Sprache nach aber kaum von Wieland". Eine flüchtige Betrachtung stellt hier schon Wielands Verfasserschaft außer Frage; der Auszug stammt von einem mir unbekannten Fremden. Zur notwendigsten Illustration dienen ein paar überzeugende sprachliche Eigenheiten aus den ersten drei Sätzen: wohl ausgesinnete, vor ihme, das Gesaz, es seye gewesen, Staffeln. Das hat weder Wieland noch Bodmer geschrieben.

Proleg. Nr. 51 führt Seuffert an: „Cartell von neuen Heldengedichten. Freym. Nachr. 12. Herbstmonat Nr. 37, S. 292, Verfasser sicher Bodmer und Wieland". Das Kartell besteht aus der Aufzählung von zwanzig poetischen Arbeiten, die größtenteils nachweislich zu den Plänen Bodmers und Wielands gehörten**). Diese Liste ist eingerahmt von einem einleitenden Satz und einer

---

*) Bei Wieland nur in der Anzeige der „Westfälischen Bemühungen" — sicher auch hier nicht authentisch.

**) Den darauf bezüglichen Bemerkungen Seufferts in den Gött. gel. Anz. 1896 S. 482 sei noch hinzugefügt: „Versuch eines epischen Gedichtes von David"; in der Sammlung Zürcherischer Streitschriften 1753 Bd. II findet sich das Stück: „Versuch eines Epischen Gedichtes von David dem König in Juda mit Vorrede und Anmerkungen über die Anlage desselben; Nach den Begriffen der vornehmsten Kunstverständigen". (Verf. nicht Wieland; wohl Bodmer). Jetzt bliebe nur noch das „umgeworfene Jericho" in seiner Beziehung zum Artikelschreiber unklar; vergl. dazu unten S. 82 *).

Schlußbemerkung: 1) Daß die Gedichte alle in Hexametern und mit lateinischen Buchstaben gedruckt werden sollen, 2) (ironisch) daß, wie den Griechen nur ein Homer, so füglich den deutschen auch nur ein K[lopstock] erstehen könne*). Der Stil: kurze Sätze, eingeschachtelte Relativsätze, unrythmische, kurzatmige Sprache, sodann die Form Littern, weisen die Fassung der Anzeige, die so klein ist, daß sicher nicht zwei Bearbeiter angenommen werden können, mit Sicherheit Bodmer zu[5]). Er verkündet also hier in einem Atem, ohne zu unterscheiden, seine und Wielands Arbeiten!

Aus dem folgenden Stück der Zeitschrift hebt Seuffert die Auslassung zu Gunsten der Antiquaschrift (S. 299) als eine vermutliche Arbeit Wielands hervor.

Diese Abhandlung, betitelt „Auszug aus einem Briefe“, ist jedoch sicher von Bodmers Hand. Vom stilistischen Beweis, der sich hier ebenso gut führen läßt, auch ganz abgesehen, zeugt der Inhalt gegen Wielands Autorschaft. Für den Antiquadruck hat sich Wieland nirgendwo besonders ins Zeug gelegt. Nur im „Schreiben eines Junkers vom Lande“ kommt er auf dies Thema ganz kurz zu sprechen; er flicht dort die ironische Bemerkung ein, deutsch schreiben mit lateinischen Buchstaben sei Verwendung zweier Sprachen. Der Einfall ist aus einer alten Kritik Gottscheds herübergenommen und bereits im Crito S. 42 beantwortet worden. Also Wieland läßt nur bereits von andern Gesagtes wieder anklingen. Bodmer dagegen benutzt in diesen Jahren jede Gelegenheit, um auf seine stolze Erfindung zurückzukommen[6]). Der Schreiber des „Auszugs aus einem Brief“ verwendet zur Begründung seines Themas nun auch Gedanken und Kenntnisse, wie sie eben nur Bodmer hat: die deutsche Sprache habe mit der Zeit so viele Veränderungen durchgemacht, daß sie kaum noch Mutter-Sprache genannt werden

*) Bodmer verwertet das Motiv häufiger; vergl. z. B. unten S. 80.

könne*); die deutsche Schrift sei nur der verhunzte lateinische Buchstabe und als solcher in der Schrift der Minnesänger noch ziemlich rein erhalten; deutsch und lateinisch sei damals mit denselben Buchstaben geschrieben worden. Speziell verwendet er sich noch für den Gebrauch des y statt des ü**). Zuletzt möchte er wieder ein „Cartell" eingehen, „daß alle Gedichte in Reimen mit den eckigten, aber die Gedichte in Hexametern oder einem andern Griechischen Silbenmasse, mit den runden Buchstaben gedruckt werden sollten".

Im 39. Stück vom 26. Herbstmonat, S. 308, steht die Anzeige: „Frankfurt und Leipzig. Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" (vom Freiherrn von Gemmingen).

Seuffert verzeichnet Proleg. Nr. 53 diese Rezension als „Handschrift von Wieland, gegen Schluß von Bodmer in der Stadtbibliothek in Zürich" mit der Anmerkung: „Ich kann den etwaigen Bezug zu Freym. Nachr. 26. September 1753 Nr. 39, S. 308ff., jetzt nicht nachprüfen".

Die Handschrift liegt mir vor in einer Kopie von Dr. Fritz Homeyer. Sie stimmt im wesentlichen überein mit dem angeführten Drucke, enthält aber nicht die für Wieland auffallende Form „darinne" (im Druck), sondern, wie zu erwarten, „darinn". Auf einige Korrekturen Bodmers in dem Wielandschen Teil komme ich unten zu sprechen. Bodmers Schrift setzt ein: (S. 309 Spalte b des Druckes) „Aber wir lesen in eben diesem Briefe" etc. Der Abschnitt ist auch formell unterscheidbar, z. B. „foderte" statt, wie Wieland schreibt, forderte***).

---

*) Dasselbe sagt er in der Vorrede zu „Jakob und Joseph" 1754.

**) So schon im Crito.

***) Wieland schreibt in der Prosa fast konsequent fordern (fodern häufiger nur in der „Abh. v. Noah", später in der Vorrede zu den „Empfindungen"), dagegen in poetischen Stücken (nicht nur in den versifizierten) fodern; ihm muß demnach ein entsprechender charakteristischer Unterschied der beiden Formen fühlbar gewesen sein.



Diese Rezension repräsentiert nun wirklich eine gemeinschaftliche Arbeit Wielands und Bodmers. Denn auch an dem von Wieland geschriebenen Text hat Bodmer Anteil. Man erkennt seine Souffleurstimme bei der Erwähnung englischer Bücher, nämlich der Letters of Sir Thomas Fitzosborn *) und der Charakteristiks des Grafen Shaftesbury, denn Wieland lernte das Englische erst in Bodmers Haus, besonders bei der Erwähnung des Liedes von Chevy chase und in der daran geknüpften philologischen Kritik der Überlieferung dieses alten Siegesliedes: „Inzwischen scheinet die Lesart dieses Gesangs, wie sie Schilter gibt, nicht allemal richtig zu sein, und wäre es deswegen in Absicht dieser und anderer alter poetischen Überbleibsel zu wünschen, daß sich noch mehr Handschriften von einerlei Stücke finden möchten". Solche philologische Einsicht ist Wieland um diese Zeit nicht zuzutrauen. Selbst stilistische Eigentümlichkeiten scheinen noch Bodmersche Eingebung auszuatmen: das oben gegebene Zitat mit dem „Inzwischen", „allemal" (weniger bei Wieland, sehr häufig bei Bodmer), die Wendung „wäre es . . . zu wünschen", „von einerlei Stücke", sowie mehrere Satzkonstruktionen markieren leicht eine fremde Feder. Natürlich ließe sich hieraus noch nichts schließen, denn Wielands Stil kann nicht angezweifelt werden, wenn nicht noch zwei Anhaltspunkte hinzuträten: Zweimal setzt Wieland in der Handschrift mit einer Floskel **) („muß aber, ehe ich erzähle, was sich mit demselben zugetragen hat") ein, die auf einen später zu erzählenden Fall vordeutend zu einem andern, vorläufigen Gedanken überleitet. Der später zu erzählende Fall ist eine Missetat Gottscheds. Es ist aber diese Erzählung, die Bodmer sich selbst zum Schluß aufgespart hat — im Vertrauen

*) Schulthess übersetzte sie später, nicht zu Wielands Befriedigung: vergl. Rings Gespräche, 25. Januar 1755, Archiv XIII.

**) Sie ist weggestrichen, also nicht in den Druck übergegangen.

auf seine derbere Feder. Das deutet doch auf eine gemeinsam überlegte Anlage des Artikels. Ferner: Wielands Handschrift enthält einen Abschnitt, der, zwar unter allerlei Verklausulierung und vielen Einschränkungen, Ariost mit Berufung auf Crescimbeni, Gravina, besonders auf Du Bos in Schutz nimmt gegen den Vorwurf, er habe es in der „Liebe zum Unnatürlichen allen zuvorgetan“ *). Obwohl die Belehrung durch Bodmer darin klar durchleuchtet und also dieses Urteil Wielands auch für Bodmers angesehen werden kann, ist der Passus gestrichen. Denn dem Meister erschien es offenbar zu gewagt, mit einer Verteidigung Ariosts hervorzutreten **). Diese verschiedenen Anhaltspunkte drängen eine präzisere Erklärung der Gemeinsamkeit der Arbeit beider Verfasser an dem Artikel auf, nämlich die, daß die Rezension aus einer unmittelbar vor oder noch während der Abfassung erfolgten Unterredung, an der natürlich der Hauptanteil Bodmer zufällt, entstanden ist. Und diese Vermutung wirft wieder ein Licht auf die Art des Zusammenlebens und -wirkens der beiden Männer. Inhaltlich repräsentiert der Artikel ein Diktat Bodmers ***).

Das 40. Stück vom 3. Weinmonat enthält S. 318f. einen „Erdichteten Brief an den Verfasser des Noah“. Baechtold gibt, Literaturgeschichte, Anmerkungen S. 185, Bodmer und Wieland als Verfasser an. Diese Notiz akzeptiert

---

*) Wielands Urteil über Ariost im Unterricht über die Dichtkunst stimmt mit dem hier ausgesprochenen ziemlich überein; bei den sonstigen Vorzügen des Dichters, weiß er seine „abenteuerlichen Ausschweifungen“, ohne hier graduell abzustimmen, energisch zu rügen.

**) Bodmer vermeidet es in seinen kritischen Schriften auf Ariost einzugehen, offenbar um seinen Gegnern nicht einen leicht ausnutzbaren Angriffspunkt gegen seine „Liebe zum Abenteuerlichen“ zu bieten.

***) Zum Schluß des Referates kommt Bodmer auf die in Gottscheds „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ veröffentlichte Parodie auf Klopstocks Ode an Gott: „Ein stiller Schauer Deiner Allgegenwart Erschüttert Gott mich!“ mit einigen Worten zu sprechen. Im selben Sinne und mit fast denselben Worten ist dieser Parodie in Wielands Ankündigung einer Dunciade S. 62 gedacht.

Seuffert (Proleg. Nr. 60). Es muß jedoch Bodmer als alleiniger Autor verzeichnet werden. Zunächst: hier kehrt wieder ein ironisches Motiv, das Bodmer mit fast genau denselben Worten im „Cartell von neuen Heldengedichten“ brachte: die Griechen haben nur einen Homer, also können die Deutschen nur einen Klopstock haben. Ferner: die Art der Ironie erscheint für Wieland viel zu platt. In Bezug auf Wielands „Schreiben eines Junkers“ (im folg. Stück) berichtet Bodmer an Zellweger*): „Der Brief in den Freym. Nachr. des Junkers wegen des Chemos und der Suleika wurde von einigen Fremden vor so verführerisch gehalten, daß Hr. Wieland genug zu thun bekommen [wird], dieses Gedicht zu verteidigen“. Diese gefährliche Klippe, daß seine Ironie nicht verstanden und für bare Münze genommen werden möchte, hat der Verfasser des Hausenstock-Briefes**) sorglich umschifft. Der ironischen Bemerkung über einige Gleichnisse im Noah: sie seien längst von Schwarz, Triller, Schönaich, Scheyb abgebraucht, fügt er in einer Note bei, daß dies natürlich keineswegs der Fall sei! Dann zitiert der Briefschreiber (anschließend an Stockhausens Äußerung: „Ich bemerke im Noah viele schöne Stellen“) selbst einige besonders schöne Verse; Selbstpräconisierung ist bei Bodmer nicht auffallend. Zum Schluß, wo er sagt, daß er Schönheiten vermisse, setzt er Lobsprüche Wielands aus der „Abhandlung vom Noah“ hin, durch einfache Negation sie travestierend. Solche rohe Ironie ist dem feinen und stets geistreicheren Wieland wirklich nicht zuzutrauen. Sodann: die Kürze der Sätze (der längste Satz umfaßt fünf kleine Spaltenzeilen)***), das Fehlen von Konjunktionalsätzen, der abgebrochene, schwerfällige Akzent, der häufige Gebrauch des e in der Mittelsilbe

*) Baechtold, Literaturgeschichte, Anmerk. S. 187 f.

**) „Hausenstock“ ist der „Erdichtete Brief“ unterzeichnet und gerichtet gegen Joh. Christ. Stockhausen, der in seiner „Sammlung vermischter Briefe“ einiges am Noah auszusetzen sich erlaubt hatte.

***) Der Artikel geht über vier Spalten.

3. ps. praes., praet. und im part. pass., die Form „die Hirschen“, das Wort „taugen“, die ermüdende, hölzerne Aneinanderreihung der Beispiel-Gleichnisse, die Derbheit „Noah tut da dem Vieh, unter welchem er lebt, die geringsten Dienste eines Stallmeisters“ und die Konstruktion*) „mein Geschmack ist reiner, als der Gelehrten“ (= als der der Gelehrten) liefern auch den stilistischen Beweis, daß Bodmer für den Artikel verantwortlich ist. Keinen Anhaltspunkt kann ich finden für Wielands Mitarbeiterschaft. Baechtold stützt seine Angabe scheinbar nur auf den bekannten Brief Bodmers an Zellweger: „Noch haben wir etliche Artikel in hiesige freymüthige Nachrichten geschrieben“. Das „wir“ aber muß keineswegs „gemeinsam“ — im engen Sinn des Wortes — bedeuten. Ein äußeres Zeugnis, das wohl übersehen ist, scheint mir übrigens die Sicherheit des Nachweises zu verbürgen. Bodmer schreibt 17. Jan. 1752 an Heß**): „Ich habe Ihnen Stockhausens Briefe geschickt und ein Muster, wie man ihm auf seine Briefe antworten könnte, nicht, daß ich ihm wirklich so antworten wolle“. Wie natürlich ist die Folgerung, daß jenes „Muster“ nun doch gedruckt worden ist, ein Jahr später; zumal da Bodmer auch sonst längst geschriebene Sachen hinterdrein in Druck gibt!

Seuffert sagt Proleg. Nr. 48c: „auch das Gelübd eines epischen Dichters, Archiv der schweitzerischen Kritik 1768, S. 100, (doch wohl vorher in den Freym. Nachr.) kommt in Erwägung“.

In der Tat steht der als „Gelübd eines epischen Dichters“ betitelte Artikel des Archivs für schweitzerische Kritik im 41. Stück der Freym. Nachr. vom 10. Weinmonat, S. 323, unter dem fingierten Datum: „Berlin. Aus dieser Stadt kommen folgende Verse“ etc..

*) Ich sehe nur einmal bei Wieland, in der Horaz-Rezension (Allg. Ztg. 1884 Nr. 134, nur nach Rings Abschrift): als des andern = als der des andern“.

**) Zehnder, S. 496.

Die wenigen einleitenden Zeilen nennen Virgils Votum ad Venerem pro suscepta Aeneide als Anlaß und Vorbild zu dem nachfolgenden „Gelübde". Dies selbst besteht aus 21 Hexametern:

Hört mich die edle Mus' und läßt mich die Laufbahn vollenden
Die ich so kühn betret', und bring ich die zweimal sechs Stämme,
Die der Herr sich erwählt, und an ihr Haupt sich gestellt hat,
Sie, mit denen ich itzt die Wüste von Mora durchirre,
Glücklich in wohnbare Städte nach Canaans Fluren hinüber
Dann gelob ich . . .*).

Diese Verse haben offenbar den steifen, hausbacken-vertraulichen Liebhaber der Muse, der wirklich mit Schweiß in ihrem Dienste arbeitet, nicht den schwungvoll-feurigen, gewandten, zärtlichen Wieland zum Verfasser. — Der Inhalt des Gelübdes selbst gibt weiteres Zeugnis für Bodmer. Der Dichter gelobt der Muse als Dankopfer drei Hekatomben von Trillers Opitzausgabe, der Tasso-Übersetzung Koppes und des Pope der Kulmus (Frau Gottsched)! Grade diese Bücher (und nicht etwa die „Hermanniade" oder „Bautzners Wahnwitz") auf dem Altare zu verbrennen, ist sicher nur dem ersten Opitz-Herausgeber, dem Kenner und Liebhaber des italienischen Epikers, dem Verehrer Popes und dem geschworenen Feind der Frau Gottsched**) ein besonderes Herzensbedürfnis. Als weitere Beweismomente führe ich einige Phrasen an: „Und noch nicht von dem Fett unreinlicher

*) Die Idee des „Gelübdes" erinnert an Bodmers Scherz im Crito S. 26, Hagedorn habe Rost das Gelübd abgenommen keine Hexameter zu machen. — Nach den Angaben der oben zitierten Verse des „Gelübdes" müßte man auf Beschäftigung mit dem Mosesstoff seitens des Verfassers schließen. Ist dies auch für Bodmer nicht bezeugt, so muß man hinzufügen: für Wieland erst recht nicht. — Es ist hier vielleicht eine Verbindung möglich mit dem im „Cartel von neuen Heldengedichten" genannten Titel „Das umgeworfene Jericho". Darf man aus dieser zweimaligen Erwähnung desselben Stoffes schließen, daß Bodmer sich mit dem Plan einer entsprechenden Epopöe trug und an die Ausführung gegangen sei, wie das Gelübde anzudeuten scheint?

**) Vergl. die Anmerkungen zu Rosts „Vorspiel".



Finger befleckt sind“, der triviale Vers — in Wielands Mund nicht denkbar — erinnert an das „Polster von Fett“, das Bodmer in Wielands erste Hymne korrigiert hat*); „des Bergs, der vor mir über erhöht steht“, in der hölzernen Unbeholfenheit und grammatischen Fehlerhaftigkeit unverkennbar. Die letzte Zeile endlich ist wie eine versteckte Unterschrift:

Und dir ruft dein Poete, den du sonst mehrmals gehört hast**).

Der folgende Artikel der Freym. Nachr., S. 324, ist das „Schreiben eines Junkers vom Lande an Herrn *** in Z. über die Gedichte Joseph und Zulika und Dina und Sichem“. Baechtold notiert zwar noch nach der S. 81 besprochenen Briefstelle Bodmer und Wieland als Verfasser, doch hat Seuffert schon in den Gött. gel. Anz. S. 481 Wielands alleinige Autorschaft, entsprechend der noch erhaltenen Handschrift, konstatiert, und daran kann kein Zweifel erhoben werden. Eine Beweisführung erübrigt sich also. Inhaltlich schließen sich die Ausführungen Wielands an die Stelle in seinem Briefe an Bodmer, 19. Jan. 1752***): „Sie haben der Lea Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche unser seliger Luther unschuldigerweise häßlich macht“. Eigene Wiederholung findet sich in dem Abschnitt S. 325—326 über orientalische Schreibart (vgl. Abhandlung über Noah, S. 73, 36) und S. 326 über Metaphern (vgl. Abhandlung S. 28). Im kritischen Problem berührt sich das „Schreiben“ mit den „Briefen über die Einführung des Chemos“. In der Form ist Wielandsche Art recht ausgeprägt. Über die feine Durchführung der Ironie ist das beredteste Zeugnis be-

*) Vergl. S. 142.

**) Vergl. als Parallele den letzten Vers der Einleitung zu Joseph und Zulika: „.... den Lohn zu erwerben, Hör ich nicht auf zu singen, wiewol ich viel schon gesungen“. Oder ebd. kurz vorher: „... o Muse von Sion, du hast mir schon ehmals, Etwas von Josephs Geschicht' erzählt, o schweig mir auch izt nicht“.

***) Ausg. Br., S. 23.

reits angeführt (vgl. S. 80). Mit angenehmem, keckem Plauderton, mit leicht drolligem Humor, mit einer Neigung zur „Grazie des Kleinen“ wird der kritische Gedanke in der Maske des erzählenden und reflektierenden Briefes vorgetragen. In regelmäßiger sanfter Wellenbewegung fließen die langen, vielgliedrigen Sätze, um die Gedanken in enger Verknüpfung sich organisch auswachsen zu lassen. Reichtum und Abwechslung gewinnt er, dasselbe Gedankenziel auf verschiedenen Wegen erstrebend und den vollen Fluß der Rede durch kurze, feste Zwischen- und Abschlußsätze unterbrechend. Kann man den Aufsatz auch nicht unbedingt geistreich nennen, so gehört er doch zu den gefälligsten Journalistenarbeiten und erweckt doch den Eindruck von einem geistreichen Plauderer, der mühelos einige Gedanken hinstreut, ohne sich zu verausgaben. Freilich kann man gegen Ende (mit dem Absatz: „Noch eins“) ein Spröderwerden fühlen. Der Grund dafür scheint mir ein Gedankenzwang: es redet der Kunstrichter Bodmer.

Die „Würkungen der unschuldigen Poesie“, Archiv für schweitz. Kritik, S. 145, will Seuffert Proleg. 48d auch geprüft wissen auf Wielands Autorschaft. Das Stück ist identisch mit Freym. Nachr. 50. Stück, 12. Christmonat 1753, S. 397: „Braunschweig. Die Geschichte so in folgenden Versen erzählt wird“ etc. In den Gött. gel. Anz. 1896, S. 483, fragt Seuffert nach dem Verhältnisse der „Würkungen“ zu der verschollenen, aber durch Bodmers Brief an Zellweger vom 18. Okt. 1753 als Bruchstück bezeugten Wielandschen Ode auf Urania, die eine Verteidigung der biblischen Poesie enthalten soll. Eine Verbindung zwischen beiden Stücken herzustellen, ist, nach dem Inhalt der „Würkungen“ zu schließen, nicht möglich. Diese erzählen in wenig Versen eine kleine Anekdote: die Vorlesung einiger Verse*) aus einem

*) Sie sind aus Noah, II, dieselben Verse zitiert Wielands „Abhandlung“ auf S. 134.



„Dichter, den bis auf diesen Tag kein Deutscher lesen kann“, rufen bei dem Zuhörerkreis von jungen, frischen Mädchen nur Mißmut und Unwillen hervor; ganz anders wirkt der Vortrag einiger anakreontischer Verse aus den „Vermischten Schriften [der Bremer Beiträger] I. Bd. p. 490“.

Wieland ist nicht der Verfasser dieses Artikels*): der einführende Prosasatz, zwar lang und vielgliedrig, aber, so lahm, so ungeschickt in der Ausnützung des Stoffs, und darin gleich im Eingang das steife Relativ „so“, ferner „denen“ für den, und eine stilistisch ungeheuerliche Anwendung rückbezüglicher Pronomina**) kann unmöglich dem korrekten Stilisten zur Last gelegt werden. Ist für diesen Teil Wielands Autorschaft also zweifellos abzuweisen, so sind die nun folgenden gereimten Verse, die — absichtlich? — mit dem Wortschatz der Anakreon-Poesie***) operieren, wenigstens mit Mißtrauen zu betrachten. Die satirische Tendenz der kleinen Verserzählung ist nur unklar und schwach angedeutet, sodaß bei anderer Umrahmung der Wortlaut zu gunsten der Anakreon-Poesie gedeutet werden könnte: ein farbloses Referat, ein matter Seufzer über ein bedauernswertes Vorkomnis! Es fehlt durchaus das Zeichen des stets und überall durchbrechenden Talentes Wielands, der hier die Pointe

---

*) Bodmer, der leicht gekränkte und nachtragende, kommt im Grandison S. 56 auf den Kern dieser Anekdote zurück — auch sonst klingt das Motiv wieder an.

**) „ein Dutzend Zeilen aus der Messiade, und eines von denen verliebten Liedern aus den vermischten Schriften nach einander lesen, und die Würkungen betrachten, welche dieses und jene... machen“.

***) Vgl. „In einem Kreis von Grübchen in den Wangen,
Von Rosenlippen und beredten Augen,
Erhabnen Busen, weißen Händen,
Gelocktem Haar und perlenfarben Zähnen,
Mit einem Wort, in einem Kreis von Mädchen
Las Polydor,
Einst Verse vor.

spitzig herausgehoben, die Tatsache unter scharfe Beleuchtung gerückt hätte, es fehlt mit einem Wort die künstlerische, die innere Form. Somit ist der ganze Artikel für die Wielandbibliographie abzulehnen. Doch scheint auch Bodmer nicht der Verfasser des Artikels zu sein, sondern ein Dritter*).

Seuffert beschäftigt sich Gött. gel. Anz. 1896, S. 483, und kurz Proleg. Nr. 48e u. h mit den drei Artikeln der Freym. Nachr.: „An Orontes“, „An Philypsus“, „An Chereas“. (Seine Notiz über das Verhältnis dieser Briefe zu einander beruht auf einem Irrtum). Ich greife zunächst die beiden Artikel heraus: „Tassos befreites Jerusalem gegen einige Einwendungen verteidiget. An Plilypsus**)“ (Druckfehler für „Philypsus“) und „An Chereas, von etlichen Mängeln in einem ungenannten Gedichte“***). Diese beiden Artikel sind inhaltlich und formal verwandt. Der Brief „An Philypsus“ wendet sich an Wieland, wie Seuffert schon aus dem Namen Philypsus schließt, der wieder vorkommt als Unterschrift zu Wielands „Briefen über die Einführung des Chemos“ im Anhang zu Bodmers „Der erkannte Joseph“ 1754[7]). Die Annahme bestätigt sich, denn die Verteidigung wendet sich gegen den Einwurf: „Tasso, sagen Sie, hat Homer und Virgil sclavisch nachgeahmt“ und Wieland schrieb an Bodmer (Ausg. Br. S. 18, in einem undatierten Stück, das aber als Postskriptum zu dem vom 20. Dez. 1751 datierten Schreiben aufzufassen ist): „Tasso hat diese beiden (d. i. Homer und Virgil) sclavisch nachgeahmt, ja ‚ausgeschrieben‘.

---

*) Vielleicht hat Bodmer wenigstens die Hand im Spiel: das Zitat aus Noah II, 791—98, ist um zwei Verse gekürzt, geändert ist: „Hesperus“ in „Abendstern“, „schneeweiß“ in „untadlich“. Annehmbar erscheint mir, gerade im Hinblick auf das Datum Braunschweig, der Schluß, daß einer der Abgesandten oder der Korrespondenten Zürichs der Erzähler ist.

**) 46. Stück, 14. Wintermonat, S. 362 ff.

***) 47. Stück, 21. Wintermonat, S. 371. (Seuffert zitiert nach dem Druckfehler „S. 271“).



Außer dieser wörtlichen Korrespondenz fällt noch eine andere auf: der Philypsus-Brief enthält in der Einleitung den Satz „Es gehet Ihnen wie dem Alcaeus, cui naevus in puero suo lumen videbatur"; genau so schrieb Wieland am 6. März 1752 (Ausg. Br. S. 42): „Es gehet mir wie dem Alcaeus beim Cicero, cui naevus in puero suo lumen videbatur". Und noch eine Parallele: in der gedruckten Zuschrift heißt es „Aber Virgil ist ihr Liebling, und es ist nun so eine Eigenschaft ihrer Gemüths-Art, daß sie an Personen, die sie lieben, keine Fehler sehen, oder nur solche, die nicht einmal bemerkt zu werden verdienen"; am 4. Febr. 1752 schrieb Wieland (Ausg. Br. S. 29): „Ich liebe Klopstocken so sehr, daß ich keinen Fehler an ihm sehen kann". Demnach ist klar der innige Zusammenhang des Artikels an Philypsus mit dem Wieland-Bodmerschen Briefwechsel aus den Wintermonaten 1752, und die Vermutung liegt nahe, in dem Philypsus-Brief ein ursprüngliches Antwortschreiben Bodmers an Wieland auf dessen Dezemberbrief über Tasso wieder zu finden*). Die Parallelen wären dann so zu erklären, daß Wieland die Sätze erst aus Bodmers Briefen aufgegriffen hätte. Vom gleichen Charakter wie der Philypsus-Brief ist die Zuschrift „An Chereas". Hier wiederholt sich die Parallele zum Brief vom 4. Febr. 1752 noch in genauerer Ausprägung: „Wie zärtlich sind Sie, daß Sie in dem Poeten (Klopstock), der so mächtig in ihre Natur gedacht hat, und den sie vermuthlich aus dieser Ursache für ihren Liebling erwählt haben, keine Fehler sehen können. Ich halte dieses für keine geringe Schwachheit ihrer Ge-

*) Noch führe ich an, daß der Philypsus-Brief anhebt: „Sie urtheilen auch gar zu leichtfertig und abgebrochen von der befreiten Jerusalem" — eine passende Anknüpfung an Wielands Äußerung vom 20. Dez. 1752. Gewagt, doch immerhin möglich wäre es, den falschen Artikel „der befreiten Jerusalem" auf unwillkürliche Beeinflussung durch die Lektüre des Wielandschen Briefes, der von der „Gerusalemme liberata" spricht, zurückzuführen; in der Überschrift des Aufsatzes ist nämlich korrekt der neutrale Artikel angewandt.



müthsart". Engen Zusammenhang hinwiederum mit dem Philypsus-Brief hat das Schreiben „An Chereas" dadurch, daß in beiden das „poetische Mittel der Einpropfung" (nach Addison; verstanden ist darunter die Verpflanzung fremder oder antiquierter Ausdrücke und Gedanken) erwähnt wird. Im Chereas-Brief werden einige Mängel im „Messias" aufgedeckt. Auch das führt zur Annahme, daß er zu Anfang 1752 geschrieben ist, denn damals gerade hatte sich Wieland für Klopstock übermäßig ins Zeug gelegt (vgl. S. 10 ff.). Nun halte ich zwar die gedruckten Briefe nicht gerade für identisch mit Handschreiben Bodmers an den Tübinger Studenten, — dafür sind sie doch zu doktrinär und zu ausführlich — vielmehr nehme ich an, daß Bodmer ungefähr gleichzeitig, da er an Wieland schrieb, die Artikel „An Chereas" und „An Philypsus" für den „Crito" ausarbeitete, die jedoch offenbar Inhalt und Ton jener Briefe widerstrahlen. In dieser Umhüllung können wir also die geringen Reste der Briefe Bodmers an Wieland erkennen. Nun finden wir noch mehrere Artikel von Bodmer in derselben Form verfaßt, wie den andern Brief „An Philypsus" und den „An Lycas", die hinter den „Gedichten in ungereimten Versen" 1754 gedruckt sind. Alle diese Artikel gehören eng zusammen, gehören der Abfassung nach also in den Anfang 1752, sagen wir in die Zeit, da der „Crito" in seinem Bestand erschüttert, einer Wiederbelebung entgegenhoffte. Damals also eröffnete der vielgeschäftige, energisch helfende Bodmer gleich eine kleine Manufaktur in Aufsätzen von demselben Briefformat, in denen er übrigens nicht die schlechteste und uninteressanteste Gelegenheitskritik übte[8]). Zu dieser Reihe von Aufsätzen gehört nun auch der „Erdichtete Brief An Orontes" *).

Orontes ist das Pseudonym, unter dem Johann Adolf Schlegel in Briefverkehr mit Bodmer trat, was hier jedoch kaum einen Anhaltspunkt abgibt. Der Brief richtet

---

*) Stück 43. 24. Weinmonat, S. 341.

sich nun eigentlich nicht an Orontes: „Ich wünschte, daß Sie ihren Freund über das strenge Urtheil, das er vom Tasso fällt, zu einer Antwort brächten“. So wird der Adressat noch schlechter erkennbar. Formell (durch die Einleitungsformel) wie materiell (durch den Vergleich Tassos mit Homer und Apollonius) ist eine enge Verbindung mit dem Brief an Philypsus hergestellt, sodaß die oben vorweggenommene, hypothetische Chronologie gestützt wird. Aus dem Inhalt sind Beziehungen zu Wieland nicht herzuleiten. Denn der Brief an Orontes verteidigt Tasso: 1) gegen den Vorwurf, daß er Hexenmeistergeschichten gebracht hätte, 2) daß er in ähnlicher Weise blöden Aberglauben vertreten habe, indem er die Kreuzzüge als durch Gott selbst veranlaßt geschildert habe, und Wieland hat in seinen Briefen diese Einwürfe gegen Tasso nicht erhoben*).

Auffallend erscheint allerdings im Anfang des Briefes eine gewisse spöttische Schärfe gegen den Tadler Tassos, der den Dichter „seines Beifalles nicht gewürdiget hat“. Die pointierte, wiederholte Herausarbeitung dieses Ausdruckes unterstützt die Vermutung, daß der Vorwurf in einer präzisen, also wohl schriftlichen Form geäußert ist. Ein konkreter Adressat bleibt demnach wahr-

*) In Wielands Urteil über Tasso, das er im Unterricht über die „Geschichte der Dichtkunst“ äußerte, sind allerdings gerade die Vorwürfe, die der Brief an Orontes abtut, aufgenommen und dann aber mit Bodmers Worten widerlegt: Wieland bedenkt Tasso zunächst mit großen Lobsprüchen; er sei der erste neuere Dichter gewesen, der die alten auf eine männliche Art nachgeahmt, vielmehr ihnen nachgeeifert habe (vgl. Philypsus-Brief). Dann heißt's weiter: „... sind seine wichtigsten Fehler, daß er das Wunderbare zum Nachteil der Wahrscheinlichkeit allzuweit treibt, indem er den Zauberern und Zauberinnen allzuviel zu tun gibt ... In allen Dichtungen von dieser Art hat sich Tasso entweder von einer allzu erhitzten Imagination oder ... von dem großen Geschmack seiner damaligen Landsleute an Abenteuern und Zaubermährchen verführen lassen ... so ist er in dieser Absicht kein größerer Sünder als Homer und Virgil selbst“.

scheinlich*), jedoch nicht Wieland, wenigstens sehe ich keinen Grund dafür.

Proleg. 48f. stellt Seuffert auch für eine Notiz auf S. 53 der Freym. Nachr. (44. Stück, 31. Weinmonat) Wielands Verfasserschaft in Frage. Die Notiz lautet: „Wider Orerys Muthmaßung, wie Virgil den Horaz gelobt habe**). Ich bin Ihnen mein Urtheil von Orerys Entdeckung schuldig, wie Virgil den Horaz gelobt habe. Ich kann es Ihnen mit wenig Worten sagen. Sie kömmt mir grade so vor, als wenn in dem Noah folgende Zeilen ständen:

„Hasael trank den Tod . . .

Und Orery wollte dann behaupten, der Verfasser hätte in diesen letztern Zeilen Wieland loben wollen, Wieland stünde nicht geschickter bei Hasael und Ahiab in der ersäufenden Flut, als Horaz bei Amyncus und Clytius unter den mörderischen Waffen des Furrus.

Inde ferrarum . . .

Orery fände gewiß in Wielands Gedichten equos et arma virum pugnasque so gut als er sie beim Horaz gefunden hat".

Diese 14 Druckzeilen bieten nicht Material genug, um den Verfasser mit voller Bestimmtheit bezeichnen zu können. Wieland halte ich nicht für den Verfasser. Der gesuchte Einfall ist eine kindische Mystifikation, eine bedeutungslose Spielerei, eine zopfige Laune, nicht ein geistreicher Gedanke, eine witzige oder scharfe Pointe. Wäre Wieland der Verfasser, er würde sich nicht so laut genannt haben. Er würde auch nicht in diesem Stil geschrieben haben. Man beachte die einfache, ungelenke

*) Inhaltlich ist der Orontes-Brief bereits in der „Critischen Dichtkunst" Breitingers vorgebildet. Es findet sich auch eine Spezialabhandlung „Critische Untersuchung, wie weit sich ein Poet des gemeinen Wahns und der Sage bedienen könne" in dem 3. Bd. der Sammlung Zürich. Streitschriften 1753, und dieser richtet sich gegen einen jungen Gottschedschüler J. A. K[ramer?]. Sollte hier doch vielleicht eine Verbindung mit dem Orontes-Brief möglich sein?

**) Seuffert fragt nach einer Beziehung dieser Notiz zu Ausg. Br. S. 220. Eine solche ist nicht herzustellen, im Brief spricht Wieland (anerkennend) von Orrerys Swift-Charakteristik.



Aneinanderreihung der Sätze (übrigens: hinter „loben wollen“ gehört sinngemäß ein Punkt!), die schlechte Konstruktion „als wenn im Noah die Verse ständen (sie stehen da!), die Gipfellosigkeit der Ausführungen. Alle diese Dinge deuten dagegen auf Wielands Gegenüber, auf Bodmer — auch das noch, daß dies unwertige Stücklein Aufnahme gefunden hat im „Archiv für schweizerische Kritik“. Solche Pietät bringt Bodmer gewöhnlich nur seinen eignen Geistesblitzen entgegen.

Des Stoffes wegen glaubt Seuffert, Proleg. 48g, daß der „Orrerys Muthmaßung“ vorhergehende Artikel (S. 348) „Urtheil von der Frau Rowe Geschichte Josephs, einem Gedichte“ von Wieland herrühre. Der „Stoff“ spricht aber durchaus nicht für Wieland, denn es sind nicht schwärmerische Briefe von Abgestorbenen, die da rezensiert werden, sondern eine Patriarchadenreihe, die die göttliche Rowe zu Bodmers — denn dieser ist der Rezensent — größtem Verdruß, ohne viel Zusammenhang ineinander geschachtelt hat. Der Rezensent aber will säuberlich die einzelnen Stoffe getrennt und sie selbständig zu je einer Epopöe bearbeitet wissen. Er schreibt: „Also hätte Jakobs Wiederkunft aus Haran genugsamen Stoff für eine kleine Epopee gegeben, mit welchem sich die Schändung der Dina und der Rahel Sterben an der Geburt ohne Zwang hätte verknüpfen lassen. Die Verschickung der Söhne Jakobs nach Aegypten, und die Wiedererkenntnis Josephs hätte ebenfalls Stoff zu einem solchen gegeben. Deßgleichen hätte man die Liebe der Gemahlin Potiphars in ein eigenes Gedicht ausbreiten können. Auf diese Art wäre gewiß mehr Affect in jede von diesen Abhandlungen gekommen, als in dem Werke der Frau Rowe stattgefunden hat. Wie sie ihr Werk ausgeführt hat, ist es zu einem Gerippe geworden“. Da werden also die Titel der Bodmerischen Epopöen uns nach einander aufgesagt*), mit einer

*) Jakobs Wiederkunft von Haran 1753, Dina und Sichem 1753,

nicht mißzuverstehenden Hindeutung auf ihre Vortrefflichkeit gegenüber den „Episodien" der Frau Rowe. Das ist eine naive Selbsterhebung Bodmers, die sich im Eifer um die gute Sache so oft in seine Schriften drängt. Wieland aber kann die zitierte Stelle — und sie ist des Aufsatzes Kern — nicht wohl geschrieben haben. Er hatte ein anderes Verhältnis zu der Rowe, und hatte sicher seinen Sinn nach anderem stehen, als die Geschichte Josephs nach Themen für neue Patriarchaden durchzusehn*). Außerdem zeigen die kurzen, unsymmetrischen, oft abrupten Sätze, die schlechte Disposition, die gelegentliche Sprunghaftigkeit der Gedanken, gegenüber langweiliger Breite an anderer Stelle, kurz der Stil im ganzen wie im einzelnen Wortgefüge, allzu deutlich des „Patriarchen" eigne Federzüge[9]).

Freymüthige Nachrichten, 11. Jahrgang, 1754.

Zu untersuchen ist, nach Proleg. 48 i, zunächst die Anzeige von Johann Peter Millers Historisch-Moralischen Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend, im 9. Stück, 27. Hornung, S. 69 f. Die Anzeige ist nicht von Wieland. Ich zitiere nur einen Satz, dessen monströser Bau schon einen jeden überzeugen wird (dazu hebe ich die für Wieland befremdenden Wendungen hervor): „Der Herr Verfasser hat dabei dieses fürnemlich zur Absicht, diejenige Pflichten, welche wir, in so ferne wir Glieder der menschlichen Gesellschaft sind, zu beobachten haben, in anmuthigen, teils wahrhaften, theils erdichteten Erzählungen vorzutragen, zu welchem Ende er auch in denen untergesetzten Anmerkungen die in selbigen enthaltenen Sitten-Lehren anzuführen nicht unterlassen, wobei er, um dem Ekel vorzukommen, immer

Jakob und Rahel 1752, Jakob und Joseph 1751, Der erkannte Joseph 1754, Der keusche Joseph 1754.

*) Inhaltlich verwandt ist der letzte Teil der Rezension übrigens mit Bodmers Vorrede zur Sündflut 1750.

zwischen den Muntern und Ernsthaften, so wie unter den Pflichten selbst, eine angenehme Abwechselung zu treffen gesucht". Aus Inhalt, Form, Stil, Sprache und Wortgebrauch die weiteren zahlreichen Kriterien anzuführen, ist überflüssig. Die Rezension, ein seichtes Nachreden, ist bedeutungslos, kommt auch sicher nicht aus Bodmers nächster Umgebung.

Die Anzeige von Schönaichs Ästhetik in einer Nuß auf S. 403 des 51. Stücks vom 18. Christmonat hält Seuffert Gött. gel. Anz. 1896, S. 485, für Bodmers Eigentum, wird in dieser Ansicht aber wieder schwankend und nennt Proleg. 76 Wieland als den vermutlichen Verfasser. Seuffert stützt seine Überlegung einerseits auf Bodmers wiederholte Behauptung, er habe nichts gegen die „Ästhetik" unternommen, „ausgenommen", wie er 12. Dez. 1754 an Zellweger schreibt, „daß ich beigelegtes Blatt in hiesige freymüthige Nachrichten habe setzen lassen", anderseits auf eine Tagebuchnotiz Rings, die Wieland als Verfasser einer Rezension gegen Schönaich nennt. Nähere Betrachtung ergibt, daß die in Frage stehende Anzeige weder von Wieland noch von Bodmer verfaßt ist. Sprachliches: der Milze, Nacketen*), machet (2 mal), mördet; Wendungen: bäuerisches Gelächter, hat den Bauch sich mit beiden Händen halten müssen, daß sie in die Speisen Spinnen, Scorpionen, Kröten und Läuse hacketen"; die Tirade „Er verfälschet, verkleidet, zerreißet, zersticht, kreuziget, vergiftet, mördet ihre schönsten Ausdrücke". Dies wenige, aber um so sichrere Material schließt Wielands Verfasserschaft bereits völlig aus. Am beredtesten aber spricht der Geist, in dem die Rezension abgefaßt ist, sowohl gegen ihn, wie auch gegen Bodmer. Der Schreiber erscheint als außerhalb des Gefechts stehender Zuschauer; er fährt den einen der Streitenden

*) Zwischen ck—t schreibt Wieland das tonlose e so wenig wie zwischen ch—t; „machet" finde ich nur in der Anzeige von Gemmingens „Briefen".



hart an, daß er mit unehrlichen Waffen kämpfe, doch über dem Schimpfen kommt ihm beinahe das Greinen: er vergleicht die Kampfesweise mit der der bösen Buben, die dem weisen Cato eine Narrenkappe aufsetzen, der lieblich singenden Nachtigall die Augen ausstechen, ein sanftmütiges Lamm ans Kreuz nageln oder die Speisen einer festlichen Mahlzeit verunreinigen. Ängstlich jammert er, den Inhalt des „neologischen Werkes“ ins Auge fassend, über den „boshaften Muthwillen“, der durch Verfälschungen die Schönheiten der wackersten Scribenten morde und selbst Homer und Pindar, die Propheten und Psalmisten nicht für zu heilig halte. „Und was haben die armen, gegeißelten Scribenten gethan“? — „Ihre orientalischen Personen ein festlicheres Deutsch reden lassen, als man im Hermann redet“. Zum Schluß der klägliche Ausruf: „Was sollen sie nun thun? Sollen sie ohne Geschmack und Tugend in der Dunkelheit leben und keinen Namen zu verlieren haben? Sollen sie durch ein elendes Gespötte sich von dem Pfade der Ehre wegjagen lassen, und den Muth nicht haben, die Gaben, die sie von dem Himmel empfangen haben, zu brauchen?“ Nein, so wehmütig flennend stehen die Züricher erprobten Kämpen in ihrer schweren Rüstung nicht da! Bodmer und sein Gast kennen stolzere Worte, sie schlagen mit schärferen Waffen und sind gewohnt zur Verteidigung den Feind im eigenen Lager anzufallen*). — Der Verfasser dieser Rezension ist ein befreundeter Dritter, den ich nicht mit Gewißheit nennen kann.

Diese Lösung paßt völlig zu der schon von Seuffert an den urkundlichen Zeugnissen über diese Rezension geübten Kritik, nämlich 1) ist auf Rings Tagebuchnotiz nicht großer Wert zu legen, er kann sich leicht irren; 2) läßt Bodmers briefliche Erklärung einen ungenannten Dritten als Verfasser der Rezension durchaus zu[10]).

*) In und vor den Dezember fällt ja der „Grandison“ und Wielands Verteidigung gegen die M. Rezension. Da herrscht doch ein ganz anderer Ton!

Freymüthige Nachrichten, 12. Jahrgang, 1755.

Hirzel hat in seinem Buche über Wieland und die Geschwister Künzli, S. 95 A. 2, die Frage erhoben, ob die Rezension der „Ästhetik in einer Nuß“ in den Freym. Nachr. 24. Stück, 11. Brachmonat 1755, von Wieland verfaßt sei. Seuffert nimmt das Proleg. 87 auf, ohne Stellung zu der Frage zu nehmen. Hirzel führt a. a. O. ein Zitat aus dieser Rezension an. Ich sehe in der Tat nicht, warum Hirzel nach diesem Zitat Wielands Verfasserschaft noch vermuten kann; denn gerade diese Stelle ist der klarste Beweis gegen ihn. Sie lautet: „Wir geben es zu, daß Bodmer und Klopfstock, noch mehr aber ihre kleinen Anhänger und unvernünftigen Verehrer nicht durchgängig Beifall verdienen, und daß sie Gedanken und Wörter haben, die für Dunsen ein wahrer Nonsense sind; aber, daß man Hallern in ihre Klasse setzt, einen Dichter, der Deutschland und allen Philosophen Ehre bringet, den alle Vernünftige, außer den wässerichten Garn (?) verstehen und hochschätzen, das ist unerträglich und eine Probe des bösen Herzens seiner ohnmächtigen Gegner.“ Hirzel selbst stutzt wegen der Erhebung Hallers*) über die Patriarchadendichter. In der Tat, es wäre eine Ungeheuerlichkeit im Munde Bodmers oder Wielands, daß Bodmer und Klopstock und seine „unvernünftigen“ Verehrer nicht durchgängig Beifall verdienten; eine solche Einschränkung ist den Zürichern niemals eingefallen; auch nicht, um dadurch die etwa anzunehmende Fiktion eines objektiven Rezensenten glaubhafter zu machen, hätten sie eine derartige Konzession gemacht. Ebenso erstaunlich wäre es, wenn sie, die Intoleranten und Parteienthusiasten, einem Haller den Vorzug einräumen wollten, in demselben Augenblick, wo er jeden Teil an der „orientalischen“ Poesie und jede

*) Er wird überdies schon vorher durchaus als der am ungerechtesten und schmählichsten Gekränkte in den Vordergrund geschoben. Vgl. auch Bodmers Äußerung: „Mit Haller hat man Mitleid, mit mir nicht“.



Waffenbrüderschaft abgelehnt hatte und darum mit einer gewissen Scheu als Abtrünniger gemieden wurde. Es brauchen zum Beweise keinerlei formelle Einzelheiten mehr angezogen zu werden, nur auf einen kleinen, doch hier bedeutungsvollen Umstand sei aufmerksam gemacht: Klopstock wird jedesmal (d. h. 2 mal) Klopfstock genannt*).

Da Sauer, Dtsch. Lit. Denkm. des 17. und 18. Jahrh. 33, XXX, Wielands Verfasserschaft für die Rezension von Uzens „Lyrischen Gedichten" im 39. Stück, S. 310, vermutet, führt auch Seuffert, Proleg. 90, diese Anzeige an. Man muß die Rezension vergleichen mit den ungefähr gleichzeitigen Angriffen Wielands auf Uz in den „Sympathien" und in den „Empfindungen eines Christen". Da kennzeichnen sich deutlich genug die Unterschiede im Ton, in der psychischen Disposition der Verfasser. Wieland redet mit heiligem Zorn, mit Abscheu gegen das Unreine und Weltliche — es predigt der „Psalmist"! Der Rezensent wirft als ernster, sittenstrenger Mann dem Leichtfertigen seine Liebe zu Flitterputz, Tändelei, zu Wein und Weib vor — es schimpft der ärgerliche Bodmer. Wen diese Unterscheidung nicht überzeugt, der koste die Ironie im zweiten Abschnitt: sie ist bissig und ohne Witz, elementar in ihren Mitteln und versandet hilflos in schläfrigem Tempo, also von Bodmerschem Geist; Bestätigung dessen findet man in Sprache und Stil [11]).

Freymüthige Nachrichten, 13. Jahrgang, 1756.

Seuffert glaubt, Proleg. 96, Wielands Verfasserschaft in Erwägung ziehen zu müssen für den Artikel auf S. 27 (28. Januar), weil er Ausfälle gegen Uz enthält. Der Artikelschreiber nimmt die Anzeige der „Tageszeiten" Zachariaes zum Vorwand, um energisch gegen Nicolais „Briefe über den itzigen Zustand" zu polemisieren. Es

*) Hirzel zitiert „Klopstock". — Freilich findet sich in Wielands Dunciade, S. 33, einmal „Klopfstock"; das erklärt sich als Setzerfehler bei dem Druckort Leipzig.



würde nach der ganzen Haltung und Stimmung Wielands um diese Zeit sehr überraschen, ihn mit rein literarischen Streitereien, die er damals doch kaum beachtenswert fand, sich abgeben zu sehen. Ganz in diesem Sinne bekräftigt Sprache und Stil des Artikels, daß nicht Wieland der Verfasser ist [12]).

Freymüthige Nachrichten, 14. Jahrgang, 1757.

S. 285 ist unter der Überschrift „Zürich, Nachstehenden Versuch einer Ode auf das Pfingst-Fest hat man uns gebeten in unsern Zeitungen bekannt zu machen“ ein längeres Gedicht abgedruckt. Diese Ode ist zweifellos von Wieland. Schon Seuffert sprach Euph. Ergh. 3, S. 90 und Proleg. 71 die Vermutung aus, daß Wieland neben der Weihnachts- und Oster-Ode auch eine auf das Pfingstfest gedichtet habe. Am selben Ort machte er das Bruchstück einer Ode bekannt, das er in des Dichters Handschrift aufgefunden hat und das er eben als Teil einer Pfingstode betrachtet. Die Ode in den Freym. Nachr. ist nicht, wie jenes Bruchstück, Pindarisch, sondern Horazisch. Zur Datierung kann ich nichts Genaues beibringen, doch scheint sie mir nicht weit abzuliegen von jenen Horazischen Oden, die noch in der frühen Züricher Zeit entstanden sind. Jedenfalls gehört sie nicht in das Jahr 1757: stilistisch paßt sie nicht zu den Oden „Auf Blaarer“ und „Auf das Bildnis des Königs“, inhaltlich nicht zur damaligen Stimmung. Wir werden das Jahr 1754, wohin Seuffert die vermutete Pindarische Pfingstode verlegte, als Entstehungszeit annehmen dürfen. Es ist dann jedenfalls Bodmer, der das Gedicht zum Druck gegeben hat. — Der Abdruck ist der Wieland-Ausgabe der preuß. Akademie vorbehalten [13]).



c) Das Angenehme mit dem Nützlichen. Eine moralische Wochenschrift. Erster Band. Zürich, bey Conrad Orell und Comp. 1756.

Diese Wochenschrift erschien 1755 und 56, redigiert von J. G. Schultheß, Pfarrer zu Stettfurt im Thurgau, der selbst den größten Teil der Blätter mit Übersetzungen aus dem Englischen füllte. Bodmer schreibt, 12. Dezember 1754, an Zellweger: „Ich bin zu nichts engagiert. Hr. Wieland noch weniger". Demselben Freunde gesteht er am 16. Febr. 1755, den Aufsatz „Doctor Kreuzners Gedanken von der Geschichte Hrn. Carl Grandisons, in einem Briefe an Hrn. Heinrich von Weingarten entworfen" geschrieben zu haben, den wir im 7. Stück vom 17. Hornung abgedruckt finden. Ein weiteres Dokument über die Beziehungen Bodmers und seines Freundes zu der Zeitschrift sehe ich nicht. Zweifellos stammt aber von Wieland das im 16. und 17. Stück (21., 28. April 1755) erschienene „Gespräch des Sokrates mit Timoclea, von der scheinbaren und wahren Schönheit", zuerst wiedergedruckt in den „Pros. Schriften" 1758. Nun glaubt Seuffert (Proleg. 81, 82), daß noch für folgende Stücke Wielands Verfasserschaft in Frage kommen könnte:

1) Aningait und Ajut, eine Grönländische Erzählung. (Stück 4 u. 5.)
2) Ein satyrisches Traumgesicht. (Stück 21. u. 22.)
3) Die Träume Endymions, Übersetzung. (Stück 31.)
4) Ein Traum von der Seligkeit des Himmels. (Stück 50.)
5) Ermunterung die Zeit sorgfältig anzuwenden. (Stück 9.)

Eine Untersuchung ergibt jedoch, daß von diesen Arbeiten Wieland keine zugehört.

Um Wiederholungen zu vermeiden, beschränke ich mich, bei jedem der Aufsätze nur einige Gründe anzuführen. Im Allgemeinen muß das Mißtrauen schon geweckt sein dadurch, daß keines von diesen Stücken in die „Prosaischen Schriften" aufgenommen ist, obwohl sie ihrem literarischen Charakter nach dem „Gespräch des

Sokrates mit Timoclea" gleichstehen, oder, wie die Grönländische Erzählung, noch ein reineres, schöngeistiges Gepräge tragen.

Würde es schon überraschen, nach Bodmers Mitteilung vom 12. Dez., daß Wieland „erst recht nicht für die Zeitschrift engagiert sei", schon am 27. Januar einen Beitrag von ihm darin zu finden, so liegt auch gerade die Grönländische Erzählung durch ihren ethnographischen Inhalt ganz außerhalb von Wielands Gesichtskreis. Auch der poetische Gehalt — der verliebte Eskimojüngling fröhnt seiner Liebe durch Verschenkung von Tranfässern und Walfischknochen — entspricht nicht dem Sinne des seraphischen Dichters. Möchte der nicht ungeschmeidige Stil vielleicht einen Augenblick verführen, so muß doch die umständliche, seichte Einleitung bald wieder das Urteil stärken, damit zugleich einige sprachliche Kriterien, die sich leicht auf den beiden ersten Seiten sammeln lassen (deren = der, worzu, harbe Witterung, füraus).

Im „satyrischen Traumgesicht" läßt schon die zweite Zeile stutzen, wo der Verfasser sich vergleicht mit „Männern von Jahren", die es weder an Glück noch Ruhm weit gebracht. Ein Blick auf den Gesamtinhalt des Artikels scheidet dann Wieland aus der Konkurrenz um die Verfasserschaft aus. Die Idee der Satyre, Rang, Besitz und Glück sind nicht nach Verdienst verteilt und meist durch Betrug und Lüge erworben, liegt dem Schöngeist wie dem Frommütigen gänzlich fern, ebenso der in leicht humorvollem Ton gehaltene Exkurs über illegitime Familienverhältnisse. Dem glühenden Frauenverehrer und -verteidiger*) aber können wir nicht die böse Satyre auf das weibliche Geschlecht zumuten.

Die Übersetzung „Die Träume Endymions" liefert durch steife Wendungen und sprachliche Eigenheiten den einfachsten und deutlichsten Beweis gegen Wieland. (Aus

*) Vgl. Ankündigung einer Dunciade S. 6.

den beiden ersten Seiten: wachbarste Liebhaber, fast = fest, den Bettern = Betten, lof = lief, von wannen, Spectakel, die Steige des Berges, zurücke.)

„Ein Traum von der Seligkeit des Himmels" greift allerdings ganz in die sublime Sphäre des Sympathiendichters. Indessen die Unklarheit und Hast in der Darstellung der Bilder, das dichterische Ungeschick den Vorwurf auszunutzen, der dumpfe Ton des Vortrags, der Stil und sprachliche Charakteristika schließen Wielands Verfasserschaft aus *).

Da Seuffert den Artikel „Ermunterung die Zeit sorgfältig anzuwenden" mit viel mehr Sicherheit Wieland zuweisen zu können meint, indem er auf die Rede des Lehrers an seine Schüler, die den gleichen Titel trägt **), und auf die Unterschrift „W." hinweist, muß ich hier mein Urteil eingehender erklären. Gegen Wieland sprechen folgende Gründe:

1) sprachliche; der Verfasser schreibt: in gewisser Maaß, weil Du lebst (derweil, solange Du lebst), Du willt, nachrenntest, darinnen, erfodern, Manchfaltigkeit, auszudähnen, geloffen u. a.;

2) grammatikalische; die eigentümliche Behandlung des „wenig": Du bildest Dir freilich nicht gern so wenig ein, als Du bist; bis Du sie selbst ziemlich weniger, als ein Mensch fandest; wie ein weniger.

3) Wielands geistiger Richtung widersprechend und absichtlich gegen ihn gerichtet ***) scheint mir folgende

---

*) Das Motto aus Wieland würde ich übrigens nicht, wie Seuffert, für seine Autorschaft anführen, sondern gerade dagegen. — Aus Wielands Umgebung scheint übrigens dieser „Traum" zu stammen. In der Gestalt des Hypsus sehe ich unsern jungen Dichter dargestellt, wogegen ich Chloe, „die uns die Lieder raubte, welche Hypsus liegen gelassen hatte", nicht zu erkennen vermag.

**) Hg. von Bouvier.

***) Bodmer und Künzli lassen im Briefverkehr, ersterer sogar ausdrücklich in seinem Artikel im 7. Stück des „Angenehmen mit dem Nützlichen", ihren Unwillen und ihre Besorgnis über Wielands



Stelle: „Aber nehmet euch in acht, ihr guten, enthusiastischen Seelen, man kann auch nach dem Himmel zu sehr verlangen. Für den Himmel seid ihr unsterblich erschaffen; aber dieses Leben gehört der Erde, welcher Milton zwar ein großes aber nicht ungerechtes Lob beilegt, wenn er sie den Schatten des Himmels nennet. Welch ein Schauplatz liegt für euch, und wie wenig Zeit dazu!“

4) Es wird ein Vers des „Dichters des geprüften Abraham“ zitiert.

5) Der Stil; ich gebe, um zum Resultat zu kommen, gleich die positive Charakteristik: es ist der Stil des scharf, klar und eindringend denkenden Logikers, karg, abstrakt und dürr in der Form, kondensiert, reich an Gedanken, nicht der Schöngeist und Künstler, der Philosoph führt das Wort, rhetorisch wirkend nur durch die sokratische Dialogform. (Übrigens kommt der „Dialog“ nur ganz vereinzelt zum Vorschein, durchweg ist's monologischer Vortrag; vergl. dagegen Wielands „Gespräch des Sokrates mit Timoclea“). Ein verschleierter scharfer Spott klingt gleich vom ersten Satze an durch. Der Gedanke spinnt sich aus, wie nach einer stummen innerlichen Disputation, daher die Parenthesen — äußerlich fallen schon die häufigen Gedankenstriche auf —, die Einschachtelung des logisch-notwendigen Substrates vor dem Resultat, dem Schlußsatz der Gedankenreihe, ohne Rücksicht auf die schöne Proportion des Satzgefüges; das eifrige Eindringen in den vorschwebenden Sammelbegriff versinnbildet sich in der Häufung von gleich gebauten Sätzen, die die einzelnen Teile und Seiten des Gesamtbegriffs ausschöpfen sollen (S. 65 fünf daß-Sätze, S. 66—67 vier wenn-Sätze, S. 67 unten fünf und im zweiten Teil desselben Satzes sieben Relativsätze). Immer wieder drängt sich die Form der These und Antithese hervor, der Verfasser sucht Frage und Antwort

Schwärmerei aus; es wäre also sehr erklärlich, wenn hier auch Waser die Gelegenheit nähme, dem „Seraph“ ins Gewissen zu reden.



katechetisch zu verdichten, erstrebt scharfe Pointierung (Du irrst Dich, eben da irrst Du Dich), und diese Denkform führt auch zu dem häufigen Gebrauch der Konjunktion „weil“. Der Vergleich mit Wasers Schrift „Beurtheilung des Preisausschreibens“ hat mir eben diesen als Verfasser der „Ermunterung die Zeit sorgfältig anzuwenden“ gekennzeichnet. Nachzutragen ist, daß dieser Artikel inhaltlich nichts gemein hat mit Wielands gleichbetitelter Rede an seine Schüler.

Beide Jahrgänge des „Angenehmen mit dem Nützlichen“ sind durchgesehen, doch hat sich eine weitere Arbeit Wielands nicht gefunden.

D) Carlsruher nützliche Sammlungen oder Abhandlungen aus allen Theilen derer Wissenschaften, besonders dem Staats- und Lehnrechte, denen Geschichten der Naturlehre, dem Policei-Cameral-Handlungs- und Fabrikwesen, wie auch der Haus- und Landwirthschaft. 1. Bd. 1759, Carlsruhe, Mich. Macklot. (Weitere Bände sind nicht erschienen.)

Der Titel dieser Zeitschrift läßt kaum an die Mitarbeiterschaft Wielands denken. Im vorliegenden Bande (430 S. 8°) sind enthalten historische und theoretische Abhandlungen aus dem Staatsrecht, Aufsätze aus dem Gebiet der Physik, Botanik, Mineralogie, einige aus Archäologie und Historie, mehrere bibelexegetische Exkurse und schließlich Vorschläge für eine Jungfern- und eine Witwenkasse. Es ist verwunderlich genug in diesem Kuriositätenkabinet Wielands „Versuch eines Beweises, daß die Glückseligkeit in der Tugend liege und aus derselben als ihre natürliche Folge entspringe“ (S. 252 f., 258 f., 12. u. 16. August 1758) zu begegnen, da der Herausgeber in der „Nachricht von der Eigenschaft derjenigen Stücke, so man in gegenwärtige Sammlungen einzunehmen gedenkt“, ausdrücklich bittet, „mit allen Dingen, so nur in die Logik, Metaphysik, Morale einschlagen, verschonet“ zu bleiben. Alle Aufsätze, nur nicht

die kleinen „Nachrichten“, sind mit Verfassernamen gezeichnet, und so blieb denn die Suche nach andern Beiträgen Wielands, die Seuffert Proleg. 122 angeregt hat, erfolglos.

3. Beiträge zu

A) Edward Grandisons Geschichte in Görlitz. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1755.

Auf diese beste aller Streitschriften, die zwischen Zürich und Leipzig gewechselt worden sind, hat zuerst Hirzel die Augen der Fachgenossen gelenkt und ihr eine längere Untersuchung gewidmet. Es hat sich darauf eine Diskussion entsponnen über die Frage nach dem Verfasser. Hirzel hatte die ganze Schrift Bodmer zugeschrieben. Albert Köster vertrat dann im 22. Bd. des Anz. f. dtsch. Alt., S. 366, die Ansicht, daß die ersten fünf Briefe Bodmer, der sechste wahrscheinlich Wieland und der siebente den Winterthurer Freunden gehöre. Baechtold schloß sich Hirzel an. Seuffert äußerte sich in den Gött. gel. Anz. 1896 nicht entscheidend, trat aber für Wielands Mitarbeiterschaft ein: von ihm sei wenigstens der achte Brief, der in den Freym. Nachr. 1756, S. 86 ff. sich finde. Karl Walter beschäftigte sich S. 71 ff. seiner Dissertation mit der Datierung. Außerdem ist mir noch durch Erich Schmidt eine ungedruckte Arbeit von Dr. Nußberger in Zürich zugänglich gemacht worden, der sich nach erneuter Untersuchung auf Hirzels Seite stellt, indem er Bodmer als Verfasser des Ganzen gelten läßt.

Der Grund des Streites liegt darin, daß sich die urkundlichen Zeugnisse über die Verfasserschaft scheinbar widersprechen. In der Tat ist mit Hilfe nur dieser Dokumente kein unanfechtbares Resultat zu gewinnen, es muß die Untersuchung von Inhalt und Stil hinzutreten.

Das urkundliche Material, aus brieflichen Äußerungen von Bodmer, Wieland, Geßner, Künzli, Gleim und Ramler *),

*) An 30 Briefe kommen in Betracht.

sowie aus einer Tagebuchnotiz Bodmers bestehend, ist zu umfangreich, als daß ich es hier überflüssigerweise nochmals im einzelnen vorlegen wollte. Es läßt sich leicht eine Sichtung vornehmen, die allein die springenden Punkte heraushebt. Auf der einen Seite steht Bodmers klare Notiz im Auszug aus seinem Tagebuch — diese Nachrichten, für die Nachwelt bestimmt, sind im allgemeinen zuverlässig — er habe Edward Grandisons Geschichte im November 1754 geschrieben, dazu seine zweimalige briefliche Äußerung an Zellweger, daß er seinen Anteil an dem neuen Unternehmen gegen Gottsched von Wieland und Geßner adoptieren lasse. Anderseits wird die Schrift von Wieland und Geßner an Gleim mit der Bitte den Abdruck zu besorgen gesandt, indem sie beide, besonders Wieland, in der Redeform „ich“ sich Gleim gegenüber mehrfach als Verfasser bekennen. Während der Entstehungszeit des Grandison wird öfters von Wielands zwar lässiger Beteiligung am Kampfe berichtet, doch wird durch Künzlis Brief vom 12. April 1755 diese Beteiligung mindestens der Hauptsache nach auf die „Ankündigung einer Dunciade“ bezogen. Von der Mitarbeiterschaft der Winterthurer am Grandison redet nur die eine Stelle in Bodmers Brief: „Auch die Freunde in Winterthur haben ihr Symbolum beigetragen“. Geßner hat seine Verfasserschaft Ramler gegenüber glaubwürdig dementiert und wird von keinem als Verfasser ernstlich in Frage gezogen; darum schalte ich ihn ohne weiteres von der Untersuchung aus. Diese sei begonnen mit einem Überblick über die Entstehungsgeschichte der Schrift.

Nach den Plänkelgefechten in den Freym. Nachr. 1753 hatte im folgenden Jahre der Züricher Kampf gegen Gottsched geruht. Am 21. Juli 1754 aber beklagt sich Bodmer schon in einem Briefe an Zellweger über die Mißhandlung seiner Person im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“. Darauf erscheint im Oktober in den Freym. Nachr. eine Rezension der 3. Milton-Aus-

gabe, worin das Gefecht mit Gottsched wieder aufgenommen wird. Und nun kommt von Leipzig her, anonym, das ungeheuerlichste Pamphlet, die Schönaichsche „Ästhetik in einer Nuß“ *). Zugleich werden die Züricher auf ihrem eigensten Boden angegriffen. In den Freym. Nachr. vom 6. November 1754 erscheint die aus Greifswald datierte, M.-unterzeichnete Rezension, die unseren Zürichern, speziell Wieland, ihre rücksichtslose Grobheit in der Kritik vorhält.

Der Eindruck, den die „aesthetische Nuß“ auf Bodmer machte, geht aus einigen Briefen hervor. Bei Bodmers Art, allmählich und stoßweise, erst dunkel, dann klarer Nachricht auch über sichere und perfekte Dinge an seine Freunde zu geben, ist das Hauptgewicht auf den Brief an Zellweger vom 12. Januar zu legen und diese Auslassung auf Bodmers Stimmung von Anfang an zu beziehen **): „Sie können nicht glauben wie lotterbübisch die aesthetische Nuß ist. Doch hat sie ein großes Gelächter verursachet und witzige Leute glaubten, sie lachten über uns. Man hat Mitleiden mit Haller, aber mit mir nicht“. Daraus spricht ein tiefer Grimm und der mühsam verhaltene Ärger, daß er durch das infame Machwerk doch zum Gespött der Leute gemacht sei. Und wie tief das seine manchmal kindische Eitelkeit verletzen und aufstacheln mußte, ist leicht einzusehen. Demnach ist die Briefmitteilung vom 12. Dezember, er habe über die ästhetische Nuß nur gelacht und nichts gesagt, ausgenommen, daß er eine kurze Rezension für die Freym. Nachr. besorgt habe ***), ganz anders aufzufassen. Im Anfang mußte sich Bodmer zurückhalten und heucheln, daß solch ein schmutziges Pamphlet ihn nicht berühre,

*) Alb. Köster besorgte einen ausgezeichneten Neudruck in Seufferts Dtsch. Lit. Denkm. d. 17. u. 18. Jh. (Nr. 70—81).

**) Nach Wielands späterer Erinnerung „tat dem von Breitinger gestachelten Bodmer“ die ästhetische Nuß „sehr weh“. Breitinger habe auch ihn selbst zum Kampfe angefeuert. Böttiger, S. 220.

***) Vgl. S. 93.

des „decorums“ halber. Verlangte man ja wirklich in seinem engsten Freundeskreise, daß er jede Antwort unter seiner Würde halte*). Und demnach darf man annehmen, daß, trotz der widersprechenden Bemerkung vom 6. Dezember, Bodmer bereits Rache geplant und ins Werk gesetzt hatte. Die Vermutung wird durch folgendes wahrscheinlich.

Ein bisher unbekanntes Manuskript Wielands hat Homeyer auf der Züricher Stadtbibliothek im Bodmer-Nachlaß gefunden und mir gütigst mitgeteilt**).

Diese Handschrift enthält eine scharfe und kräftige Replik, mit heftigen Angriffen auf Ramler, gegen die M-Rezension vom 6. November. Offenbar ist diese Entgegnung gleich nach dem 6. November abgefaßt. Warum aber nicht vollendet und gedruckt? Nun, die Erklärung ist sehr naheliegend, daß Bodmer unterdes den Plan von Edward Grandisons Geschichte gefaßt hatte und Wieland veranlaßte, dabei mitzuwirken und im Rahmen dieser größeren Schrift, nämlich im 8. Brief, seine Entgegnung anzubringen***). Anders wüßte ich die Zurückstellung der Replik kaum zu verstehen. Aus dieser Voraussetzung aber betrachtet, bringt Bodmers Brief vom 6. Dezember eine Bestätigung der Vermutung; er spricht von einem „kritisch-moralischen Projekt“, klagt über die Untätigkeit Wielands, redet von eigner Arbeit und von dem „Bund“ gegen Gottsched. Im Briefe an Gleim verknüpft Wieland selbst die Entstehung des Grandison mit der M.-Rezension und charakterisiert damit den 8. Brief eben als Antwort auf die Rezension: „Als diese Briefe (Grandison) geschrieben wurden, machte ein übelgesinnter Mensch eine Recension bekannt“. Jetzt können wir die Situation

*) Vergl. z. B. Heß an Bodmer 27. Januar, Zehnder S. 518.

**) Weiteres darüber folgt bei Besprechung des achten Grandison-Briefes.

***) Zu dieser Erklärung paßt vortrefflich das S 47 f. besprochene Intermezzo zwischen Bodmer und Wieland, das gerade in diese Tage fällt.

überschauen: Bodmer, über die schändliche ästhetische Nuß aufgebracht, glaubt ihr am besten zu begegnen durch eine Streitschrift, die, würdig und sachlich, vornehmlich die Person Schönaichs treffend, doch die Beziehung auf das Pamphlet vermeidend, die Stellung der Schweizer in jeder Richtung verteidigte. Zu solchem Projekt mochte er gern die gewandte Feder Wielands als Bundesgenossin werben. Er stachelt den Jüngling, indem er seine Tatenlosigkeit schmäht. Da dieser auch von der andren Seite durch die M.-Rezension aufgerüttelt wird, rafft er sich empor zu einer kurzen, derben Antwort auf den Angriff. Damit aber war Bodmers Absicht nicht erfüllt. Er beredet Wieland darum, das Kleingefecht zu meiden und statt dessen an dem gemeinsamen größeren Vorstoß teilzunehmen, zu dem er selbst wenigstens den Plan bereits im Kopfe hatte. Diese Vorgänge vollziehen sich im November. Demnach behält Bodmers Tagebuchnotiz im wesentlichen Recht. Seuffert hält noch ein Moment entgegen, daß die Datierung etwas später zu legen nötige; nämlich erst Anfang Dezember kommt Richardsons Roman Carl Grandison in Bodmers Hände. Das kann aber nicht ausschlaggebend sein. Denn der englische Roman hat gar keinen andern Einfluß auf den Edward Grandison, als daß er ihm eben den Namen gegeben hat, d. h. Edward erscheint als der Sohn Carl Grandisons, die entsprechenden Bemerkungen S. 2 u. 31/32 sind so kurz, so wenig verwebt und so nebensächlich, daß die Schrift allgemein ganz unabhängig davon ist*).

Für die Entstehungsgeschichte der Grandison-Briefe ist das Bündnis der Züricher mit Gleim von wesentlicher Bedeutung. Der bewegliche, schlaue Bodmer ist sicher der Vater des Gedankens und die Triebkraft für das

---

*) Der Vermutung Walters, S. 72, daß die Entstehung des Werkchens vielleicht schon vor November anzusetzen sei, fehlt jede Stütze. Hirzels Bemerkung über die etwaige Entstehung des achten Briefes im Oktober wird natürlich durch die klare Beziehung zur M.-Rezension vom 6. November (vergl. die Ausführungen zum 8. Brief) belanglos.



Vorschieben Gleims bei dem letzten entscheidenden Streich gegen den verderbten Geschmack. Er erinnert sich dessen, was Sulzer ihm am 23. September 1753*) mitgeteilt hat: „Herr Gleim schreibt mir, er werde bald mit Herrn Wieland causam communem gegen die lustigen Dichter machen“**). Denn am 12. Januar 1755 gebraucht er eben die Worte des Freundes: „Wir glauben, Gleim und die Klopstockianer werden doch finden, daß die Züricher nicht so weit von ihrem Geschmack entfernt seien, daß sie nicht causam communem zusammen machen können.“ Diese offenbare Reminiszenz läßt mir wahrscheinlich werden, daß der Brief Sulzers vom 30. November 1754, Gleim lasse eine Sammlung satyrischer Schriften gegen Gottsched drucken, nicht erst Bodmers Augen auf Gleim als den geeigneten Paten für den Grandison gelenkt habe***), sondern daß die Idee, Gleim in den Streit mit Gottsched zu verwickeln, seit zwei Jahren ihn innerlich beschäftigt, und daß diese Idee sich sogleich mit dem Plan zum Grandison zu dem klugen, weitsichtigen Projekte verbunden habe. Darum glaube ich, daß schon der erste Brief Geßners vom 29. November 1754, wodurch die Post Zürich-Halberstadt eingeleitet wurde, durch Bodmer in bewußter Absicht veranlaßt war.

*) Um dieselbe Zeit schrieb Künzli: „Gleim habe ihm versprechen müssen, gegen die Anakreontiker zu schreiben“.

**) Körte, S. 204. — Der Gedanke, eine Schrift gegen die Gottschedianer mitten in Deutschland erscheinen zu lassen, tritt deutlicher hervor in der Rezension Freym. Nachr. 1754, S. 334. Der Schreiber beklagt die Mutlosigkeit der bessern Köpfe Deutschlands, sich offen auf die Seite der Züricher zu stellen; nur der eine „Pira“ habe es gewagt, aus dem Herzen Deutschlands eine gewappnete Schrift gegen Gottsched zu schreiben (schon 1753 rühmt Bodmer Pyra ungefähr mit denselben Worten und klagt, daß kein anderer in Deutschland ihm nachfolge). An dem „Untersucher des Lauderischen Betrugs“ (Nicolai) hofft der Rezensent einen solchen Verteidiger der guten Sache gefunden zu haben.

***) Wie der Brief an Heß, 13. Januar 1755, Zehnder S. 514 angibt; im Brief vom 12. Januar wird dieser Zusammenhang auch nicht erwähnt.

Die zweite Etappe in der Entstehungsgeschichte des Grandison bildet die Übersendung des ersten Teiles des Manuskripts an Gleim durch Wieland am 21. Januar*). Wie groß dieser Anfang war, scheint mir, entgegen Seufferts Meinung, doch ersichtlich. Es werden von Wieland noch fünf weitere Briefe versprochen, aber nur von vier wird der Inhalt genannt, nämlich vom 5., 7., 8. und 6. Brief: „Wir übersenden Ihnen den Anfang von Edward Grandisons Aufenthalt in Görlitz. Es sind noch fünf Briefe übrig, deren einer die Geschichte des**) Rhapsodisten enthält (die Geschichte des Rhapsodisten bildet einen Teil des 5. Briefes), ein anderer Unterredungen über die sogenannte Friedfertigkeit der Leute, die im Streit zwischen Vernunft und Unsinn neutral bleiben (7. Brief), in einem andern werden die Rechte der Kritik erörtert und die Untersuchung eines gewissen bekannten Vorurtheils gezeigt, daß die meisten Deutschen die Freimüthigkeit in Behauptung der Wahrheit von der Grobheit nicht zu unterscheiden wissen (8. Brief). Der merkwürdigste aber ist ein Brief von Herrn Grandison selbst“ (6. Brief)***). Wieland, der noch fünf Briefe verspricht, aber nur von vier den Inhalt anzugeben weiß, zeigt sich wenig bekümmert und unterrichtet um die Sache, wie ihn auch Bodmers Brief vom 12. Jan. wieder als theilnahmlos geschildert hatte. Stellt er die vier

---

*) Auch scheint mir die Vorschickung Wielands, der doch sicher „verdächtiger“ war, als etwa Künzli, der Gleim auf seiner Reise 1753 gesehen hatte, teils auf die Anregung in den Briefen Sulzers und Künzlis zurückzugehen.

**) „des“ ist natürlich für „der“ des Drucks zu lesen, wie die Handschrift dartut (Bd. 48 des Gleim-Archivs).

***) Seuffert irrt, wenn er den 4. Brief nennt und den 8. nicht. Die Abschrift über die H. Pröhle, Archiv 5, 194 berichtet und nach der Seuffert fragt, habe ich durch die Güte des Herrn Direktors Dr. von Kozlowski im Original einsehen können: Bd. 48 des Gleim-Archivs an 4. und 5. Stelle zwei Zettel von Gleims eigener Hand geschrieben. Der erste enthält eine Stelle aus S. 28—29, der zweite eine aus S. 24 (2. Brief). Schlüsse sind hieraus also nicht zu ziehen.

letzten Briefe in Aussicht, so geht daraus hervor, daß die vier ersten übersandt sind. Sie bilden den compakten Kern der Schrift.

Vom 16. und 26. Februar und 9. März 1755 liegen Nachrichten Künzlis an Bodmer vor, daß er und Waser satyrische Briefe von „Sched und Aich“ verfaßt haben. Waser wagt es kaum, Wieland seine Teilhaberschaft zu entdecken. Die Stücke werden Bodmer zur freien Verfügung überlassen. Sie sind nie gedruckt worden. Mit dem „Grandison“ stehen sie jedenfalls in keiner direkten Beziehung.

Am 5. April geht eine neue Sendung an Gleim, der Rest der Grandison-Briefe. Durch Gleims Brief an Ramler vom 13. April wird bestätigt, daß sich hierunter z. B. der 7. Brief befand: er zitiert die Namen Hallweil, Waldmann etc. Der 8. Brief gehört auch zu der Sendung, wie Wielands Brief an Gleim vom 9. April dartut.

Karl Walter will noch aus der Datierung der Grandison-Briefe historische Schlüsse ziehen, die aber durchaus unzutreffend sind. Es ließen sich näherliegende Deutungsversuche anstellen. Etwa: 4. April ist eine Fiktion für November, in dem Bodmer ja an die Ausarbeitung ging; die schnell nach einander sich abwickelnden Ereignisse erfordern das Festhalten des Monats April, wenn auch Bodmers Arbeit (wenigstens am 5. Brief) sich wohl mindestens bis Ende Januar ausdehnt. Der Antwortbrief Grandisons ist datiert vom 20. Juni, es wäre dies nach entsprechender Umrechnung Januar 1755; das hätte Bestechendes, weil Grandison schreibt: „Ich habe diese Stadt (Breslau) vor wenigen Tagen verlassen, aber dies Görlitz hat mich aufgehalten“. Nach der Chronologie der geschilderten Ereignisse müßte aber auch Grandison wenigstens „April“ oder „Anfang Mai“ datieren. Das Datum des 7. Briefes, 12. Mai, paßt trotz der Eingangserklärung „Ich weiß, nicht durch welchen Zufall ihre Briefe sind aufgehalten worden“ kaum noch in die Chronologie der Novelle, es könnte mit Rücksicht auf die Zeit des Kuraufenthaltes der Züricher Freunde

bei „Philokles“ in Trogen gewählt sein. Derartige Auslegungen oder Vermutungen über die Daten der Briefe finden keine reelle Stütze und bleiben nur wertlose Phantasiespiele.

Es wird jetzt eine kurze Orientierung über Inhalt und Organisation des Werkes nötig: In Görlitz*) trifft der Baronet Grandison, der sich zum Studium der deutschen Nation, in erster Linie der deutschen Literatur, auf die Reise begeben hat, im Hotel einen deutschen Baron von Schönaich und einen Schweizer Martin Kreuzner. Bei Tisch entspinnt sich eine Unterhaltung über den Stand der deutschen Literatur. Zuerst legt der Baron von Schönaich seine Ansicht in der Erzählung von der jüngsten Entwicklung dar (1. Brief). Martin Kreuzner setzt seine Erzählung und Ansicht der ersten entgegen. Grandison will sich selbst ein Urteil bilden und fordert von beiden Parteien ihre Schriften (2. Brief). Grandison gibt Kreuzner gegenüber sein Urteil zugunsten der schweizerischen Partei ab. Grandison kritisiert einige Stellen aus Schönaichs Hermann. Schönaich kommt hinzu. Grandison setzt seine Hermann-Kritik fort. Schönaich bemängelt die Sprache der messiadischen Dichtung. Eine Pause in der Unterredung bringt das Mittagsmahl. Dann tritt der Rhapsode Fridolin auf und rezitiert Wielands Hymne auf die Sonne. Schönaichs Kritik einiger Metaphern dieser Hymne und Grandisons Entgegnung. Unterbrechung durch das Eintreffen Gottscheds (3. Brief). Fridolin rezitiert vor Kreuzner und Grandison Gedichte von Bodmer und Wieland. Lob der Rhapsodistenkunst. Grandisons Anschauung über Poesie und Lob der Patriarchadenpoesie. Abendessen mit Gottsched. Gottscheds Urteil über die Schweizer Poesie im Diskurs mit Grandison (4. Brief). Unterhaltung zwischen Kreuzner und Grandison, warum die deutsche Nation sich durch die Gottschedische Schule habe blenden lassen, Bericht von einem neuen

*) Warum gerade Görlitz als der Ort der Handlung gewählt ist, kann auch ich nicht ergründen — weil Schönaich Lausitzer ist?



komischen (d. i. satirischen) Lobgedichte Schönaichs, Kreuzner klagt über die Gleichgültigkeit des deutschen Publikums in Sachen des Geschmacks. Grandison bestätigt die Wichtigkeit des Streites gegen den schlechten Geschmack und die Schuld der Teilnahmlosigkeit im Streit. Es folgt die Geschichte Fridolins, seiner Ausbildung als Rhapsodist durch Philokles (5. Brief).

Diese fünf Briefe sind als Bericht über Reiseerlebnisse von Martin Kreuzner an Heinrich Fischer gerichtet und datiert

1. Görlitz, den 10. April,
2. undatiert, am Schlusse des ersten für morgen, d. i. 11. April angekündigt,
3. Görlitz, den 12. April,
4. Görlitz, den 13. April,
5. Görlitz, den 24. April.

Die Erzählung forderte eine Pause zwischen dem 4. und 5. Brief; denn der Baronet bedurfte einiger Tage, um die Züricher Poesien zu lesen. Der 6. Brief ist nun von Sir Edward Grandison „an den ehrwürdigen Doctor Patridge Sawnders, gegenwärtig in Verona" gerichtet und datiert: Görlitz, den 21. Juni. Nach einem kurzen Reisebericht gibt Grandison eine Geschichte der jüngsten Entwicklung der Literatur und Kritik, wie sie den Darlegungen Martin Kreuzners entspricht, und im Anschluß daran eine Charakteristik der deutschen Nation und ihres Erziehungswesens, die den Einfluß der Leipziger erklären soll. Der 7. Brief, „Heinrich Fischer an Martin Kreuzner, Trogen, den 12. Mai", berichtet von einer Versammlung der Molkengesellschaft bei Philokles, von einer Unterhaltung zwischen Hirschgarten, Hallweil, Waldmann, Röust, Philokles, W[ieland], dem Schreiber (Heinrich Fischer) und B[odmer] über die Berechtigung der scharfen Kritik, über den Streit zwischen Geschmack und Unsinn, über die Berechtigung einer abfälligen Kritik an Werken der eignen Nation. Zum Schluß folgen einige Bemerkungen über die heitere Geselligkeit der um Philokles

versammelten Freunde, über die Naturschönheiten der Gegend, die von Bodmer im Gedicht „Der Landbusen" beschrieben seien und auch Veranlassung zu einzelnen Stellen im Noah gegeben hätten, endigend mit 12 Hexametern, die noch im 12. Buch des Noah eingefügt werden könnten.

Das Werkchen bringt auf seinen 124 Oktavseiten ein Resumé über die Taten und Erfolge der Züricher und Leipziger mit dem ehrlichen Bestreben nach Objektivität; darum ist von beiden Parteien ein sozusagen offizieller Vertreter aufgeführt, der in seinem Bericht über das Geleistete sich der Wendungen und Sätze bedient, die von den Parteien in ihren Büchern und Aufsätzen selbst angewandt worden sind; das Satirische oder gar Gehässige ist in diesen Berichten vermieden, erst nach dem Auftreten Gottscheds wird ein Lot davon beigemischt. Der Baronet fungiert als ein Richter, der die Parteien ungehindert ausreden läßt, der sich in seiner Meinung aber sogleich und ohne Einschränkung der Führung Martin Kreuzners anheimgibt. Dieser Tribunalszene ist teilweise eingewebt, zum größten Teil angehängt die Rhapsodisten-Geschichte.

Zweifellos ist der Verfasser dieses ersten, in sich geschlossenen Teils (d. i. 1.—5. Brief) ein und derselbe und zwar, wie auch bisher die Forscher übereinstimmend angenommen haben, Bodmer, dessen Pseudonym als Unterschrift steht. Freilich vermißt man im Stil ein gut Teil von der stark persönlichen Note, die in Bodmers Polemiken sonst herrscht. Jedoch ist das leicht zu erklären durch die größtenteils kompilatorische Art der Arbeit, durch die sich selbst abgenötigte Objektivität und Gedrungenheit der Darstellung, durch die klare und beherrschende innere Disposition, die ein Sichfesthaken in irgend einen Gedanken nicht gestattet. Natürlich fehlt nicht das Zeichen des Verfassers. Gerade den Vorteil der klaren Disposition läßt er sich entgehen, indem er die Konturen des Grundrisses in manchen Details wieder

verwischt, zumal wo historische Erzählung nicht mehr bequemen Rückhalt bietet, er versteht nicht recht das Aufbauen der kleinen Teile und läßt darum so manche Pointe fallen. Manchmal empfindet man seinen kurzen Atem, man stolpert über viele Ecken und Einschnitte im Satz, lahm folgt man schlecht angehängten Satzteilen und Gedanken, man stutzt vor den Rissen, die zwei nebeneinanderstehende Satzsteine trennen, man wird selten warm, oder ist man eben etwas in Atem gekommen, so enttäuscht einen ein jäher Abfall des Satzes zur pedantischen und langweiligen Seichtheit. In dieser Charakteristik, die nichts der Voraussetzung benimmt, daß die Grandisonbriefe für Bodmer auch stilistisch eine vorzügliche Leistung sind, liegt die Abweisung der etwaigen Vermutung, daß Wieland der Verfasser sein möchte. Sieht man nach Mitarbeitern am Grandison, so gibt vielmehr erst der 6. Brief Veranlassung, hier einen solchen zu suchen. Mancherlei führt darauf hin: hier spricht Herr Edward Grandison sein Urteil; inhaltlich ist der 1. Teil dieses Briefes eine Wiederholung, vielmehr ein Auszug aus den vorherigen, besonders aus dem 2. Brief; der 6. Brief war von Wieland im Schreiben an Gleim vor den andern besonders herausgehoben mit den Worten: „Der merkwürdigste aber ist ein Brief von Herrn Grandison selbst“. Unter diesem äußern Anstoß treten eine Reihe Beobachtungen aus Inhalt und Form des 6. Briefes in besonderes Licht.

Klopstock wird (S. 86 f.) über Milton hinaus warm gerühmt, während im ersten Teil der englische Epiker ganz im Vordergrund stand, während Bodmer bei der Entstehung des Grandison die Klopstockianer in gleiche Ferne wie Gleim rückte („Wir glauben, Gleim und die Klopstockianer werden doch finden, daß die Züricher nicht soweit von ihrem Geschmack entfernt seien“). An Klopstock wird besonders das „Originalgenie“ gepriesen, bei dem man kaum eine Nachahmung empfinde, während Bodmer im Artikel „An Chereas“ die „Aufpfropfung“

fremder Gedanken und Ausdrücke mit vorzüglichem Lob bedacht hatte. Wenn man S. 91 ff. als Beispiele guter Poesie nur Wiederholungen aus dem ersten Teil liest, so denkt man sich eher einen ängstlichen Korreferenten als Schreiber, nicht den sachkundigen Bodmer, der durch neue Auswahl die Langeweile der Wiederholung leicht vermeiden könnte. Überraschend kommt S. 98 ff. die Charakteristik der deutschen Nation, besonders ihres Erziehungswesens, denn man ist derartige Ausführungen von Bodmer sonst nicht gewohnt, und man findet eine Erklärung nur darin, daß Wielands Erziehungspläne, mit denen diese Charakteristik offensichtliche Verwandtschaft hat, im Freundeskreise diskutiert und damit ein gewisses Interesse, eine gewisse Gedankenrichtung wachgerufen sind. Man stutzt im Verlauf dieses Abschnittes nochmals bei dem Satze: „Schilderungen, mit welchen der Herr von M. bei meinem letzten Aufenthalt zu G . . . den Charakter der Deutschen bezeichnet hat“. Wie soll man das erklären? Schließlich muß man sich bei Bodmers Art, Lieblingsideen mit Eigensinn bei jeder Gelegenheit auszukramen, höchlichst wundern, daß Grandison mit keinem Wort den Rhapsodisten erwähnt, für den er im Verlauf der Geschichte in Görlitz so viel Interesse und Wohlwollen bekundet hatte, und den auch der 7. Brief wieder in seinen Bereich zieht. Befremdend dünkt uns auch manches in der sprachlichen Form; wir treffen die Artikelformen denen und derer; einmal das Adjektiv in prädikativer Stellung flektiert (S. 94), mehr und mehrerlei Konjunktionen, das Wort Anmut und anmutig*). Für

*) Das Wort Anmut verschmäht Bodmer in seiner Kunstlehre; er gebraucht es höchst selten, tonlos formelhaft, und bezeichnet eine geringwertige Qualität damit. Im ersten Teil des Grandison gebraucht es nur der Rhapsodist, der von sich selbst sagt, mit einiger Anmut rezitieren zu können. Im 6. Brief steht es S. 83 und S. 85; hier wird Klopstock „aufs höchste eine anmuthige Tinktur“ vom Geschmack der Alten nachgesagt, während im 2. Brief an Opitz die „starke“ Tinktur gerühmt wird.

eine eigenartige Redeweise, die einen merkwürdigen Abfall der Satzbetonung herbeiführt, nämlich die Weglassung eines durch ein Wort im Vordersatz geforderten Korrelativs im Nachsatz, oder der Ersatz durch ein indifferenteres Relativ (S. 83: „zwar eben nicht", ohne „aber"; S. 84 „Schon hatte man", ohne „als, da"; S. 85 „eine so genaue Gleichheit", es folgt; „welche"), läßt sich aus dem ersten Teil keine Parallele beibringen. Man beobachtet öfter als im ersten Teil weitläufigere Sätze (vgl. z. B. S. 82 f. den Satz mit wiederholter Aufnahme des Objekts, denselben Fall S. 98), auch Häufung der Subjekte, Objekte in assyndetischer Verbindung. Schließlich fühlt man auch hier und da mehr Leichtigkeit und Abrundung. Man vergleiche z. B. besonders folgende Sätze: „Er (Klopstock) durfte die Unterredung der göttlichen Personen von der beschlossenen Erlösung nach ihm (Milton) wiederholen, und führte sie mit eigenen Zügen aus; er durfte sich in die Gedanken und die Empfindungen nehmen, was nicht der irdische Adam, sondern ein Seraph vor neue Gedanken, vor unsterbliche Rührungen empfunden hatte, als er sich zuerst seiner selbst bewußt worden und den Ewigen vor sich gesehen hatte; er hatte den Muth einen Engel der Hölle zu zeichnen, der noch boshafter wäre, als Satan, der auf Satan zornig wäre, daß er den Abfall, den er bei sich zuvor beschlossen hatte, zuerst gewagt hätte. Hingegen durfte er auch einen von den gefallenen Engeln mitten in der Hölle in einer Art verzweifelnder Reue aufführen, welche bei allen Lesern eine gewisse Wehmuth über sein Schicksal verursacht; man weint mit ihm, daß der Messias nicht auch sein Messias ist". So schließt Bodmer den ersten der N. krit. Briefe, und dieser Satz ist in den 6. Brief des Grandison (S. 87—88) aufgenommen, doch mit einigen Abänderungen: „Er durfte gedenken, was ein neu erschaffener Seraph gedacht hat, als er sich zum ersten mal seiner selbst bewußt worden und den Ewigen gesehen hat, und er darf die unsterblichen Rührungen dieses

seligen Geistes empfinden; er durfte den Seraph Eloa und den Cherub Urim in das Allerheiligste hineinsehen lassen, und erzählte uns, was sie gesehen haben; er durfte Gott, den Ewigen, in seiner furchtbarsten Gestalt auf Thabor heruntersteigen lassen, Gericht über den Sohn zu halten; er hatte den Muth, den Charakter eines der abtrünnigen Geister zu schildern, der noch boshafter wäre, als Satan, und diesen beneidete, daß er im Abfall ihm zuvorgekommen wäre; hingegen beschrieb er auch einen von den gefallenen Engeln in einer Art von verzweifelter Reue, die eine seltsame Wehmuth bei den Lesern verursacht; sie weinen mit ihm, daß der Messias nicht auch sein Messias ist". Ist man nicht geneigt, die Änderungen einer fremden überarbeitenden Hand zuzuschreiben? Man bemerkt eine geschmackvollere Auswahl anfangs in der Aufzählung der Motive aus dem Messias und in der Wahl der Wendungen, ein Streben nach Klangbesserung und rhetorischer Wirksamkeit der Sätze, ein Abrunden und Herausschneiden von Eckigem, Überflüssigem und Trocknem. — Unter dem Einfluß all dieser leisen Zeichen ist man versucht, nicht mehr Bodmer als den Verfasser des 6. Briefes gelten zu lassen, sondern darin leichte Spuren einer andern Individualität anzuerkennen, die in völliger Anpassung an einen genau umrissenen Auftrag und in genauester Anschmiegung an den ersten Teil bei der kompilatorischen, vielmehr nachsprechenden Redeweise sich fast verloren habe. Unter dieser Voraussetzung kommt zwar Wieland nicht in Betracht*), es liegt aber nahe in Bodmers Wort vom „Symbolum der Winterthurer" die Auflösung der Frage

*) Von Wielands Verfasserschaft, die ja in Frage gezogen ist, kann nach einer Stilbetrachtung erst recht nicht mehr die Rede sein; ich verweise nur auf ein paar grammatische Kriterien: die Artikel denen, derer, Flexions-e im Dativ Gehorsame, Stolze u. s. w., die durchgehende Form fodern, die zahlreichen e — doppelt soviel als in der Ankündigung einer Dunciade — in der Nebensilbe des Part. Perf. des Praes. u. Imperf.



zu suchen und Künzli — Waser scheidet durch psychologische wie durch stilkritische Gründe aus der Konkurrenz fraglos aus — als den Schreiber des 6. Briefes in Frage zu stellen. In der Tat ging meine Überzeugung zunächst in dieser Richtung. Jedoch kann ich diese Ansicht nicht mehr gelten lassen. Die wesentlicheren stilistischen Charakteristika, die gelegentlich schon genannt sind und die sich an Details noch vermehren lassen — vgl. z. B. die häufigen „aber“, die Rangierung der Nebensätze, der Erläuterungssätze, der Gegensätze und Einschränkungen, Phrasen, wie „ich lasse Sie gedenken, was“ u. s. w., die nicht schablonenhaft, sondern gerade individuell empfunden ist, — die allzu buchstabengetreuen Ausschreibungen aus dem ersten Teil geben den Erwägungen den bestimmten Ausschlag für Bodmer. Das scheinbar Widersprechende ist zu erklären: die genaue Anpassung an den ersten Teil, die die Wiederholung nicht scheut, ist beabsichtigt, und durch wortgetreue Übereinstimmung des „objektiven Richters“ Edward Grandison mit Kreuzner, bezw. mit den Zürichern, glaubt Bodmer die propagandistische Wirkung der Schrift zu stärken. Politische Berechnung oder kluger Instinkt veranlaßten das Vorschieben Klopstocks und die Würdigung seines Originalgenies, was der allgemeinen Anschauung des Publikums entgegenkommt, und das Zurücktreten Miltons ist bei dem Engländer, der über d e u t s c h e Literatur referieren will, natürlich. Die Erklärung der Worte über das deutsche Erziehungswesen ist bereits gegeben und ich glaube nicht fehlzugehen, gerade in dem ganzen Abschnitt über den Nationalcharakter der Deutschen das „Symbolum“, d. h. Gedanken der Freunde, speziell Künzlis, der jedenfalls für das Erziehungswesen interessiert und von seiner Reise her aus näherer Anschauung vertrauter war, verborgen zu glauben, wie dies die Zitation des Herrn von M. in G. ebenfalls nahelegt. Stilistisch formelle Besserungen und Abweichungen von der Gewohnheit, wie wir sie oben beim Vergleich zweier Sätze beobachteten, erscheinen

plausibel, da nicht nur der Inhalt, sondern die einzelnen Sätze schriftlich fixiert vorlagen und Bodmer bei solcher objektiver Stellung zur Vorlage ähnliche kritische Einsichten beweist, wie z. B. in der Überarbeitung des Wielandschen Hermann-Torso (vgl. S. 142*). Manchmal mag auch das Gefühl, in der Maske der dritten, fingierten Person zu stecken, ihn beeinflußt haben.

Der 7. Grandison-Brief hat denselben Verfasser. Inhaltlich springt nichts Besonderes in die Augen. Die formelle Einkleidung der Gedanken in eine Diskussion unter mehreren Freunden ist im „Verbesserten Herrmann" genau so wiederholt. Es bliebe nur zu bedenken, daß der Schreiber sich mit der Ich-Redeweise in die Unterhaltung mengt, obwohl auch B[odmer] als redende Person aufgeführt ist. Das ist jedoch nicht von Belang, denn die Ich-Rede beschränkt sich auf einen bedeutungslosen, drei Zeilen langen Zwischensatz. Stilistisch dient als Erkennungszeichen u. a. besonders das gezwungene, steife Pathos im letzten Abschnitt über die Naturschönheiten in der Umgebung von Philokles' föhrener Hütte, wo der Noahdichter zu Wort kommt.

Anders zu lösen ist die Frage nach dem Verfasser des 8. Briefes. Zuerst Schüddekopf, dann Hirzel und mit ihnen Seuffert geben an, daß der infolge von Wielands Brief an Gleim vom 9. April zurückgezogene 8. Grandison-Brief in den Freym. Nachr. 1756 abgedruckt sei. Es scheint jedoch fraglich, ob der in der Züricher Zeitschrift veröffentlichte Brief identisch ist mit demjenigen, der Gleim im April 1754 zugeschickt wurde. Über den Inhalt des an Gleim gesandten Briefes haben wir nur die Äußerung Wielands (Ausg. Br. S. 166): er habe einem Geistlichen Klagen in den Mund gelegt aus der M.-Rezension wider die schweizerische Kritik und habe Ramler, den er zu schonen keine Veranlassung gehabt, weil er ihn damals nicht kannte, wegen seiner Noah-Rezension in den „Berlinischen Critischen Nachrichten" angegriffen. Der in den Freym. Nachr. abge-

druckte Brief hat in der Tat einem Geistlichen Worte der M.-Rezension in den Mund gelegt, enthält aber keine Anspielung*) auf Ramler, als: „Man will lieber mit Batteux**) im Nebel herumtappen, als bei dem Lichte, welches die Züricher aufgesteckt haben, wandeln". Dagegen führt Wieland sehr scharfe Streiche gegen Ramler in jener ungedruckten Replik auf die M.-Rezension, die ich oben, S. 107, erwähnt habe. In diesem Manuskripte findet sich eine auffallende Parallele zu Wielands brieflicher Äußerung über Ramler an Gleim „Aber ich kenne ihn nicht weiter als er sich dort [Rezension des Noah] geoffenbart hat, und ich habe nichts mit dem Hrn. Ramler (damit wir ihn beim rechten Namen nennen), sondern mit dem Recensenten des Noah zu thun", und er exkulpiert den M.-Rezensenten: „Sie kennen vielleicht den Recensenten, mein Herr, von andern und schönern Seiten, als diese Recension ist, er ist vielleicht Ihr Freund". So scheint also die briefliche Äußerung Wielands teils enger auf den gedruckten Grandison-Brief, teils auf seine ungedruckte Fehdeschrift Bezug zu nehmen. In welchem Verhältnis steht nun jenes Manuskript zu dem 8. Brief?

Die Handschrift, 3 Blatt in 4°, beginnt: „Das 45. Stück der Freymüthigen Nachrichten, enthält eine Recension der Abhandlung von den Schönheiten des Noah, welche mehr Aufmerksamkeit wert ist, als die meisten Recensionen, deren wir seit einiger Zeit gewohnt sind. Ich halte es aber nicht vor überflüssig, den Hrn. Verfasser derselben dadurch meine Consideration für ihn zu bezeugen, daß ich ihn in einigen Stücken, wo er ein wenig geschlummert hat, freundschaftlich zurechtweise". Wieland raisonniert dann etwas über die Art der Kritik, die Fehler nennt, ohne Gründe dafür anzugeben, polemisiert gegen einige dem Noah gemachte Vorwürfe, um nach 1½ Seiten zur

*) Ich sehe ab von dem „Anhang zu dem 8. Briefe", der erst lange nach dem Grandison geschrieben sein k a n n (vgl. S. 128).

**) Bezug auf Ramlers Batteux-Übersetzung.

Hauptsache zu kommen, auf den „Beschluß der (M.-)Recension, welcher wichtiger ist, weil er den moralischen Charakter der Herren Schweitzer und den meinigen angreift". Gleiches Thema und gleiche Tendenz hat der 8. Grandison-Brief: hier wird erzählt, Kreuzner und Grandison haben im Buchladen einen Geistlichen getroffen, der in Wielands Abhandlung vom Noah blätternd gesprächsweise eine Kritik über das Buch abgibt. Zunächst lobt er Wielands Arbeit, die für Bodmer das gleiche leiste, was dieser dem Milton erwiesen — geradeso beginnt der M.-Rezensent, nur nicht so breit und ausführlich, und indem er die Parallele nicht mit Bodmers Abhandlung vom Wunderbaren, sondern mit Addisons Milton- und Meiers Klopstock-Interpretation zieht. Dann bringt der Geistliche wörtlich jenen Beschluß der M.-Rezension*), den Wieland in den Mittelpunkt der handschriftlichen Replik gestellt hatte, und hierüber entspinnt sich die Diskussion des Geistlichen mit Kreuzner und Grandison.

Die handschriftliche Aufzeichnung Wielands und der Grandison-Brief haben auch einige wesentlich gleiche Gedanken. Beide wollen dadurch dem Angreifer den besten Schlag versetzen, daß sie die geschleuderte Waffe

---

*) Das 22 Zeilen lange Zitat ist nicht ganz genau; einiges, was charakteristisch Bodmers ändernde Hand anzeigt, führe ich an:

1. Zeile: „Die Züricher" statt „die Herren Schweitzer".

4.—5. Zeile: „Der von ihnen, der von der Bestimmung" an Stelle von „ein Wieland, der doch von der Bestimmung".

15. Zeile: „gesundem" für „gesunden".

18. Zeile: „eine scharfe Laugen empfangen" statt „eine scharfe Lauge bekommen".

19. Zeile: fehlt „von Herren W." hinter „ordentlich"; es steht „herausgefodert" statt „herausgefordert" — in Wielands Manuskript ist auch dies Wort zitiert, erst richtig, dann korrigiert in „fodert".

21. Zeile: „daß man Ramlern ebenso mißhandeln würde" für „daß Herr W. den geschickten Herrn Verfasser der Recension des Noah in den vortrefflichen Berlinisch-Critischen Nachrichten vom J. 1750 ebenso mißhandeln würde".

auf ihn selbst zurückwerfen. Im 8. Grandison-Brief steht (S. 88): „Sie schreiben den Zürichern und dem Vertheidiger des Noah ein bitteres Schimpfen mit vollem Munde zu; und sie können insbesondere die Übernahmen Schöps, Priester des Unsinns, und dergleichen nicht vertragen. Und was thun sie selbst in der Zeit, da sie sich so mißvergnügt darüber anstellen? Herr Gottsched, sagen sie, und seine Urtheile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit verdienen, daß ihrer in feinen Werken des Geschmackes gedacht würde. Was kann man härters von Hrn. Gottsched sagen? Ein Mann muß sich gewiß am Geschmack, am feinen Witze sehr versündigt haben, der diese Verdammnis verdienet. Wie wollen sie diese Härtigkeit, diese Beschimpfung, so wird Hr. G. sie nennen, anders rechtfertigen als dadurch, daß es die historische Wahrheit sei, daß er sich so schwer versündiget habe. Und wenn ihnen auferleget würde, den Beweis davon zu geben, wie könnten sie den rechtsförmiger führen, als durch solche ausführliche Critiken, die auf so festgesetzte und erwiesene Grundsätze gebauet sind, wie in der Zürcherischen Sammlung enthalten sind... Aber die harten, die schimpflichen Nahmen! — sagen Sie. Mehr als zwanzig solche Nahmen sagen, ist doch in Ihrem Urtheile enthalten.“ Im Manuskript heißt es: „Es kommt also darauf an, wer der ist, dem man diese Nahmen giebt, und ob er das ist, was sie bezeichnen? Hr. M. hätte beweisen sollen, daß ich jemand etwas beschuldiget habe, das er nicht ist; alsdann hätte er Recht mich so abzumalen, wie er tut.... Wer sind denn die Leute, welchen die bemeldten characteres distinctivi, die sie von andern Arten der Erdenbewohner unterscheiden, gegeben werden. Keine andere sind es als Gottsched und Triller, mit etlichen ihresgleichen, von denen schon längst demonstrirt worden, was sie sind, so daß man uns endlich erlauben kann, die Beweise auszulassen. Und wer sind sie dann? Hr. M. soll uns das sagen. Hr. Gottsched, sagt er, und seine Urteile sollten gar nicht mehr die Aufmerksamkeit

verdienen, daß ihrer in feinen Werken des Geistes gedacht würde. Kann man auch ärgers von einem Scribenten sagen? Erschöpft nicht dieses einzige Urtheil alle gelehrten Schimpfnahmen, die jemals aus Burmanns Feder geflossen sind? Nach Hrn. M. Urtheil verdient Hr. Gottsched, Professor et Philosophiae et Poeseos in Leipzig, Mitglied der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, wie auch des Instituti zu Bologna, und der Gesellschaft der Arcadia in Rom, und was noch mehr ist, Ehren-Glied aller deutschen Gesellschaften in dem ganzen H. Römischen Reich, ein Mann, der sich den Lehrer Deutschlands, den deutschen Sophocles, Horatius, Corneille, Racine, Molière u. s. w. nennen läßt, dieser große Mann nach Hrn. M. Gedanken verdient nicht einmal mehr mit Nahmen genannt zu werden; sein Gedächtnis vermehret eine feine und witzige Schrift; er soll gehalten werden, als ob er gar nie existirt hätte. Wenn hat jemals ein Criticus aus der Schweitz oder anderswoher etwas von Hrn. Gottsched gesagt, daß diesen wenigen Worten des Hrn. M. an Nachdruck und Gewicht gleich käme? Ich lasse mich willig bekehren. Ich gestehe Hrn. M., daß er den Hrn. Gottsched weit besser demütigen kann als ich; und ich werde mich wohl nicht irren, wenn ich Hrn. M. Urtheil diesesmal für die Stimme der ganzen deutschen Nation nehme, denn sonst würde er schwerlich so dreiste reden. Ich werde mich künftig hiernach zu richten wissen, und es soll Hrn. Gottscheden auf das Gutbefinden des Hrn. M. die Ehre nicht angetan werden, daß die Nachwelt von mir erfahre, er sei ein großer Duns gewesen". Es ist keine Frage, daß das Motiv in Wielands Handschrift original (wie viel besser ist es da ausgenutzt, wie packend wirken die Kontraste und wie treffend die Ironie) und nachher in den Grandison übernommen ist. — Zu vergleichen sind ferner folgende Stellen: in seinem Manuskript wehrt Wieland jeden Vorwurf der Grobheit ab: „wenn endlich einmal die Zeit kommen werde, da sie die critische Gerechtigkeit, ohne

welche die gelehrte Welt eine regellose Anarchie sein müßte, von der Grobheit und der falschen Höflichkeit werden unterscheiden lernen". Nicht so keck und zuversichtlich tritt der Verfasser des 8. Grandison-Briefes auf; er entschuldigt nur die Grobheit, indem er sagt (ganz im Sinne der früheren Ausführungen im Grandison): „Ich kann die Kaltsinnigkeit gegen Unverstand und Bosheit vielweniger verzeihen als die Entrüstung gegen eben dieselben. Zorn gegen Verderber des Geschmackes und der Sitten kann zwar zur Heftigkeit werden und sich vergeben, doch hat er einen rechtschaffenen Grund. . . Wenn ein Kunstrichter für Geschmack, für Wahrheit und Sitten wahre und tiefeingewurzelte Ehrfurcht und Liebe hat, so muß er notwendig ein wenig lebhaft in ihrer Beschützung werden". Und während nun Wieland jede Unhöflichkeit von sich weist, da er nur den einen Duns genannt, von dem es bewiesen wäre, daß er ein Dummkopf sei, und seinen Angreifer in die Verteidigungsposition drängt, indem er ihm ein viel schärferes, wegwerfenderes Urteil zur Last legt, als er selbst gefällt hat, bringt der Grandison-Brief folgende Überleitung zu dem Schlag auf den Gegner: „Aber wie wohl ich so geneigt bin, den Eifer, und die Vergehungen selbst, wozu er in dem Dienste der Sitten und des Geschmackes verleiten möchte, zu verzeihen, so verlange ich darum nicht, daß man mir öfters und ohne dringende Ursachen Gelegenheit zu dergleichen Verzeihen gebe. Und sehen sie zu, mein Herr, ob sie selbst nicht eine solche Verzeihung vonnöthen haben". Eine wie verschiedene Stimmung und ein wie anders gearteter Charakter tritt hervor in dieser Verflachung der stürmischen und selbstbewußten Kampfesweise! — Hat Wieland jeden Vorwurf der Unhöflichkeit abgelehnt, indem er behauptet, nur die bewiesene Wahrheit gesagt zu haben, so heißt's dagegen in den Freym. Nachr., S. 107: „Wenn es wirklich Schöpse, Schmierer, Lehrer des Unsinns gäbe, so wären dies gewiß sehr schlimme Leute" und: „Setze man die Pflichten

der Höflichkeit und des Wohlstandes so hoch als man will, so müssen sie doch allemal den Pflichten nachgehen, die wir zur Erhaltung des Geschmackes . . . haben". Und auf diese Worte Kreuzners stellt der Baronet längere (2 Spalten) Reflexionen über den Wert oder Unwert der Höflichkeit, der Etikette, des point d'honneur an, die endigen mit dem Gedanken: „Es muß nothwendig dem Geschmacke und den Sitten zu großem Vortheile gereichen, wenn in einem Lande Männer erstehen, die sich von den schweren Banden dieser Etiquette von Ehre und Ehrenbezeugungen losmachen". Wieland beruft sich kurz auf Swift und Pope: „Wie oft treffen wir diese [Schimpf-]Nahmen in den Schriften der großen Scribenten der Engländer, Schwifts und Pop's an; und welcher vernünftige Mann hat gesagt Pope habe geschimpft, da er Tibbald, Denveys, Cibber, welche Dunse (d. i. Schöpse) waren, Dunse genannt. Es siehet also jeder Mann, worauf es hier ankommt". S. 106 der Freym. Nachr. wird das Kritikeramt in Schutz genommen, durch Hinweis auf die großen Männer, die es geführt, auf Homer, der den Margites geschrieben habe, und auf Pope; von diesem werden ein gutes Dutzend Schimpfnamen angeführt und dann ein Paar Verse Lobsprüche auf Pope zitiert, um nun zu betonen: „Ich zweifle sehr, daß die Züricher in dem Complote, in dem Strukaras, in dem geplagten Pegasus, stärkere cauteria gebrauet haben". Der kurze Leitsatz Wielands ist zu einem breitspurigen Raisonnement auf $1^1/_2$ Seiten in die Länge gezogen! — Zu vergleichen sind schließlich noch folgende Sätze. Wielands Handschrift: „Ein paarmal ist er in den gewöhnlichen Fehler der deutschen Journalisten gefallen, und hat die Gründe bei seinen Urtheilen vergessen; es kann ihm nicht unbekannt sein, daß man diese Mode kaum den gekrönten Geistern verzeihet, die von ihrem Scharfsinn, Geschmack und richtigen Prüfungsvermögen schon tausend Proben gegeben haben. Ich weiß zwar, daß die Recensenten zuweilen nur tadeln, um ihre Unpartheilich-



keit zu zeigen, ich weiß aber nicht, in welcher Logik sie das gelernt haben". Diese flüchtigen Streiche einer schneidigen Fechtkunst kontrastieren grell mit dem schwerfälligen Stampfen und mit der trockenen Verausgabung des Schreibens in den Freym. Nachr.: „Niemand von dem critischen Volke hat sich weniger mit bloßen Formeln, wir finden das schön, das ist schlechter gerathen, das könnte besser sein, wir wünschen, daß der Dichter etc. beholfen, als die Züricher. Sie hielten sich allemal verbunden, so oft sie ein Urtheil sprachen, die Ursache davon anzugeben".

Die aufgeführten Parallelen erweisen, daß und wie das Wielandische Manuskript im 8. Grandison-Brief benutzt worden ist, daß jedoch Wieland selbst den Brief nicht geschrieben hat. Nun hat Seuffert in den Gött. gel. Anz. 1895, S. 492f. aus dem Wortlaut des Briefes vom 9. April Wielands Verfasserschaft für den originalen 8. Brief mit Sicherheit festzustellen geglaubt. Und außer dem Wortlaut des Briefes spricht dafür besonders ja das Thema selbst, die Polemik gegen die M.-Rezension. Es ist übrigens noch ein zweiter Ansatz zu einer solchen Polemik vorhanden, auf einem Blatt*), natürlich ebenfalls von Wieland geschrieben, das in Form und Ansehen jenen andern besprochenen Blättern gleicht und sich mit dem Satze „Es herschet seit geraumer Zeit in den gelehrten Zeitungen und Monatsschriften eine Licenz, welche nothwendiger Weise viele schädliche Folgen nach sich ziehen muß" engstens an das besprochene Manuskript schließt, wo es heißt: „Der einreißenden Licenz der Zeitungsschreiber und unreifen Critikaster, die wie Pilze aus der Erde hervorzuwachsen anfangen". Erinnert man sich nun, daß, wie oben erwähnt wurde, Wielands Inhaltsangabe über den 8. Grandison-Brief in seinem Schreiben an Gleim nur zum Teil zu dem vorliegenden Druck, zum

*) Das Fragment ist nicht ganz eine Seite lang; ich benutze auch hier die Abschrift von Dr. Homeyer.



Teil eher zu der Handschrift paßt, so drängt sich die Annahme auf, daß Wieland den originalen 8. Brief geschrieben hat, und daß der in den Freym. Nachr. gedruckte eine Überarbeitung des ursprünglichen durch andere Hand ist. Allerdings könnte kaum noch von einer „Überarbeitung“ die Rede sein, weil von Wielands Stil fast keine Spur geblieben ist. Schließlich ist auch die Übereinstimmung mit Wielands Handschrift, die wir als Vertreter des Originalbriefes und diesem in wesentlichen Punkten gleichend erachten dürfen, bei einem Umfang von 13 Druckspalten, nach dem oben gegebenen Vergleich nicht allzu bedeutsam. Der oben nicht zum Vergleich angezogene, übrige Teil des Briefes ist ausgefüllt mit alten Gedanken, die in der alten, ledernen Weise vorgetragen werden. Darum bin ich doch der Ansicht, daß dem Schreiber nichts mehr als jene handschriftlichen Blätter bei seiner Arbeit vorgelegen haben, daß also der originale Brief verloren war*). Der Verfasser ist natürlich, wie auch der Titel „Von Martin Kreuzner an Heinrich Fischer“ sagt, und die Stilbeobachtung sofort ergibt, Johann Jakob Bodmer.

Der Inhalt des 8. Grandison-Briefes: Notwendigkeit des Interpreten auch für ein gutes Gedicht. Worte des M.-Rezensenten gegen die schmähende Kritik. Zorn gegen die Geschmacklosigkeit ist besser als Gleichgültigkeit. Dieser Abschnitt schließt sich mit gleichen Ausdrücken eng an S. 108—112 (d. i. die Reden Hallweils u. Röusts) des 7. Briefes. Es folgt das Motiv aus Wielands Schrift. Die Kritik fließt aus rechtschaffenem Herzen. Nur ein bedeutender Mensch kann die Vorhaltung seiner Fehler ertragen. Nutzen und Notwendigkeit der Kritik für das Publikum (verwandt mit S. 113f., d. i. die Rede

*) Wielands Grandisonbrief scheint also von Gleim nicht zurückgekommen zu sein. Ob Gleim oder Ramler das Manuskript unterdrückt haben, kann ich nicht feststellen: das Gleimarchiv enthält, wie Dr. von Kozlowski mir versicherte, nichts derartiges.



Wielands des 7. Briefes). Vergleich der Züricher Kritiken und Satiren mit Pope und Verteidigung der Satire. Über die Höflichkeit (verwandt mit S. 111, 67 und 70 des 5. und 7. Briefes). Schlußwort: Kreuzner gibt sich als Schweizer zu erkennen und spricht einige Worte über die Verachtung des Schweizerlandes. — Die Einstimmigkeiten in diesem 8. Brief mit den früheren Grandison-Briefen ergeben, daß die vorliegende Fassung mindestens erst nach Fertigstellung der ersten sieben Briefe geschehen sein kann. Da auch jeder bemerkenswerte Ausfall gegen Ramler fehlt, ist die Abfassung, bezw. Redaktion dieses Briefes nach völliger Beendigung des „Edward Grandison" sicher gestellt. Es folgt in den Freym. Nachr. nun noch ein „Anhang zu dem 8. Briefe der Geschichte Edward Grandisons in Görlitz". Bodmer kämpft da*) gegen zwei Artikel der „Berlinischen Critischen Nachrichten". Einer davon ist die Rezension der „Ankündigung einer Dunciade". Demnach rückt die Abfassung dieses „Anhangs" der Zeit nach sehr beträchtlich ab von dem Erscheinen des „Edward Grandison", und das Festhalten der Chronologie der Novelle ist ein naiver Anachronismus. Da kaum anzunehmen ist, daß der 8. Brief und der Anhang zu verschiedenen Zeiten geschrieben sind, so fällt die Abfassung des ganzen in den Freym. Nachr. veröffentlichten Grandison-Briefes also wahrscheinlich in den Anfang 1756.

Das Resultat der Untersuchung über den 8. Brief kann also dahin formuliert werden: Wieland hat das Original des achten Grandisonbriefes verfaßt. Das ist aber auf seine eigene Bitte von Gleim oder Ramler zurückbehalten worden und ist uns verloren. Anfangs 1756 hat Bodmer einen neuen achten Brief geschrieben, der

*) Wiederholungen sind auch hier in nicht geringem Umfang zu konstatieren: von S. 72—74 des 5. Briefes sind an 30 Zeilen mit geringen Änderungen in den „Anhang zum 8. Brief" übernommen.

sich wesentlich von Wielands Gedanken, von seiner noch daliegenden Replik auf die M.-Rezension nährt.

B) Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter aufeinanderfolgenden Artikeln abgehandelt von Johann Georg Sulzer, Mitglied der Königl. Academie der Wissenschaften in Berlin etc. Erster Theil von A bis J. Leipzig 1771. Bey M. G. Weidemanns Erben & Reich (2. Theil 1774).

Johannes Leo hat im IV. Kapitel seines Büchleins „Johann Georg Sulzer und die Entstehung seiner Allgemeinen Theorie der schönen Künste", Berlin 1907, eine Feststellung von Wielands Anteil an dem Lexikon unternommen und kommt durch äußere Anhaltspunkte*) zu dem Resultat, daß die beiden Artikel „Naiv" und „Hirtengedicht" Zuschriften von Wieland enthalten.

Der Artikel Naiv ist jedoch von Wieland jedenfalls nicht direkt für Sulzers Lexikon geschrieben. Es liegt eine Nachricht vor, daß Wieland sich im Oktober 1753 mit einer Abhandlung vom Naiven beschäftigte**). Der von Sulzer aufgenommene Artikel schließt sich seinem Charakter nach völlig jenen andern Aufsätzen Wielands aus dem Jahre 1753 zur Verteidigung der Bodmerschen

*) Aus der Korrespondenz ist nur Ungenaues zu erschließen, nur soviel, daß Wieland in der Tat einen oder mehrere Beiträge an Sulzer durch Bodmer übermittelt hat. Aber in den genannten beiden Artikeln sind die betreffenden Abschnitte (im Artikel „Naiv" 6½ Spalten, im andern 2½ Spalten) durch einführende Worte Sulzers als Arbeiten eines anderen Autors kenntlich gemacht: „Ich begnüge mich hier . . um das Vergnügen zu haben, hier einen Aufsatz über die Materie einzurücken, den mir einer unsrer ersten Köpfe vor vielen Jahren zu diesem Behuf zugeschickt hat. Der izt berühmte Verfasser schrieb ihn zu einer Zeit, da er noch jung war" und: „da einer unsrer berühmtesten und größten Dichter mir vor etlichen Jahren seine Gedanken über die Idylle zugeschickt hat, so will ich sie mit seiner Erlaubnis hier ganz einrücken".

**) Vgl. Gött. gel. Anz. 1896, S. 483.

Poesie an: er ist in Form eines Briefes abgefaßt — dies allein macht ihn zur Aufnahme in die „Theorie“ eigentlich ungeeignet — und der Schreiber gibt eine Veranlassung seines Briefes vor*), die der redaktionellen Art der Enzyklopädie gänzlich widerspricht, sich aber eng anlehnt an die fingierten Briefe Bodmers in den Freym. Nachr. Ferner ist der Artikel ganz auf eine Verteidigung der Patriarchaden zugeschnitten**), dazwischen auch ein paar Worte gegen Gottsched fallen. Nach Bodmers Gedichten werden nur noch die Minnesinger in einem Zitat und Gellerts Erzählungen als Beispiele naiver Schreibart genannt; es fehlt eine Hindeutung auf Geßner. Endlich scheint der Schlußsatz durch die Erwähnung des „Cherea beim Terenz“ eine äußere Verbindung mit dem Brief „An Chereas“ in den Freym. Nachrichten herzustellen. Die Einordnung des Aufsatzes in das Jahr 1753 und unter die Reihe der Verteidigungsschriften für Bodmers Gedichte ist demnach gesichert. Warum er nicht früher gedruckt wurde, bleibt unbestimmt.

Eine andere Struktur hat der Aufsatz über die Idylle im Artikel „Hirtengedicht“***). Er ist in der Form — theoretische Darlegung des Begriffes und Geschichte der Dichtungsart — den Forderungen der Enzyklopädie angepaßt. Klar analysierende Charakteristik, wie die Poetik gibt, ist freilich auch hier, wie allzeit, Wielands Sache nicht; er beschränkt sich, etwas über den Ursprung

---

*) „Ich wundere mich nicht, daß der Brief über [die Naiveté im 3. Theil des Cours des Belles-Lettres des Abts Batteux ihnen so wenig als das, was Bouhours vom Naiven sagt, ein Genüge getan hat“.

**) Nach einer kurzen Darlegung, daß die Naiveté die Äußerungsform primitiver Naturmenschen sei, leitet er über: „Naiveté und Unschuld finden wir in den Zeiten der Patriarchen“ und erläutert nun vier Spalten lang Bodmers Epopöen nach dieser Richtung. Durch die Form des Vortrags weicht er immer mehr von der Aufgabe, die Sulzers Lexikon stellt, eine Definition, eine Erklärung des Begriffes zu geben, ab.

***) Vgl. inhaltlich den 38. der „Neuen krit. Briefe“.

der Idyllen zu fabulieren*), um dann die guten Idyllendichter Theokrit, Virgil, Pope, Geßner zu nennen, besonders dem letzten warmes Lob spendend. Der Stil des Aufsatzes ist verhältnismäßig müde, kunstlos**). Auch in ihrem Gedankengehalt macht die Arbeit den Eindruck des Oberflächlichen, flüchtig Zusammengerafften. Nur ungern hat sich Wieland, der dem „Araspes“ und „Cyrus“ seine Muße widmete, auf Zureden Bodmers an die Arbeit für Sulzers „Theorie“ gemacht. Mit übergroßer Ängstlichkeit brauchen wir also wohl nicht nach weiteren verborgenen Wieland-Beiträgen zu suchen; überdies dürfen wir annehmen, daß Sulzer auch an anderen Stellen Wielands Arbeit äußerlich kenntlich gemacht haben würde, schon mit Rücksicht auf die völlig veränderte Stellung des Dichters zur Zeit des Erscheinens der „Theorie“. Sollte jedoch mehr Wielandisches in Sulzers Buch übergegangen sein, so ist es unkenntlich gemacht durch des Herausgebers Überarbeitung, die er in einem Ankündigungsblatt der Theorie 1756, allen fremden Beiträgen verheißt***). Aber diese Möglichkeit erscheint mir vollkommen unwahrscheinlich.

*) Der Ursprung der Idylle ist einfach der Ursprung der Poesie überhaupt. — Man findet nahe Verwandtschaft mit dem ersten Teil des Artikels „Homer“, der offenbar aus Bodmers Feder stammt. Der Schüler Bodmers kennzeichnet sich, abgesehen von der gesamten Auffassung, die italienische und französische Idyllen ablehnt, auch in Einzelheiten, z. B. „In Urzeiten war das Singen und Dichten ein öffentlicher Beruf“ — man denkt an Bodmers Propaganda für die Rhapsodistenkunst.

**) Bodmers Verfasserschaft, die Baechtold, Literaturgesch. S. 588 annimmt, ist jedoch ausgeschlossen.

***) „Sollten sich einige ... finden, welche ganze Artikel ... ausarbeiten und mir ... überlassen wollten ... In diesem Falle aber bitte ich zum voraus, daß es mir erlaubt sei, dieselben, wofern es nötig sein würde, zu desto besserer Übereinstimmung mit den andern Artikeln, in meiner Schreibart vorzutragen“. Von Bodmers Artikeln scheinen mir manche, z. B. „Hexameter“, eine solche Überarbeitung erfahren zu haben.

Eine Rezension über Sulzers Theorie schickt Wieland am 21. Januar 1772 an Gleim, im Briefe finden sich einige abfällige Bemerkungen gegen Sulzer — über eigne Mitarbeit fällt kein Wort.

C) *Steinbrüchels Pindar-Übersetzung.*

Schon früh hatte Wieland eine besondere Verehrung für Pindar*) und äußerte in Zürich am 8. September 1753 zu Ring den Wunsch nach einer Übersetzung. In eignen Oden zeigt sich auch Anlehnung an den griechischen Lyriker**). Im Herbst 1756 ist er dann mit Übertragungen aus Pindar beschäftigt***). Zu einer abgeschlossenen Arbeit kam es nicht. Aber gleichzeitig arbeitete der junge Steinbrüchel, Breitingers Schüler und späterer Nachfolger, zu dem auch Wieland Beziehungen hatte, an seiner bekannten Übersetzung des Pindar. Wenn wir nun am 15. Dez. 1756 eine Äußerung Wielands vernehmen „ich soll schreiben . . jenem Artikel in seinem Dictionnaire des beaux arts (d. i. Sulzers Theorie), einem andern ein Urteil über eine übersetzte Ode aus dem Pindar“ †), so ist hier die Beziehung auf Steinbrüchels Arbeit nicht zweifelhaft. Daß er dem Entstehen der Übersetzung auch weiterhin mit großem Interesse folgte, daß anderseits der eigne Anteil daran nicht groß sein kann, erhellt aus der weiteren Briefstelle vom 14. Febr. 1758 ††): „Wir wollen sehen, ob Sie, wenn die Oden des Pindar einmal publiciert, sind noch darauf bestehen, daß niemand als ich der Übersetzer des Pindar sein sollte“. Ob wirklich in Steinbrüchels Übersetzung Zeilen aus

---

*) Er nahm von ihm z. B. das Motto der Briefe von Verstorbenen.

**) Vergl. Euph. Ergh. 3, S. 99.

***) Nach Bodmers Brief z. B. 2. Ode des 1. Buchs und 1. Ode des 2. Buchs.

†) Ausg. Br., S. 232.

††) Ausg. Br., S. 250.

Wielands Hand übergegangen sind, läßt sich schwerlich entscheiden; eine gewisse Beihülfe wird er geleistet haben, doch eine sehr begrenzte, sonst würden wir mehr davon hören.

Kap. III. Das literarische Verhältnis.

Äußerlich kennzeichnet sich das literarische Verhältnis der beiden Züricher Hausgenossen durch eine Reihe freundschaftlicher Gefälligkeiten. Hatte Bodmer in weitem Kreise dem jungen Dichter günstige Aufnahme und Förderung erwirkt, so mühte sich der Klient gleichen Dienst zu erweisen, indem er die Schönheiten der Patriarchaden der Welt rühmte, Angriffen auf sie stürmisch entgegentrat und seiner bewundernden Verehrung Bodmers lauten Ausdruck lieh *).

War durch Bodmers Vermittlung die Hymne auf die Größe und Güte Gottes, das Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes, der Plan einer neuen Art von Privatunterweisung gedruckt worden, so vergalt Wieland das durch Herausgabe der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, durch neue Anmerkungen zur Milton-Übersetzung, durch Mitteilung von Varianten zu Bodmers Gedichten. Diese Dienstbeflissenheit führt zu so enger literarischer Gemeinschaft, wie sie sich durch die Vereinigung selbständiger Arbeiten beider Autoren zu einem Buche in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart“, in der „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen nebst dem Verbesserten Herrmann“ kundgibt.

Dies alles sind Reflexe auf der Oberfläche eines

*) Ode an Herrn Bodmer vor den Moral. Briefen, Apostrophierungen des Dichters und seiner Gedichte in fast allen Dichtungen bis zur Ode auf Blaarer.



innerlicheren Verhältnisses, in dem freilich Wieland fast ausschließlich der Empfangende blieb. Der feurige Jugendgeist gab dem älteren Freund nur allgemein Anregung zu rühriger Munterkeit*); hingegen lenkte der stärkere Geist Bodmers mit der Macht der Autorität des Schülers Weg in seine Straße ein: er bildete Wielands Kunstanschauung, teilte dem Kritiker und Theoretiker aus dem eignen geistigen Besitz reichlich mit, gab auch dem Dichter die Richtung und bestimmte Anregungen; besonders aber bot er dem Lernenden beste Gelegenheit und persönliche Förderung für weitere Studien. Die Teilnahme des Meisters am Schaffen des Jüngeren war so innig, daß er ihm selbst an einigen Arbeiten half, andere mit Eifer zu bessern und zu vollenden strebte. Zum Danke stellte Wieland seine gewandte Feder dem Meister in den literarischen Kämpfen zur Verfügung, freudig zunächst, nachher mit unlustigem Zwang.

* * *

In der Geschichte von Wielands poetischem Schaffen wird Bodmers Name bedeutsam, noch ehe der junge Literat mit den Gedichten des bewunderten Kunstrichters bekannt war. Läßt sich auch nicht feststellen, wieweit die Lektüre der kritischen Schriften der Schweizer, die der Klosterberger Gymnasiast pflegte, sein Dichten beeinflußt hat, so kann doch als sicher gelten, daß den Versuch, ein breitangelegtes Epos (Hermann) zu schaffen, dem in lyrisch-didaktischem Tone lieber und besser debutierenden Dichter die Rücksicht auf Bodmers epischen furor nahegelegt hat**). Schnell hatte Wieland die Lust

*) „In der Tat machten Wielands (pädagogische) Pläne und Bodmers Teilnahme an denselben fast mehr noch in Bodmers eigenem Leben Epoche, als in demjenigen Wielands... Für Bodmer.. lag hier die Überleitung zu einer neuen Belebung und Gestaltung seines Interesses für die ganze Generation" — sagt die Bodmer-Jubiläumschrift S. 85.

**) Eine Bemerkung Walters, daß die Hulda-Episode im Hermann auf Bodmers Einfluß zurückgehe, ist a limine abzulehnen, da eben Wieland damals den Noah noch nicht kannte.

an seinem Stoffe verloren — fehlte dem Allzujungen doch auch die Kraft, eines Werkes von so großen Proportionen Meister zu werden. Bodmer aber hatte sich gerade in dieses Gedicht besonders verliebt; hoffte er ja mit seiner Veröffentlichung dem gehaßten Schönaich den Todesstoß versetzen zu können*). Darum nahm er die vom Dichter aufgegebene Arbeit in sorgsame Pflege. Wieland hatte dem Gönner gleich in der ersten Zwiesprache über das Fragment ganze Vollmacht gegeben, damit zu tun, was ihm beliebe. So legt denn Bodmer seine bessernde Hand an die ersten 29 Verse, die er in der Voranzeige, Freym. Nachr. 15. Dez. 1751, der Öffentlichkeit übergibt. Ihm bleibt die Hoffnung treu, daß der Dichter selbst das Unvollendete zum schönen Ganzen bilden werde. Als dieser aber allen Aufmunterungen, trotz gelegentlich geäußerter Bereitwilligkeit zur Weiterarbeit, zähe Passivität entgegenstellt, macht er sich selbst daran (1755), durch Ausarbeitung eines „Grundrisses" dem Epos eine feste Grundlage, durch Ausführung einzelner Stellen, Muster für den Ausbau zu geben**), und bringt in den Freym. Nachr. 1760 wieder eine von ihm umgearbeitete Stelle zum Abdruck. Wieland hören wir am 5. Juli 1755 (an Zellweger, Muncker S. XXV) zum letzten Mal vom „Herrmann" und von der Absicht ihn auszuführen sprechen. — Das handschriftliche Fragment von 1751 bewahrte Bodmer sorgsam unter seinen Papieren, ein treu behütetes Erbe. Im Pamphlet „Arminius Schönaich" kommt er nochmals auf die früheren Pläne zu-

*) Vgl. Bf. an Hagedorn in Munckers Einltg. zum Herrmann S. XXIV, Freym. Nachr. 1751, Rezension der zweiten Aufl. von Schönaichs Hermann (Freym. Nachr. 1753), die Polemik gegen Schönaich im Grandison, das Pamphlet Arminius Schönaich von Hermannfried.

**) „Der verbesserte Herrmann". Munckers Annahme, der verbesserte Hermann sei Wielands Werk, ist von Seuffert schon korrigiert. — Daß Wieland überhaupt einen Anteil an den Verbesserungen habe, oder neue Entwürfe verbrannt habe — vgl. Euph. Ergh. 3. S. 90 A. 3 — erscheint mir unglaubhaft.



rück*), und als schließlich längst alle Hoffnungen geschwunden waren, von Wieland je das ersehnte Epos zu erhalten, da gibt Klopstocks dramatischer Versuch Bodmer neue Anregung, selbst den Stoff in der nunmehr bei ihm beliebteren Form des Dramas dichterisch zu gestalten (Die Cherusker, 1769). Der Greis führte damit einen Plan zu Ende, der schon im Jahre 1725/26 seinen Geist beschäftigt hatte.

Suchte in dem besprochenen Falle Bodmer ein von Wieland begonnenes Unternehmen der Vollendung entgegen zu führen, so gab er in zwei andern Fällen die Veranlassung zu poetischen Arbeiten. „Der geprüfte Abraham" ist bekanntlich von dem Patriarchadendichter dem Hymnensänger nicht nur als Thema, sondern im Grundriß zur Bearbeitung vorgelegt. Es scheint mir aber auch das „Gesicht vom Weltgericht" einer persönlichen Anregung Bodmers zu danken zu sein: Bodmer hatte Klopstocks Ode „Stunden der Weihe" in den Freym. Nachr. veröffentlicht und bei dem Worte „Weltgericht" der drittletzten Strophe angemerkt: „Ein vielleicht zukünftiges Gedicht meines Freundes" **). Klopstock hat kein eigenes Gedicht vom Weltgericht verfaßt, jedoch Einzelheiten für die Schilderung im Messias ***) in Zürich ausgearbeitet. Wenn man nun Bodmers Eigenart, mit Zähigkeit derlei ihm ans Herz gewachsene Pläne festzuhalten, berücksichtigt, was liegt näher als der Schluß, Bodmer habe den mit Klopstocks Plänen doch unbekannten Wieland veranlaßt, dem säumigen Messiasdichter mit der Ausführung dieses Gegenstandes zuvorzukommen — vielleicht gar, um ihn zur Arbeit zu spornen!

Auf Bodmers Zureden ist sicher auch der fast aus-

*) Vgl. die Beziehungen des Pamphlets zum verbesserten Hermann.

**) Vgl. auch Bodmer an Zellweger, 5. Sept. 1750, Zehnder 347: „Das Weltgericht ist sehr geschickt damit (Messias) verbunden und soll vier Gesänge einnehmen".

***) Vgl. 18. und 19. Gesang.

schließliche Gebrauch des Hexameters in Wielands Versdichtungen zurückzuführen. Im Brief aus dem Mai 1752 (ohne Tagesdatum, Ausg. Br., S. 78) spricht der junge Dichter seine Vorliebe für reimlose Hendekasyllaben aus, die er noch in den Erzählungen gebraucht. Bodmer äußert sich aber am 3. Mai zu Schinz: „er (Wieland) muß dann Hexameter und keine Jamben schreiben. Die Jamben ohne Reim sind wegen des Schnittes in der Mitte eine zerschnittene Schlange. Die Hendecasyllaben schicken sich nur für scherzhafte Süjets“. Ähnlich wird er sich zu Wieland ausgelassen haben. Jedenfalls gewöhnt sich dieser von der Zeit ab an das „griechische Sylbenmaß“ zu ausschließlichem Gebrauch in größeren Dichtungen.

* * *

In seinen späten Tagen sagte Wieland einmal zu Gruber*): „Soll ich aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte (Bodmer) als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eignes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ich es ihm nicht zuvorthat, hab ich's ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmers Hause schrieb, mag darum mancher ein Recht haben, dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamieren“. Schon Lessing hat an der „Johanna Gray“ eine Kritik geübt**), die das spätere Selbstbekenntnis prächtig illustriert. Neuerdings sind eine Reihe von Untersuchungen über das Abhängigkeitsverhältnis der Wielandischen Jugenddichtungen zu ihren Vorbildern geführt. Es ist bei der engen Verbindung, die der fleißig nacheifernde Schüler mit seinem Lehrmeister einging, selbstverständlich, daß Bodmer auch einen inneren Anteil an den poetischen Erstlingen des Dichters hat. Jedoch ist der Einfluß bei weitem nicht so nachhaltig, nicht so organisch, als etwa der, den Klopstock geübt hat.

*) 1. Biogr. I, S. 66.

**) Vgl. Nr. 63, 64 der Literaturbriefe.

Wielands eigenster Genius bewahrte ihn vor dem Abwege, sich dauernd in Bodmers Geschmacklosigkeiten zu verirren.

Briefliche Äußerungen Wielands belehren uns genau über das fortschreitende Eindringen der Bodmerischen Poesie in seinen Geist und Geschmack. „Jakob und Rachel“ hatte ihm sogleich bei der ersten Lektüre ausnehmend gefallen; der Noah hatte zwar auch mit einzelnen rührenden Partien, die, wie Wieland bald einsah, dem Autor am wenigsten eigen gehörten, den Eindruck nicht verfehlt; dennoch sträubte sich Wielands natürlicher Geschmack in manchen, meist nicht ausgesprochenen Vorwürfen gegen das Gedicht. In jener demütigen Autoritätsbewunderung, die bei jungen, unkritischen Menschen nicht auffallend ist, legte er die Schuld dem eignen ungebildeten Geschmack bei, vertiefte sich mit Fleiß mehr und mehr in das Epos und konnte denn auch bald den Erfolg konstatieren: „Dem Noah muß ich nachsagen, daß er meinen Geschmack befestigt hat; er wankte vorher noch“ (Ausg. Br., S. 96). Fast ein Jahr noch widmet er dem besonderen Studium des „klassischen“ Werkes, indem er gleichzeitig einen Kommentar, ein großes Eloge darüber niederschreibt.

Demgemäß stellt sich die Geschichte des Bodmerschen Einflusses in Wielands Gedichten dar. Die Beziehungen bleiben zuerst rein äußerlich: lobende Erwähnung Bodmerscher Werke oder ihrer Personen*). Bedeutsamerer Anteil ist Bodmer erst für die „Erzählungen“ zuzuschreiben**). Die vorzügliche Anregung zu diesem angenehmen Buch gaben Thomsons Erzählungen, die Bodmer in

---

*) Die konfuse Äußerung Bodmers an Schinz, 3. Mai 1752: „Wieland bittet sie um einen Plan für seinen Frühling und er hat wirklich einen gemacht“, bleibt belanglos; der Wunsch, „daß er Meyers Fabeln von den Schwalben, die im Frühling auferstehen darinnen anbrächte“, ging nicht in Erfüllung.

**) Hier wird abgesehen von Einflüssen der Milton-Übersetzung auf den Hermann.

(Sulzers?) Übersetzung der Ausgabe von Pyras und Langes Freundschaftlichen Liedern beigegeben hatte. Bodmers Nacherzählung „Pygmalion und Elise" *) gab Veranlassung zur vierten Erzählung „Der Unzufriedene" **), und die „Empfindungen eines gebohrenen Blinden" ***) die Anregung für die neunte Erzählung „Selim" — nicht mehr als eine Anregung †). Denn während Bodmer die trockene Aufzählung der dem Blinden fehlenden sinnlichen Eindrücke in recht hausbackener Verdeutlichung gibt und den Unglücklichen über die ihm fehlenden Genüsse sehr prosaisch spintisieren läßt, malt Wieland ein sentimentales Liebesidyll, dem das plötzliche Sehendwerden des Blindgeborenen Bewegung verleiht ††). Er sucht statt gegenständlicher Beschreibung, das Gefühl der Empfindung hervorzukehren; folgende Gegenüberstellung mag auch allgemein den weiten Unterschied

---

*) Vergl. Moral. Briefe, S. 59 A., wo Bodmers Erzählung dem Original des St. Hyacinthe vorgezogen wird.

**) Während die Motive sich an J. A. Schlegels „Der Unzufriedene" anschließen; vgl. J. Minor: „Quellenuntersuchungen zur Lit. Gesch. des 18. Jahrh.", Zachers Zschr. 18. 227 f.

***) 34. der N. krit. Briefe.

†) Wieland nennt selbst als Quellen seiner „Erzählungen", Ausg. Br., S. 87: „Die Frau Rowe hat sich das Schönste an meinen Erzählungen zuzueignen"; ebd. S. 95: „Die Erzählungen zu schreiben faßte ich den Entschluß, als ich Ihre aus Thomson übersetzte Erzählungen las, doch hatte mir schon vorher Pygmalion und Elise etwas dergleichen eingegeben"; Anz. f. d. Altert. XII, 91: „Balsora gehört Hr. Addison, Serena größtentheils dem Verf. des Tatler . . . Selima ist vornehmlich durch Lesung der Empfindungen eines Blindgebohrenen und ein gewisses Stück des Babillard entstanden".

††) Das Motiv in Bodmers Versen angedeutet:

„Aber mein Aug ist vielleicht noch im wachsen, noch unreif und herbe,
Eines Tags wird es die Reife des vollen Gefühls bekommen.
Ha, was werden dann nicht für Wunder in dichtem Gedränge
Meinen Vorwitz mit einem betäubenden Schlag überfallen".

Vgl. auch Noah III, 725 ff., wo die Freude des ersten Erschauens der Töchter Siphas bei Noahs Söhnen mit den Freuden eines plötzlich geheilten Blindgeborenen verglichen wird.

zwischen der Grazie des einen und der grotesken Unförmlichkeit des andern illustrieren:

Bodmer: Und der Weihrauch der Rose steigt aufwärts zu dem Altare,
Den ihm die milde Natur auch in meiner Nase gebaut hat.
Wahrlich ich würde mich mit Undankbarkeit stinkend machen,
Wenn ich dem gütigen Schöpfer die theuren Gaben nicht dankte.

Wieland: Was Du den Schimmer nennst, den Du so reizend
Mir oft beschreibst? ist er noch lieblicher
Als der Geruch bethauter Morgenrosen?
— — — — — — — — — —
— — mich dünkt, ich taumle trunken
In einem Wirbel reizender Gerüche.

Bei der Beschreibung des Erstaunens des plötzlich Sehendgewordenen ist der „Pygmalion“ und der „Zusatz“ *) dazu offenbar maßgebend gewesen. Forschen wir anderwärts in den Erzählungen nach Bodmerischem **), so finden wir noch in „Zemin und Gulhindy“, wo zwei junge Menschen, die in Einsamkeit ohne Kenntnis vom anderen Geschlecht von einem guten Geist für einander auferzogen werden und bei der ersten Begegnung zu gegenseitiger Liebe erwachen, geschildert werden, sicher Einwirkung der Liebesgeschichte der Noahsöhne. Auch im Ausdruck kann man eine Reihe von Entlehnungen sammeln, z. B.: „göttliche Accente“ S. 22, 58, 99 etc.; „palmengleiche Länge“ des Menschen S. 36; der „musikalische Bach“ S. 107; „schlaffe Züge (ihr nennt sie lächelnd)“ S. 112 etc. Im Ganzen aber steht diese beste Jugenddichtung der Noahpoesie durchaus fern. Doch kann man einen innigeren Einfluß Hallers und Klopstocks bemerken. Solche Namen sind zu nennen, weil Bodmer in ähnlicher Weise von ihnen empfangen hat; auch bei Bodmer finden wir die Vorliebe für ein bedürfnisloses,

*) 20. d. N. krit. Briefe.

**) S. 66: Wenn sie, wie Kristan oder Eschilbach
In jenen dichterisch, beglückten Zeiten,
Da Venus mit den scherzenden Camoenen
Um Friedrichs lorbeerreichen Scheitel schwebten.

von Einsamkeit umhegtes Leben, die Auffassung vom Menschen, der ein Mittelding zwischen Engel und Tier ist, im Wort- und Bilderschatz die reichlichen Entlehnungen von Milton und Klopstock. Derartige Einwirkung Hallers und Klopstocks zeigen sich auch in Wielands ersten Dichtungen. Darum darf Bodmer hier nur insoweit als Vermittler genannt werden, als er durch sein Beispiel lehrte, wie man durch allzu reichliche Verpflanzung, durch ungeschickte Nachbildung den leidigen Eindruck der Nachäffung erweckt*). Für die Erzählungen kommt diese Vermittlerrolle Bodmers noch wenig in Betracht; das intensive Noahstudium beginnt erst um die Zeit, da dies Werk gerade vollendet war, Mai 1752. Von da an aber macht sich ein immer reichlicherer Gebrauch Bodmerischer Wendungen**) in der poetischen Sprache Wielands breit, so daß er schließlich allen Zusammenhang mit dem Wort- und Bilderschatz der weltfroheren Dichtung verloren hat. Bodmer ist eben für die Art der Entlehnung aus anderen Schriftstellern ihm vorbildlich. Wenn wir etwa im „Gesicht vom Weltgericht" kaum eine Redensart finden, die dem Verfasser ureigen gehört, indem er hier Klopstock alles schuldig bleibt, so haben wir daraus nicht eine erneute intensive Beschäftigung mit dem Messias 1754 zu erschließen, sondern wir können nur beobachten, wie der Bodmerschüler mit allzu viel Gelehrigkeit den Weg des Nachdichters geht.

Wie der Meister nicht nur durch seine Werke, sondern auch durch persönliche Unterweisung den Geschmack

*) Daß übrigens Wielands Neigung zu übermäßiger Anlehnung von vornherein recht groß war, zeigt besonders der Hermann.

**) Unter Bodmerischen Entlehnungen verstehe ich im Folgenden also nicht nur originell Bodmerisches — was ist bei Bodmer überhaupt im Kern originell? — sondern auch Homerische, Miltonische, Klopstockische Entlehnungen, Nachahmungen, stilistische Nachbildungen, wie sie sich Bodmer in seiner Art zu eigen gemacht hatte.



seines Schülers erzieht, das lehrt ein Blick auf die Korrektur, die er an Wielands Schriften übt*). In der „Hymne auf die Größe und Güte Gottes“ (gedichtet Anfang Juni 1752) hat Bodmer in seinem Handexemplar**) folgenden Vers zugeschrieben:

Ihm ist unter die Schenkel ein Polster von Fette geleget[14]).

Diese ungeheuerliche Geschmacklosigkeit läßt sich Wieland aber geduldig von seinem Lehrer oktroyieren und besingt in der zweiten Auflage des Gedichts***) das Glück des frommen Menschen in der Tat mit den Versen:

Suchst Du fröhlichen Glanz; er strahlt auf seinem Gesichte
Ihm ist unter die Schenkel ein Polster von Fette geleget.

Spottet seiner selbst und weiß nicht wie!

Dieser eine Fall charakterisiert genugsam Wielands blinde Unterwerfung unter das Urteil des großen Kunstrichters.

Die Früchte der Bodmerischen Geschmackserziehung sprießen schon üppiger in den „Briefen von Verstor-

---

*) Ich beschränke mich, hier ein Beispiel zur Charakteristik zu geben; eine vollzählige Zusammenstellung der Korrekturen Bodmers wird ja die große Wieland-Ausgabe bringen. Nicht ganz kann ich indessen an den Verbesserungen zum „Herrmann“ vorübergehen. Gerade hier ist Bodmers Nachfeilung durchaus nicht immer Verschlimmbesserung; er beschneidet mit kundiger Hand wilde Schößlinge, wenn er z. B. pleonastische, gehäufte superlativische Wendungen, zu häufige Apostrophen u. a. beseitigt, Verse im metrischen Bau bessert, forcierte Satzkonstruktionen vereinfacht, ein häßliches Bild streicht oder in seiner Breite kürzt. An anderer Stelle bringt er auch wieder seine Manier zur Geltung, wenn er z. B. für „ehern“ und „glänzend“ — „eisern“ setzt, für „mächtiges Feuer“ — „männliches Feuer“, für „Hoheit“ — „Ernst“, für „Begierden, hohe Begierden“ — „starke Hoffnung der Beut“, für „Göttin“ — „Hertha“, für „traurig“ — „wetternd“ etc.; Änderungen im histor. Kostüm: die (griechische) Opferschilderung wird gestrichen, statt „glänzende, goldene Rüstung“ — „eiserne Keule“ gesetzt. Die Korrekturen geben einige Winke für Stildetails, die Wieland von Bodmer gelernt hat.

**) Sammelband der Züricher Stadtbibliothek Gal. III. 337.

***) Fragmente in d. erzähl. Dichtart.



benen"*). Der „Geprüfte Abraham" (verfaßt April—Mai 1753, nach dem Erscheinen der Abhandlung vom Noah) ist die Schrift die nun ganz in Bodmers Geist und Geschmack geschrieben ist.

Bei der Besprechung des Kartells von neuen Heldengedichten (S. 76) sagte ich: hier verkündet Bodmer in einem Atem der Welt seine und Wielands Schriften. Dasselbe tut Wieland, gleichzeitig, in der vom 8. Sept. 1753 datierten Vorrede zu seiner Patriarchade „Der geprüfte Abraham": sie ist ausdrücklich als Vorrede**) auch zu den übrigen Gedichten bestimmt, „welche izt von meinem theuresten Freunde und mir auf einmal herauskommen". Die engste Vereinigung der Dichterfreunde ist also öffentlich vollzogen. Freilich das laute Versprechen wird recht kärglich erfüllt; nur einen schmalen Band „Fragmente in der erzählenden Dichtart", zum Teil gefüllt mit alten Sachen, können die Verbündeten nach

---

*) Das Motiv vom Blindgeborenen klingt gleich im ersten Briefe wieder an; eine Ausgestaltung desselben Motivs sind auch die „einsinnigen Welten" (vgl. Gespräch mit Ring, 8. Sept. 1753) im Brief „Theagenes an Alcindor", wo ausführlicher die Welt des Gehörs, skizzenhaft die Welt des Geruchs geschildert wird. Wieland konstruiert „ätherische" Welten, in dem Ausdruck „Kinder derselben Weisheit .. aber nach andern Regeln gebaut" nimmt er ausdrücklich Bezug auf (Leibnitz-) Bodmers Lehre vom Wunderbaren. Bei der Schilderung des Todes (bes. S. 1—2, 51, 96) ist die Erinnerung an Bodmers Darstellung vom Tode Meheetabels und Siphas (bes. Noah IV, 410 ff. VII, 530 ff.) offenkundig. — Ein Beispiel dafür, wie unglücklich er nach Bodmers Vorbild entlehnt; nach Homer: „Die Quelle des Sehens stopfte" S. 44; nach Klopstock: „wo seine Geburtsluft hauchte" (Klopstock spärlich „Geburtsland" etc. Bodmer bringt allerlei Varianten bis zum „Geburtsglied der Blume") S. 11; nach der Milton-Übersetzung: „sterblicher Kloos" und Variationen = menschl. Leib. Von Bodmer adoptiert er einiges zu manieriert häufiger Anwendung (fast wie „ätherisch", „glänzend" etc. von Klopstock): mäandrisch, düftend, Cirkel, Wirbel, Pomp etc. Eine der schlimmsten Neubildungen nach Bodmers Art: „Enthalte der Geister" S. 44 = Räume, die Geister enthalten.

**) Sie läßt sich über die Grundgesetze wahrer Poesie aus.



mehr als Jahresfrist ihrer wartenden Gemeinde bescheren, und schon ist eine feine Richtungsverschiedenheit der beiden Autoren unverkennbar. Der „Geprüfte Abraham“ allein repräsentiert die innerste Einigkeit der beiden ungleichen Freunde.

Analyse (1. Gesang): Musenanrufung S. 1—2; Abraham, in Erwartung der Ankunft Isaaks opfert und betet für den Sohn S. 3; Jehovah gibt den Befehl der Opferung Isaaks S. 4; Abrahams wortlose Zustimmung und Selbstgespräch, darin er die Bereitwilligkeit, zu gehorsamen, kundgibt S. 5—6; die Engel Elhanan und Elisa vergleichen Abrahams Gottergebenheit mit der Henochs, äußern Mitleid für Sarah und Hoffnung auf friedliche Lösung S. 7—10; Elieser erhält Nachricht von Isaaks Herannahen und meldet es Abraham S. 10—11; Abraham eröffnet Elieser den ihm von Gott gegebenen Befehl S. 11—13; Eliesers Schmerz S. 13—15; Abraham weist Eliesers Klage in Schranken S. 15—16; Apostrophierung der Tugend S. 16—17; Selbstgespräch Abrahams, darin er beschließt, Sarah nichts mitzuteilen S. 17—18. (2. Gesang): Isaaks Ankunft S. 19; Empfang durch Sarah und Abraham S. 19—21; Schilderung der jugendlichen Schönheit Isaaks, wozu ein Bad Gelegenheit schafft S. 21; es folgt eine Mahlzeit, bei der Timna von Noah und Sipha zur „Cithar“ singt, Sarah fragt nach ihren Verwandten, aus deren Haus Isaak kommt S. 22; Isaaks Erzählung von seinem Aufenthalt bei Nachor S. 23—30; (von Ribka, ihrer Schönheit, Unschuld und Gesangeskunst, die ihn selbst mehr zur Tugend entflammt habe, von der unbewußt erwachenden Liebe, von Abiasaph, dem 18jährigen Sänger, und von dem Abenteuer mit dem Riesen Tindal); Ismaels Ankunft und Begrüßung S. 30—31; Ismaels Bericht über seine bisherige Geschichte S. 31; Abraham teilt mit, daß ihm von Gott Befehl gegeben ist, am folgenden Tag mit Isaak auf Moria zu opfern S. 32; Sarahs (wehmütige) und Isaaks (frohe) zustimmende Erwiderung S. 33; Abrahams leidvolle Gedanken und fromme Gemütserhebung S. 33—34; Lob der tugendhaften Gesinnung Abrahams durch Gott im Gespräch zu den Engeln S. 34—35; Schluß der Mahlzeit mit Isaaks Gesang von der Tugend S. 35 (so hat die Mahlzeit von Mittag bis Abend gedauert); Unterredung Sarahs mit Abraham, in der sie ihren Hoffnungen für Isaaks Zukunft Ausdruck gibt S. 36—38. (3. Gesang): Des Engels Elhanans Selbstgespräch, Mitleid mit Sarah ausdrückend, und seine Betrachtung über Isaaks Schicksal S. 39—41; Vorbereitungen zum Aufbruch Abrahams und Isaaks S. 41; Abschied S. 41—42; erneute Musenanrufung S. 43; Abrahams schmerzliche

Gedanken beim Antritt der Reise S. 43—45; Isaak singt, durch die Schönheit der Natur begeistert, eine Hymne S. 45—46; Abraham erhält von Gott im Traume genauere Bezeichnung der Opferstätte S. 46; Ankunft bei der Opferstätte, Abraham geht mit Isaak allein auf den Berg, Gespräch der beiden über das Opfertier, Vorbereitung zum Opfer auf Golgatha, Abraham entdeckt Isaak den göttlichen Auftrag S. 47; Elhanans bangendes Gefühl in diesem Augenblick S. 48; Isaaks Erklärung der frohen Bereitwilligkeit und des Mitleids für die Mutter S. 48—49; Elhanans Freude S. 49; Abrahams Opfergebet S. 49—51; Unterredung Gottes mit den Engeln S. 51—52; Eloa fliegt vom Himmel nieder und gebietet Abraham Einhalt S. 52—53; Abrahams und Isaaks Gefühle S. 53; Isaaks Antwort S. 54; Abrahams Antwort an Eloa S. 54—55; Abraham entdeckt im Gesträuch einen Widder und opfert ihn S. 56; Elhanan preist Eloas Liebe zu Abraham und Isaak S. 56; Eloa enthüllt zukünftige Schicksale Isaaks S. 56—57; Eloa weissagt Abraham einiges über die Zukunft seines Geschlechtes (Salomon, Messias) S. 57—58; Eloa kehrt zum Himmel zurück, Abraham und Isaak ziehen heim S. 58—59. (4. Gesang): Berufung auf die Muse S. 60; Ismael findet den klagenden Elieser S. 61—62; Zwiesprache, Elieser entdeckt Ismael Isaaks vermutliches Schicksal S. 62; Ismael spricht die Hoffnung einer friedlichen Lösung des göttlichen Ratschlusses aus S. 62—63; bekräftigt die Hoffnung durch Erzählung eigner wunderbarer Erlebnisse S. 63—65; Elieser geht an sein Geschäft, Ismael betet und bietet Gott den eignen Sohn an Stelle von Isaak an S. 65—66; der Lebensgang im Hause Abrahams während seiner Abwesenheit S. 67; Sarahs Traum, der Isaaks Schicksal darstellt und die Deutung S. 67—69; am Morgen des fünften Tages erblickt Elieser auf dem Feld die Zurückkehrenden S. 70; Begrüßung Eliesers S. 70—71 und Sarahs S. 71 und Ismaels S. 72; Ankunft im Hause, Mahlzeit S. 72; Abraham erzählt die Begebenheiten, Sarahs Gefühl S. 72—73; Sarahs Lobpreisung Gottes S. 74; Abraham bringt ein Dankopfer S. 75.

Die Quelle der Epopöe in der biblischen Erzählung ist so bekannt, daß nach der Analyse des Dichters eigne Arbeit sofort zu überschauen ist. Die Frage ist, wie weit in der dichterischen Verarbeitung Bodmers Lehre und Vorbild maßgebend erscheint. Unberücksichtigt bleibt, daß Bodmer Urheber des „Planes" ist; denn es ist nicht abzuschätzen, wie eingehend diese Vorlage war, auch bleibt Wieland im ganzen Umfang verantwortlich, weil er wenigstens nachschaffend sich alles zu eigen gegemacht hat.



Die gewichtigeren Formmittel der Komposition sind durchaus dieselben die Bodmer als Dichter zu verwenden pflegt*): Das erregende Moment ist Gott, wie im Noah. Die Handlung führt in medias res, aber noch fehlt eine Hauptperson (Isaak), sie tritt hinzu von der Reise zurückkehrend**), wie Noah. Die Vorgeschichte wird gegeben durch Berichte dieser Hinzugekommenen, durch Isaak, Ismael, wie im Noah durch Japhet, Sipha. Der Grund der Komplikation, Gottes Befehl, bleibt zunächst den meisten teilnehmenden Personen, besonders Sarah verborgen, vgl. Jakob und Joseph. Ismael: plötzliche Entdeckung eines verloren geglaubten Verwandten, vgl. Sipha-Familie. Elieser: Folie zu Abrahams Charakter, gibt durch zweifelnde Einwürfe Gelegenheit Abrahams überlegene Tugend zu zeigen, vgl. im Noah z. B. Cham. Engelgespräche dienen allerlei Absichten, sie bringen Erklärendes aus der Vergangenheit, Andeutungen über den Verlauf der Handlung, Charakterisierendes, lyrisch-didaktische Betrachtungen, sie stellen Reflexionen an, bewundern und bemitleiden die Helden und verstecken so subjektive Einmischung des Dichters; der fast ebenso ausgiebige Gebrauch der Engelgespräche ist bei Bodmer typisch, er bringt sie sogar in der Kolumbusgeschichte (Colombona) an***). Zahlreiche Selbstgespräche (oder Gebete) von lyrischer Färbung; auch dies ist bei Bodmer so typisch, daß ich keine Seitenzahl zu zitieren habe, doch hält er mehr Maß darin als Wieland. Versteckte Ankündigung: Abraham teilt mit, daß er auf Gottes Befehl mit Isaak opfern soll (was?), vgl. im Noah Ankündigung, daß eine der heiligen Personen vor der Flut

*) Der Einfachheit halber gebe ich Parallelen meist nur aus „Noah“.

**) Die Einführung Ismaels geschieht auf dieselbe Weise.

***) Übrigens kann man doch in der sehr reichlichen Verwendung der Engelgespräche ein Charakteristikum der lyrisch-didaktischen Neigung des jungen Wieland erkennen, die sich ebenso in den sehr häufigen und ausgedehnten Selbstgesprächen fühlbar macht.

sterben soll (wer?). Wie Engelgespräche, Hoffnungen, Träume den Fortgang, die Lösung der Handlung ankündigen, so dienen sie auch zur Verwirrung und Spannung, vgl. im Noah z. B. die Vermutungen beim Erscheinen des Kometen, Dagons Hoffnung im Schiff Leviathan dem Untergang zu entrinnen. Weissagungen und Träume (z. B. Noah XI, Thamars Traum) über ferne, jenseits der Handlung liegende Zukunft werden ebenfalls von Bodmer gern, auch außerhalb biblischer Überlieferung eingestreut. Die zeitlichen Pausen der Handlung werden auf „geschickte“ Weise ausgefüllt; diesen einzigen Zweck hat z. B. der ganze zweite Gesang, diesem Zweck dient auch die Figur Ismaels.

Bei Betrachtung der Details kommen wir zum gleichen Resultat. Aus Bodmers Gedichten sind die Namen genommen: Gog (auch bei Klopstock), Timna, Ribka, Lilith, Keturah (Abram neben Abraham) etc. Die Wohneinrichtung Abrahams: Gezelte, in der Nähe Wald, vgl. Jakob, S. 122 f.*). Ismael führt bei Wieland als Kaufwaare Storax, Gummi, Balsam mit, bei Bodmer Storax, Gummi und Ladan. Abiasaph ist von Bodmer als „Vater des Hirtengesangs“ bereits eingeführt (Rachel S. 214), Timna singt auch Sündflut S. 105 zur Cithar, wie überhaupt Bodmer in feierlichen Momenten von seinen Helden Hymnen singen läßt. Das sind kleinere Umstände die Wielands Gedicht in Bodmers Epik einpassen sollen, deutlicher geschieht das noch, wenn z. B. Abraham S. 44 von den „Gegenden, in denen Noah und Deborah gelebt haben“ spricht, wenn S. 43 Isaak die Taube, die als Botin Gottes die Opferstätte anzeigen soll, erkennt als eine „vom Geschlecht jener seraphischen, welche dem Sem auf Sion begegnet“ (vgl. Noah XII, 755 ff.). Solche Einpassung

*) Ich zitiere die kleinen Epen Bodmers in der Ausgabe der „Calliope“.



eines Gedichts in andere, die die Geltung „sicherer Urkunden“ besitzen, hatte Wieland in der „Abhandlung“ vornehmlich gelobt. Eine Nachahmung jener seltsamen Schrulle Bodmers, bekannte alte Sagen in eine noch frühere Zeit zu projizieren und so den Schein zu erwecken, daß hier eine originalere Fassung des Motivs vorliege, ist offenbar die Erzählung von Tindal. Das Motiv ist märchenhaft*), aber biblisch ausstaffiert. Daß der Riese dem Adramelech Menschenopfer darbringt, ist aus Noah V (Dagon-Adramelech, dazu der Name „Gog“) entlehnt; Tindal wird durch Abiasaphs Gesang beruhigt, wie Zulika durch Josephs Spiel. Eine Reihe anderer Motive ist direkt von Bodmer übernommen. Isaaks Erzählung von seinem Aufenthalt bei Nachor ist aus solchen Motiven zusammengesetzt: „zweite Mutter“, vgl. Milka, Naphtis (zum Vers: „wenn sie mich mütterlich küßte, Schien mirs die Mutter zu sein“, den Bodmers, Jakob S. 118: „Durch die lächelnden Augen entzückt entbehrt ich das Lächeln Meiner Mutter dann willig“ u. a.); ein Engel im Traum verscheucht das Heimweh, vgl. Joseph, S. 269f.; Erziehung zu Weisheit und Tugend bei sittsamen Freuden, bei Bodmer stets wiederkehrend; bildende Kunst: ursprünglich Pygmalion, vgl. dann z. B. Sündflut, S. 6. 39 u. a.; „Schäferinnen beleben die Haine“, vgl. Rachel, S. 218f.; das Eintreten eines für den andern: Abiasaph-Isaak, vgl. Michal-Sipha, Dina-Sichem. Ismael bietet Gott seinen Sohn für Isaak, so Ruben seinen Sohn dem Joseph als Sklaven für Benjamin. Ankommende werden vom Felde aus erspäht, Vorboten kommen von Seiten der Ankommenden, Boten werden zu den im Hause Zurückgebliebenen geschickt, ebenfalls typisch bei Bodmer, vgl. Jakob, S. 177. Bodmers Tränenfreudigkeit wird natürlich von Wieland akzeptiert; Frauen bekommen bei starken Gefühlsstürmen Ohnmachtanfälle,

1) Vgl. K. O. Mayer, Viertelj. f. Litgesch. V, S. 390 und R. Benz, Märchendichtung der Romantik, Gotha 1908, S. 29.

Personen, die sich nie im Leben gesehen, wallen vor Freude über beim ersten Erblicken — das ziemt dem empfindsamen Jahrhundert. Man späht in den Zügen des Kindes nach den Mienen der Eltern, Abraham, S. 21, vgl. Jakob, S. 119. Mahlzeiten, von Gesang gewürzt, bilden die beliebte Situation, um die Menschen zum Gespräch zusammenzuführen. Die Bewirtung Ankommender wird stets mit peinlicher Sorgfalt berichtet, vgl. Noah, S. 272 ff. und Wielands Bemerkung dazu in der „Abhandlung". In Isaaks Erzählung von Ribka hat Wieland Persönliches verwebt, wie Bodmer etwa in Sipha-Philokles oder im Eingang zu Jakobs Wiederkunft. Wenn ein Bad Gelegenheit bieten soll, die körperliche Schönheit zu schildern, wird man an Joseph, S. 273, erinnert; formell: Ansatz zu „homerischer" Beschreibung, wie sie Bodmer so oft rühmt und nachahmt.

Also im Aufbau des Gedichts vom Geprüften Abraham ist für jede Zeile Bodmer als Vorbild deutlich erkennbar. Der poetische Gehalt im allgemeinen zeigt eine fast ebenso große Übereinstimmung*). Es erübrigt sich die völlige Armut an Handlung, die Untätigkeit des Helden, die mangelhafte Charakterzeichnung, die historisch verfehlte Auffassung des Milieus, die mit Bodmer übereinstimmende Gedankenrichtung in lyrisch-didaktischen Betrachtungen**) und dgl. noch anzuführen. Bemerkt sei nur, daß auch im Kleinen Wielands poetische Anschauungsweise von Bodmer geleitet erscheint, z. B. in der Naturbetrachtung (er vergleicht mit Vorliebe die Schön-

*) Es sei hier kurz konstatiert, worauf später zurückzudeuten ist, daß Wielands Menschen durchaus im Gefühlsleben wurzeln — wogegen bei Bodmers Personen der Intellekt mehr hervortritt — und in ihren Gefühlen zarter, erhabener, schwungvoller sind.

**) Doch ist hier, wie natürlich, noch am meisten eigenes, vgl. z. B. S. 40, wo man eine Stelle aus den „Briefen von Verstorbenen" zu lesen glaubt.



heit „des Morgens“, „des Abends“, „des Frühlings“; wie als Leitmotiv klingt die Stelle Noah III, 760: „Also fesseln den Sinn durch ihr' entzückende Wunder, Nicht mehr [= magis] der Morgenglanz, nicht mehr der Purpur des Abends“; oder er betrachtet „mit Entzückung die wechselnden Scenen der Aussicht“) oder er wiederholt die Phrase, daß allzu starkes Gefühl in Worten keinen Ausdruck findet, oder er verwendet nachdrucksvoll gewisse Zahlbegriffe (sieben Jahre war Isaak der Heimat fern; vor dem Opfer fällt aus Abrahams Auge „nur eine Thräne auf die blühende Wange“ des Sohnes, vgl. „Sipha weinte drei längliche, kostbare Thränen“).

Das Wichtigste bleibt, des Dichters seelischen Zustand, aus dem heraus das Gedicht erwachsen konnte, zu erkennen und in die Entwicklung seiner Persönlichkeit einzuordnen.

Starkes Liebesgefühl ist die Quelle und der leitende Geist aller Wielandschen Dichtungen der ersten Periode, ihr danken sie das Beste, den lyrischen Schwung. Die didaktischen Stücke, die „Natur der Dinge“, die „Moralischen Briefe“ sind Opfer an den Geist der Zeit, das Hermann-Epos eine „Preisarbeit“ nach bestimmten Forderungen, mit Unlust, mit bald erlahmender Hand unternommen, gestützt durch die Freude an den Liebesepisoden. Diese Erotik ist bei aller zarten Keuschheit und Schwärmerei gesund, sinnlich, genußfreudig, begehrlich. Noch im Sommer 1752 sang der Verliebte von Küssen, die bis zur Raserei berauschen, in den Erzählungen (Melinde) weiß er eine fast schwüle Liebesszene mit verführerischem Reiz zu malen. Auch die Briefe von Verstorbenen sind inspiriert vom Geist der Liebe. Allerdings, „diese Liebe, die Speise der Geister, die Seele der Tugend“ ist ein blasses Geschöpf geworden, sie scheint aufs Küssen fast ganz verzichten, mit der Freundschaft des Geistes, mit der Hoffnung auf jenseitige Freuden sich begnügen zu wollen.

Aber seltsam! Unvermerkt drängt Hymen sich an die Stelle des einst feurigen Amor. Der bräutliche Liebesdichter, der nach den glänzenden Augen und roten Lippen sich sehnte, weidet sich an dem rührenden Anblick, wenn der „Säugling um der Mutter Brust lächelt“, er schildert im letzten Brief*) mit sanfter Innigkeit das Eheglück des neuen Adam. Und nun, im „Geprüften Abraham“, ist für bräutliche Liebe überhaupt kein Platz**); hier preist der Dichter die friedliche Hausgemeinschaft des ehrwürdigen Patriarchen und seiner Frau Sarah. — Wielands Muse hat einen ältlichen, „bürgerlichen“ Gesichtszug bekommen.

Einem gesunden, jungen Menschen wohnt der eigene, schöne Trotz inne, der sich gegen Leiden sträubt, starke Genußfreudigkeit und leichtflammende Tatkraft. So sehr auch Wieland weltfeind in schlaffem Sehnen sich verlor, so fehlte doch seinen Liebesdichtungen, seiner eudämonistischen Natur nicht der echte, jugendliche Zug aktivstrebender Lebenskraft. Das egoistische Glückstreben verleugnet sich auch noch nicht in den „Briefen von Verstorbenen“: als ein gesteigertes Glück wird das Leben nach dem Tode dem irdischen vorgezogen — leicht überhüpft nur der unbesonnene Schwärmer des Erdenmenschen geheimverhülltes, freudreiches, schmerzreiches langes Leben.

Im „Geprüften Abraham“ aber ist jede freie Willensregung, das natürlichste, instinktive Herzensbegehren in einem tränenreichen, verhauchenden Seufzer, in einer übermenschlichen, unmännlichen Gottergebenheit erstickt. Wenn Abraham ohne ein Wort des Widerspruchs, ohne leiseste Regung eines Kampfes um sein Vaterglück den einzigen Sohn willig opfert, wenn er den gewiß nicht aufsässigen Klagen des treuen Dieners Elieser Einhalt

*) Das Motiv zur Geschichte des neuen Adam stammt aus Messias V, 153 ff.

**) Nur noch von den zarten Liebeskeimen in dem kindlich freundschaftlichen Verhältnis Isaaks zu Ribka ist kurz die Rede.



gebietet mit den Worten: „Ein Leiden vom Herren sollte den Menschen willkommener sein, als goldene Freuden“ *), wenn der blühende Jüngling Isaak jubelnd den Tod begrüßt, wenn uns der widerwärtige Anblick, die Mutter selbst zum Molochopfer sich rüsten zu sehen, nur dadurch erspart wird, daß sie mitleidig in Unkenntnis gelassen wird über des Kindes Schicksal, dann müssen wir uns mit Widerwillen wenden von dem blutleeren Schwärmer, der als zwanzigjähriger Jüngling solche Jugendlosigkeit verrät. — Es gewährt uns Befriedigung, zu sehen, daß solche Stimmungen nicht aus der Seele des Dichters selbst herausgewachsen, sondern Fremdkultur sind, die durch lange, eindringliche Lehre und inneren Zwang in ihm großgezogen ist, daß Wieland nicht Originale, sondern Kopien von Bodmers gottseligen, „leidenden“ Helden schafft. Schlimm genug, daß er sich so ganz der Führung des Meisters hingebend den eignen Lebensnerv betäubte. Die Apostrophe an Doris klingt höhnisch in dem Werk, das Verrat an der getreuen, guten Muse bedeutet.

Dies ist die schlimmste, die bedrohlichste Seite von Bodmers Einfluß: er wurde der gesunden Entwicklung der jungen Natur gefährlich [15]).

Es gibt in der Poesie der damaligen Zeit einen Stiltypus, den man aus nahen Gründen den Hexameterstil nennen mag (die Verbreitung dieses Typus beschränkt sich nicht eng auf Klopstock, Bodmer, Wieland) und der sich charakterisiert durch besondere Satzkonstruktionen und Wortstellungen, durch reichen Schmuck von Beiwörtern (besondere Bevorzugung des part. praes. oft mit näherer Bestimmung durch zugesetztes Adverb, Adjektiv oder Substantiv), weitläufige Appositionen, durch Bilder und Vergleiche, die Homerische Prägnanz und

*) Wehklagende Geister zu hören
Tönet in unserm (= Engel) Ohr, als wenn der Sphären Gesänge
Plötzlich die Himmel umher mit wildem Mißlaut erschreckten.
(S. 39).

Naivetät suchen. Nach dem Muster des antiken Epos entwickelt, hat dieser Stil durch Miltons und Klopstocks Werk seine Prägung erfahren. Den Hexameterstil nimmt Wieland zuerst im „Herrmann“ auf. Hier trägt er ganz die Kennzeichen des Anfängers, der sich ohne klar erkennendes Stilgefühl bemüht, fremde Manier in Übertreibung nachzuahmen. Die kunstvolle Satzkonstruktion wird zur gekünstelten und zerbröckelt in den noch ungeschickten Händen; der Schmuck der Rede wird zum Unkraut, das regellos in verwirrender Fülle hervorschießt; antike, Miltonische, Klopstockische Wendungen werden gebraucht, wahllos, oft in unrichtiger Anwendung; das Streben geht, entgegen Wielands natürlichem Stil, auf Gedrängtheit und Wucht, statt dessen wird häufig nur nebelige Verschwommenheit und Abgeschmacktheit erreicht.

An diesem Versuch ist der Stil im Geprüften Abraham zu messen. Fraglos ergibt sich hier ein tüchtiger Fortschritt.

Simplicität und Klarheit, straffe Linienführung, Ruhe der Darstellung und Anschaulichkeit, das sind die vornehmsten Vorzüge dieses neuen Epos im Verhältnis zum „Herrmann“. Müssen wir auch in erster Linie das Neuerrungne der weitergeschrittenen Eigenentwicklung des Schriftstellers zuschreiben, so liegt doch die Leitung durch das Vorbild klar zu Tage: das merkliche Herabstimmen des Tones, das sich leicht erkennbar in der Wahl der Epitheta kundgibt, die stark vermehrte Zahl ausgeführter Gleichnisse, in „malenden“ Partieen größere Sinnlichkeit, die freilich oft nur durch derbere, prosaischere Ausdrucksmittel, durch kleinliche Breite erzielt wird*), sind offenbar als Erfolge der Erziehung anzusehen. In der sprachlichen Form sind nicht nur bei der Wortwahl, sondern

*) Auch der Gebrauch einiger mehr lyrischer Redefiguren, besonders der unterbrechenden rhetorischen Fragen (vgl. 62. d. N. kr. Bfe.), ist stark eingeschränkt.



auch bei der einfacheren, dem Vers mehr angepaßten Satzkonstruktion, bei dem fließenderen (weniger „zerschnittenen“) korrekteren Versbau, ja bei kleinlichen Details noch die Lehren des Meisters maßgebend gewesen.

Als stilistische Schule erweist sich also insoweit Bodmers Einfluß nutzreich, doch hat er auch hier eine Kehrseite. Diese Kehrseite ist zu charakterisieren mit einem Wort: „die orientalische Schreibart“. In diesem Ausdruck faßt Bodmer eine Mischung biblischer und homerischer Eigenart zusammen. Zu Milton und Klopstock steht er in dieser Beziehung in demselben Verhältnis, wie er zu ihnen in Beziehung auf die Stoffwahl steht. Ihm fehlt der ästhetische Sinn, der das Poetische vom Banausentum zu trennen weiß. Wenn er homerische Einfalt, sinnliche Klarheit, metaphorische Ausdrucksweise erstrebt, wenn er biblische Figuren und Bilder, Sitten und Frömmigkeit nachahmen will, tastet er mit sicherem Instinkt gerade nach dem Verkehrten, nach dem Unübersetzbaren; seine Neubildungen verraten allzu deutlich, daß sie nicht aus dichterischer Anschauung geboren, sondern daß sie erklügelt und ausgeputzt sind mit Geschmacklosigkeit. Daß Wieland sich nach dieser Richtung sehr weit von Bodmer beeinflussen läßt, hat die Korrektur der „Hymne auf die Größe und Güte Gottes“ gezeigt. Sollte hier alles aufgewiesen werden, was an Figuren, Metaphern, Bildern und Wörtern im „Geprüften Abraham“ bodmerisch ist, so müßte ein ganzes Lexikon angelegt werden. Die gegebenen Beispiele genügen zur Charakteristik*).

*) Noch gebe ich von den ersten sechs Seiten Proben. Wiederholung eines Wortes kurz nacheinander: (Bodmer macht das besonders, wenn er einen glücklichen Gedanken erhascht zu haben glaubt) „tiefer Gehorsam“; „Hütten“ S. 5; eine „sinnliche“ Beschreibung:

Nicht lange, so wandte sich
Sein arbeitender Geist aus der Last der dunklen Gedanken
Mächtig hervor, die Empfindungen flossen aus ihrer Verwirrung
Nach und nach gesondert in diese Worte zusammen

S. 6; sprachliche Wendungen: „eine olympische Scene“ S. 4, die



Dennoch ist Wielands poetische Sprache ganz anders zu qualifizieren. Weit vorwiegend nimmt sie ihre Bereicherung von Klopstock. Aber sie verwässert Klopstocks wuchtige Sprache; Worte, die der Messiassänger relativ selten, nur im Pathos und wirklich signifikant anwendet, streut Wieland nur so hin, wie alltägliche wertlose Ware. Zweifellos war Bodmer auf diesem Wege vorangegangen, jedoch hatte er, Miltons Vorbild verzerrend, den Abweg zu gesucht homerischer Einfalt und orientalischer Ausdrucksweise in selbständiger Überzeugung eingeschlagen. Auch hierhin war Wieland gefolgt — jedoch nicht ganz ohne kritische Unterscheidung. Dafür ein paar Beispiele. Das Wort „Same“ (= Nachkommenschaft) übernimmt er in „kühnster“ Anwendung; die homerisch-formelhafte Wendung „Also sagt er“ am Schluß einer Rede fehlt nie, aber abweisend verhält er sich im allgemeinen gegen die bei Bodmer formelhafte Metapher vom „Geruch“ der Tugend, Schönheit etc.*). Er übernimmt die Gepflogenheit Bodmers, am Schluß der Mahlzeit zu konstatieren, daß die Leute nun genug gegessen haben, doch übernimmt er nicht die ständige Formel: „Als er die Lust zu essen mit wenigen Bissen gebüßet“ (oder geringe Variante), sondern drückt sich unhomerischer aus: „Abraham hatte das Mahl mit seinen Geliebten genommen“ oder „Als sie sich niedergesetzt und ein wenig die Geister erquicket“. Ein bemerkbarer Unterschied liegt auch darin, wenn Bodmer sagt: „Arioks blüthe“ (= Ariok), „Rubens blüth'“ etc., aber Wieland „die Blüthe

---

„Körper von Erde“ S. 4, die „hochgehalste Gestalt des Kameles“ S. 3, ein „Altar von Gott begnadigt“ S. 3, „doch fuhr dies Zittern mit Lust durch seine Gebeine“ S. 4, „schwanke Gebeine“ S. 4; bildliche Ausdrücke: „die Blüthe seines geliebtesten Sohnes“ S. 2, „um den Frühling der blühenden Ribka“ S. 2, „cederne Gipfel“ S. 3, „klebte mit seinem Angesicht am Boden“ S. 4, „der Hain hat den Mittag in seine Umwölbung genommen“ S. 5.

*) Doch vgl. „Hymne auf die Größe u. Güte Gottes“: „In mich ist ein Geruch der göttlichen Liebe gekommen, der mich trunken gemacht“.



seines geliebtesten Sohnes"; oder Bodmer: „jegliche red' ward in Asnats Busen verwahret", Wieland: „Doch bewahrte sie es in ihrem Herzen". Solcherlei Kleinigkeiten beweisen, daß Wieland sein Stilgefühl in sich trug, das ihn mitten in bewußter Nachahmung eine leise Tinte von eigner Art eintragen ließ. Besonders vor gewissen Entgleisungen, die dem Zartgefühl widerstreben, hat sich Wieland gewahrt; ich nehme eine prägnante Stelle aus „Jakob und Rachel". Mit sehr deutlichen Worten schildert Bodmer die Keuschheit der Brautleute „Der Leib war nie zornig, daß die Verliebten den Liebesgenuß mieden", um dann Jakobs Freude am Hochzeitstage so zu schildern:

Jakobs Gemüth war in überfließender Freude verzücket,
Daß er die Nacht so nah sah, die Jugend, Gesundheit und Blüthe,
Reinlichkeit, Schönheit und Unschuld in seine sehnende Arme
Bringen sollte, mit ihm das bräutliche Bett zu besteigen.

Solche Nüancen einer „deutlichen Natürlichkeit und Einfalt des Ausdrucks" entbehrt Wieland zu seinem Glück. Soll ein rundes Urteil gesprochen werden, so ist zu sagen: Wielands Stil steht zwischen Klopstocks und Bodmers Art, und zwar so, daß äußerlich die Anlehnung an Bodmer auffällt, daß aber innerlich eine nähere Verwandtschaft zu Klopstock besteht; er sucht den Schwung Klopstocks, wenn ihm gleich die Kraft darin mangelt. Im Eingang der „Abrahamide" hatte der Jüngling mit ehrlichem Willen gebetet:

O heilige Muse!
Laß dich erbitten, auch mich zu deinem Priester zu weihen
Wie du Bodmern geweiht hast, daß er die heilige Laute
Von Elihu geerbt zum Preiß der Weisheit beherrschte,
Daß er die Wege der Vorsicht, den Reiz der natürlichen Unschuld
Und die Tugend der Alten in ihrer Freiheit uns sänge.
Fromme Muse, du bist's, die unsere Freundschaft geknüpft hat,
Ja, dir soll noch mein Alter es danken, dir dankt es Serena,
Daß ein goldenes Jahr von meiner glücklichen Jugend
Mit den Tagen des Weisen verwebt, mein Leben gekrönt hat.
Bilde mein Herz wie seines, zu jener erhabenen Einfalt,
Zu der Weisheit der Vorwelt, die unsere Tage verkennen,
Daß ich die Sitten der heiligen Väter, die herzliche Tugend
Und die freie Natur in ihrer Schönheit besinge".



Wir haben gesehen, wie weit die Muse sein Gebet erhörte und ihn auf Bodmers Pfaden führte.

Lange Zeit verstrich nach der Vollendung des Werkes, bis der Dichter zu einer größeren oder gar zu einer epischen Arbeit ruhige Sammlung fand. Sein Fleiß sucht in der nächsten Folgezeit Befriedigung im Artikelschreiben, sein poetischer Trieb entladet sich in kleinen Produkten von lyrischem Grundcharakter, in Hymnen und Oden. Daß in dieser Poesiegattung Bodmers Einfluß, vom Stil abgesehen, zurücktritt, ist natürlich [16]). Um so neugieriger richtet sich unser Auge auf jene Stücke, die das volltönende Versprechen gemeinsamer Arbeiten in so geringer Münze einlösen sollten, auf die „Fragmente in der erzählenden Dichtart“ *). Drei neue Poeme, die zusammen nur 30 Quartseiten füllen, hat Wieland zu diesem Buche beigetragen. Der Titel verknüpft das zuletzt stehende „Die sterbende Rachel“ mit Bodmers Epopöe „Dina und Sichem“, deren zweiter Gesang „Der Rachel Sterben an der Geburt“ Benonis schildert. Ähnlich wie die „Epistemon“-Nachschrift zu „Jakob und Rachel“, schließt sich Wielands „Sterbende Rachel“ engstens an einen bestimmten Punkt der Erzählung in „Dina und Sichem“ an, um die gegebene Vorlage mit einiger Variation auszuführen **).

Der Vergleich der verschiedenartigen Behandlung desselben Themas möge uns dienen, die innerste nie ver-

*) An der hexametrischen Vorrede hat Wieland keinen Teil (vgl. Proleg. 79), wie die Eingangsworte selbst dartun: „In das Zimmer, wo von den Gesängen der himmlischen Chöre zu mir die Muse kam, der Dina Schmerzen zu singen . . . kam auch die andre Muse . . . die Abrahams Prüfung . . . gesehen“.

**) Der Anknüpfungspunkt ist Bodmers Vers:

er ging mit Füssen, wie einer,
Der im Sand tief wandert, in Rachels Hütten hinüber

Wieland: Jakob ging mit kurzen von Schrecken gefesselten Schritten
In das Gemach der sterbenden Rachel.



leugnete Fremdheit Wielandischer und Bodmerischer Poesie darzulegen, die das Verhältnis des weiten Abstandes ihrer Naturen widerspiegelt.

Zwei Schlagworte deuten einiges an: Bodmer ist Realist, Wieland Idealist.

Bodmer schildert den Schmerz Jakobs bei und nach dem Tode der Rachel in seiner ganzen Wucht und Trostlosigkeit, in seinem egoistischen Gehalt, d. h. er fühlt den eigenen Verlust, die Verlassenheit des Überlebenden, ungehemmt fließen lange die Klagen von seinen Lippen; erst Josephs Zuspruch, der auf die nunmehr verdoppelten Vaterpflichten, auf die Freuden, die dem Vaterherzen noch bevorstehen, hinzeigt, gibt Jakob einige Ruhe wieder. In Wielands Bearbeitung ist Jakobs Klage sehr eingeschränkt. Nach der ersten Betäubung gibt auch er dem Schmerz des Verlustes Ausdruck, aber sehr bald schon wendet sich der Gedankengang „Herr von Dir kommt mein Elend! . . . Dunkel sind Deine Wege, . . . Dennoch sagt mir mein Herz . . . Daß Du mein Vater noch seist", um dann in den schlaffen Trostseufzer zu enden: „Ist es wahr, oder täuscht mich mein Herz? was strahlt in mein Inneres? . . . Ja, es ist Deine Stimme, o Herr, Du sagst meiner Seele: Weine nicht so, Betrübte, sei stark und nenne den Herren Deine Freude, da Dich die Freude der Rachel verlassen . . . Laß Dich an meiner Gnade begnügen, sie herrscht in den Schwachen. Und so will ich Dir denn, o Herr, vertrauen und will Dich Meine Zuversicht nennen und meine Hülfe in Trübsal". In der Charakterzeichnung drängt sich also wieder als betonte Linie jene passive Gottergebenheit vor. Wir stellten fest, daß dieser fatalistische Zug nicht ohne Bodmers Einwirkung in Wieland groß gezogen sei. Es zeigt sich nun hier, daß Wieland in dieser Richtung über sein Vorbild hinausgeht. Grund und Erklärung liegen zu Tage: Bodmer legt in seine dichterischen Gestalten seine eigene Seele; mit realistischer Wahrheit weiß er den gealterten Mann zu schildern, in dessen Leben heißes Begehren nie



eine Rolle gespielt hat, der darum von der Höhe seiner Jahre mit Überlegenheit auf das freudenarme irdische Leben blickt, in stiller Pflicht, in redlicher Erfüllung treuen Familiensinns ein ruhiges Glück findet. Der junge Wieland entbehrt durchaus das eigne, seelische Erlebnis, um in seinem künstlerischen Schaffen mit innerer Wahrheit diesen Bahnen des Meisters folgen zu können, darum steigert er im Nachempfinden die Realistik Bodmers zu unwahrer „idealistischer“ Höhe.

Diese Steigerungstendenz liegt ja zunächst begründet in Wielands Hang zum Extremen, zum Enthusiasmus, der ihm auch über die Zeit hinaus, wo man ihn als Ausfluß des jugendlichen Temperamentes bezeichnen könnte, treu bleibt. Sie ist aber auch eine Äußerung des zarten Ästhetizismus, der einen Wesenskern seiner Natur bildet. Das einfache Alltägliche liegt ihm ebenso fern, wie das kraftvoll Wuchtige. Er geht stets an das Verfeinern, an das „Verschönern“, wie der Kunstausdruck der damaligen Poetik lautete. Hat Bodmer die einfachen Züge eines gottesfürchtig duldenden, biederen Greisen bezeichnet, so malt ihm Wieland geschwind einen Nimbus um das Haupt, der sein Licht bis an den Himmel strahlt, aber die Züge des Menschen verblassen läßt: aus einem ehrlichen Patriarchen macht er einen betenden Heiligen.

Diese Neigung zum Idealisieren leitet auch sonst seine Hand bei der Umbildung der Vorlage in der Sterbenden Rachel: er malt die Situation in lieblicherer Gruppierung, fügt Züge voll Zartheit und schöner Empfindung ein, legt in die Reden noch mehr Rührung und Innigkeit. Verwandt ist der andere Unterschied zwischen Wielandischer und Bodmerscher Poesie: Wieland vernachlässigt den Handlungsgehalt, er zeichnet Charaktere ohne nötige Differenzierung in verschwommenen Umrissen, und es mangelt ihnen vernunftmäßiges Bedenken; sie alle sind Sprachrohre seiner frommen Lyrik (didaktischer Färbung). Überall die Gefühlsseite der Vorstellung herauszuarbeiten ist die Eigenart seiner Darstellungsweise.



In diesem Punkte widerstrebt er zwar nicht Bodmerischem Stil, aber er geht weit über diesen hinaus. So ist der viel geringere Dichter Bodmer überlegen bezüglich der rein epischen Qualität. Diese Art Wielands entspringt natürlich einerseits der völligen Lebensunerfahrenheit, anderseits der forcierten Lebensanschauung, die, je weniger starke Wurzeln sie in gesundem Erdreich findet, um so heftiger zu überlauter Aussprache treibt*).

Das Resultat dieser Betrachtung ist: Wieland drängt mit eigner Kraft aus der „Welt der Körper“, in die ihn Bodmer geführt hatte, heraus und flüchtet sich wieder in sein Traumland.

Leider ist es keine Rückkehr zum Ausgangspunkt. Seit dem hoffnungslosen Verlust Sophiens war die Quelle der Poesie in seiner Seele vergiftet. Der einstige Verteidiger Anakreons besingt jetzt „Cidli und Lazarus“**), die Liebe des Mönchs und der Nonne. Seine innerste Natur hinderte ihn, daß er den tragischen Grundton in der Weltbetrachtung gefunden hätte. Sein Glückstreben wurde nur in eine höhere, dünnere Atmosphäre gehoben. Um so entschiedener mußte er sich von Bodmer abkehren und knüpfte wieder enger die geistigen Verwandtschaftsbeziehungen zu dem alten Freunde Klopstock, aber auch ihn überstieg er noch in schwärmerischem Idealismus[17]):

Weiter demnach, mein Flug, noch weiter, o suchende Seele
Höher, ihr stolzen Begierden, für die die Gottheit nur groß ist.
(Hymne auf Gott, S. 5.)

Also als Bodmers Nachahmer und Mitarbeiter konnte

---

*) Zu beachten bleibt, daß die Bemerkungen zur Sterbenden Rachel zunächst nicht in Gegensatz treten sollen mit den Ausführungen zum Geprüften Abraham, vielmehr sollen sich beide Abschnitte ergänzen und beleuchten; freilich die Entfernung von Bodmer vollzieht sich nach der Richtung, die durch die Unterscheidung der beiden dichterischen Persönlichkeiten angedeutet ist.

**) Das 2. Stück der „Fragmente“.



Wieland sein Innerstes nicht verhehlen*). Die Einwirkung behielt episodischen und im Grunde genommen äußerlichen Charakter. Es hatte sich keine innere Umwandlung vollzogen, sondern die eigne Persönlichkeit war nur zurückgedrängt und trug die Miene des Lehrers als Maske zur Schau. Bedeutungsvoll blieb jedoch auch fernerhin der willig eingegangene Tausch, es war die beste Vorbereitung für die ablösende Phase in Wielands Entwicklung, für das Zelotentum der folgenden Jahre. Freilich hat diese äußerste Gefühlsverwirrung einen besonderen Beigeschmack, sehen wir doch neben dem ekstatischen Gesicht des weltfernen Predigers die jungferlichen Mienen der ältlichen Freundinnen — und können lächeln. Dem gegenüber erscheint Bodmers Einfluß ernsthafter und gefährlicher.

Ziemlich scharf können wir die Grenze bezeichnen, bis wohin Bodmers Einfluß in Wielands poetischem Schaffen maßgebend ist. In den „Fragmenten" selbst beginnt die entschiedene Abkehr. „Cidli" und „Das Gesicht vom Weltgericht" sind nach Klopstocks Vorbild entworfen; in der sprachlichen Form herrscht fast ungestört die dem Dichter eigne vornehme Zartheit. Nachdem sich Wieland in den „Empfindungen eines Christen" ganz aus der epischen Richtung entfernt hatte und von den Psalmen und Youngs Nachtgedanken inspiriert wurde, waren es ganz neue Führer, die ihn wieder anleiteten, Menschengestalten, Menschenleben in der Dichtung darzustellen. Da begann er auch Klopstock mit andern Augen zu betrachten. Daß in den ersten Versuchen die Spuren der Bodmerzeit noch nicht verwischt sind, ist klar, aber das Streben geht nach anderem Ziel. Noch findet man eine

*) Die „Erinnerungen an eine Freundin" (Dez. 1753) sind übrigens in den früher bei Wieland so beliebten Hendecasyllaben abgefaßt. Die Selbständigkeit in dieser wichtigen Formfrage bedeutet schon einen beachtenswerten Schritt zur Loslösung aus Bodmers unmittelbarer Leitung. Daß auch durch die Pindar-Nachahmungen eine Befreiung vom Bodmer-Stil vorbereitet wird, hat schon Seuffert bemerkt.

Konzession an den Geist Zürcherischer Poesie in fundamentaler Frage während der Entstehungszeit des Cyrus; am 9. Hornung 1758 schreibt Wieland an Zellweger (Zehnder, S. 629): „Indessen subordinire ich doch in demselben die Poetischen Schönheiten den Moralischen“. Und daß in demselben Gedicht noch Reminiszenzen an den Noah enthalten sind, hat schon Zimmermann in seiner Kritik festgestellt*). Solche Ausläufer des einst fortreißenden Stromes hier genauer zu verfolgen, scheint mir überflüssig.

Es ist gelegentlich geäußert worden, daß es ein Segen für Wieland war, durch Bodmer aus den überirdischen Sphären in die realere Patriarchenwelt geführt worden zu sein. Dieser Auffassung kann ich mich nicht anschließen. Denn Wielands Patriarchenwelt ist eine fast noch irrealere, schemenhaftere als die erdichtete Welt der Verstorbenen, vor allem widerstrebte sie seinem dichterischen Naturell. Das Urteil entwickelt sich ganz natürlich aus dem Umstand, daß eben jene „Schularbeit“ für den Dichter völlig fruchtlos geblieben ist. Was dem „Abraham“ an kleinen epischen Fragmenten folgte, beweist ein weiteres Abstandnehmen von Bodmer. „Araspes und Panthea“, „Cyrus“ atmen feindlichen Geist. Freilich bedeuten diese neuen Versuche eine Fortwirkung der Bodmerschen Richtung. Verfehlte Versuche! Kein glücklicher Faden will sich an die Vergangenheit anspinnen lassen. Erst als er in Biberach mit der neuen Lebensanschauung neue Ausdrucksformen gefunden hatte, erblühte des Dichters wahre Kunst, ohne jeden Zusammenhang mit der biblischen Dichtung. Besonders wichtig möchte ich nennen, daß Wieland durch Bodmer in seinem Stoffkreis so eng eingeschnürt wurde. Die Mannigfaltigkeit der Produktion vorbodmerischer Zeit hört auf mit der Übersiedelung nach Zürich; die wenigen epischen Stücke bauen sich auf biblischer Tradition auf, die lyrischen

*) Vgl. Wielands Replik, Ausg. Br. II, S. 11 ff.



sind vornehmlich religiösen Charakters, in Auffassung und Stil ebenfalls durch die biblische Poesie beeinflußt. Diese der natürlichen Begabung widerstrebende Fesselung trägt sicher nicht zuletzt die Schuld, daß der junge Dichter bis zu seiner Reife einen so weiten Umweg machen mußte.

Freilich brachte Bodmers Eingriff in die dichterische Entwicklung Wielands auch Gutes mit sich. Er wurde gefördert im Verständnis für das spezifisch Epische, der „Abraham“ zeigte ihm eine einfache, klare Architektur, er gewann auch an formeller Schulung und Selbstzucht durch das Anpassen an fremde Manier und durch die Kritik des Meisters. Hoch veranschlage ich das aber nicht; der Schüler möchte das wenige Gute leicht selbst erworben haben, das doch recht viel Schlechtes an der Hand ihm zuführte.

* * *

Wielands kritisch-theoretische und polemische Schriften sind mehr noch als irgendwelche seiner Dichtungen eine Frucht der Verbindung mit Bodmer und des Zürcherischen Geistes. Sind sie auch nur als Gelegenheitsarbeiten, nicht als spontane Äußerungen innersten Dranges zu werten und von entsprechend geringerem Interesse, so bleiben sie doch als Dokumente der seltenen Accomodationsfähigkeit Wielands und als seine ersten journalistischen Übungen und Taten merkwürdig genug in der Geschichte des Dichters.

Der Tübinger Student bewegt sich als schöngeistiger Dilettant auf dem Gebiet der Literaturkritik*), vergibt Liebe und Hochachtung an die Poeten nach dem Grade, wie sie seinen naiv aufnehmenden Geist ansprechen; so stellt er Klopstock über alles, hat Freude an Hagedorns Heiterkeit, an Gellerts Moral, aber auch an Anakreons und Uz' kosenden, tändelnden und warmblütigen Liebes-

*) Vgl. den ersten Briefwechsel mit Bodmer.

und Weinliedern. Noch war sein Herz und Auge von keiner Theorie beengt und umwölkt.

Wieland war eine Natur ohne eigentlich kritische Begabung, am allerwenigsten verstand er zu systematisieren. Sein poetisches Schaffen ist naiv, es vollzieht sich unter der Regie eines gegenwärtigen, von außen empfangenen Eindrucks; daher die Vielgestaltigkeit seiner Schriften, ihre Richtungsverschiedenheit, die vereinheitlicht wird nur durch den durchleuchtenden Kern der dichterischen Persönlichkeit [18]). Er steht dadurch in Gegensatz zu seinen Vorgängern und Nebenmännern auf dem deutschen Parnaß, die sich bestimmte Weglinien für ihr Schaffen theoretisierend gewonnen hatten, gleichgültig ob original oder in Anlehnung an Vorbilder, und so ein feststehendes Programm, eine ausgesprochene Richtung vertreten. Wieland hatte nichts anderes zum Programm als seine ethische Lebensanschauung; kein Gesetzbuch der Poetik, kein bewußtes künstlerisches Prinzip.

Nun kam die Verbindung mit dem extremen Programmatiker in Zürich. Der Gegensatz führte gleich zum Konflikt. Aus Grundsatz lehnt Bodmer Klopstocks Elegie ab, den unbefangenen Wieland nimmt ihre poetische Schönheit gefangen. Bodmer vergewaltigt durch seine Autorität das Urteil des hülfesuchenden Jünglings. Der bekehrt sich, nicht aus überzeugter Einsicht, sondern aus mangelnder Stärke, aus fehlendem Vertrauen auf die eigene Erkenntnis. Es ist also ein äußerer Eindruck, der ihn bestimmt. Dieser Eindruck wird verstärkt durch das Studium der schweizerischen kritischen Schriften, die auf ihn sympathisch wirken. Gewaltsam beinahe unterwirft er sich dann auch dem Eindruck des „Noah“, alles nur in der Tendenz, dem mächtigen Manne, dessen Name ihn blendete, nahezukommen, stets mit innerer Ehrlichkeit, was gegen Lessings Zweifel zu betonen bleibt. Daß er aber wirklich mit innerer Ehrlichkeit den seinem Instinkt widerstrebenden Eindrücken sich hingeben konnte, das eben erweist das Fehlen der kritischen Selbständig-

keit und Kraft. Er nahm von Bodmers Autorität auf Treu und Glauben an, ohne wissenschaftliches, gründliches Verarbeiten des zugetragenen Stoffes, fehlte ihm dazu doch überhaupt auch das Interesse an der Theorie. Daß er nie mit Kongenialität in Bodmers Richtung eintrat, wird bewiesen durch die Unfruchtbarbeit der spezifisch von Bodmer auf ihn ausstrahlenden Anregung; daß er besonders theoretisch so lange auf Bodmers Standpunkt verharrte*), erklärt sich eben wieder durch seine kritische Urteilslosigkeit, sowie zunächst durch die erdrückende Macht der durch das Dankbarkeitsgefühlt fast unlöslich gemachten Verbindung mit dem in Fragen der Kunst so intoleranten Mäcen.

Unter diesen Gesichtswinkel ist die Betrachtung der kritisch-theoretischen Schriften Wielands aus den Züricher Jahren zu rücken. Bei den gegebenen Voraussetzungen müssen wir von vornherein verzichten, eine bedeutsame Leistung zu finden. Ein Emporwachsen über Bodmers Ideen in thematischen Fragen ist nirgendwo bemerkbar, in den Kunstausdrücken, in den Maßeinheiten des Urteils suchen wir vergeblich eine Bereicherung der schweizerischen Terminologie. Fragestellung und Weise der Beantwortung ist durchaus von Bodmer und in dessen Abhandlungen vorgebildet. So bleibt nur noch die formale Ausgestaltung als Wielands eigenster Anteil zu beurteilen. An journalistischem Talent zeigt sich nun Wieland — nicht nur seinem Lehrmeister — weit überlegen. Esprit und Ironie, Dialektik und polemisches Geschick, feurige, kunstvolle Rhetorik, rasche Leichtigkeit, die Überlegenheit und Gedankenfülle empfinden läßt, festere Fügung der Gedankenreihe, wirkungsvolle Zuspitzung, reizvolle Anlage, leichte Flüssigkeit des Stils, eine gewisse Fein-

*) „In rein ästhetischer Beziehung hat Wieland den Standpunkt der Schweizer eigentlich nie überschritten“, Danzel-Guhrauer, Lessing I, 400.



heit, Reichtum an Wendungen und Ausdrücken zeichnen ihn aus. Doch treten diese Eigenschaften erst allmählich hervor; in der ersten, der einzigen größeren theoretischen Schrift, ist davon kaum etwas zu merken.

Die „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts der Noah“ war zunächst als Beitrag zum Crito bestimmt*), erst bei dem Anwachsen der „Anmerkungen“ entschloß sich der Verfasser für die Buchform**). Vollendet wurde die Arbeit erst im Hause Bodmers. Diese 400 Seiten sind das Monstrum einer kritischen Abhandlung. Zunächst sei festgestellt, daß sie durchaus unselbständig sind.

Die Disposition schließt sich an Addisons, von Bodmer übertragene „Critische Abhandlung von den Poetischen Schönheiten in Johann Miltons Verlohrnem Paradies“ ***). Addison disponiert: Von der Handlung in dem verlohr. Paradies. Von den Charaktern. Von den Gemüthesgedanken. Von der Sprache. (Von einigen Eigenschaften eines wahren Kunstrichters. Von einigen Fehlern.) Wieland: Einleitung. Von der Handlung im Noah. Von den Charaktern. Vom Wunderbaren. Von den Gedanken, der Schreibart und den Versen. Dann folgt bei beiden als 2. Hauptteil: Von den Schönheiten des 1., 2., 3. u. s. w. Buches.

Der erste systematische Teil ist für die Theorie der wichtigere. Wieland schließt sich darin durchaus nicht so sehr an Addison an als vielmehr an die Schriften der Züricher. Ich will deshalb hier für jeden Abschnitt Parallelstellen aus den Züricher kritischen Schriften beibringen; es ist zu beachten, daß die jeweils angegebene Stelle nicht notwendig die direkte Quelle Wielands bezeichnen soll; bei den vielfältigen Selbstwiederholungen

*) Vgl. Ausg. Br., S. 25.

**) Vgl. Ausg. Br., S. 81.

***) Gedruckt als Anhang zu Bodmers „Critischer Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie“ 1740.



in den Zürcherischen Schriften ist es nur selten möglich, eine Stelle mit Bestimmtheit als „Quelle“ anzuführen. Meine Absicht ist, genügend deutliche Parallelen anzuzeigen, um darzutun, daß Wielands Abhandlung ein Kompendium der Zürcherischen Theorie in ängstlichem Anschluß an die Originalschriften darstellt. Übrigens ist auch die buchstabengetreue Übereinstimmung häufig genug.

S. 1 ff. angeregt durch das Thema der Einleitung zur „Abhandlung vom Wunderbaren“ „Je weiter ein Werk die menschliche Fähigkeit übersteiget, je behutsamer muß man darüber urtheilen“; S. 2/3 vgl. Abhandlung vom Wunderbaren S. 8, 10, und Critische Briefe 403 ff.; S. 4 f., vgl. Abhandlung vom Wunderbaren S. 4, 6, 9; S. 7/8 original; S. 8/9, vgl. Addison 225; S. 9 Definition des Epos, vgl. Critische Dichtkunst 31, 82, 104, 105, Von den poetischen Gemählden 52/53; Einheitlichkeit d. Handlung, Mannigfaltigkeit der Charaktere, vgl. Neue Crit. Briefe 223/24 (bei Wieland fehlt Addisons Forderung der „Vollständigkeit“ der Handlung und der „Größe“ in allen ihren Teilen); S. 10 Heroismus des Noah, vgl. Crit. Bfe. 112, nötige Moralität der Charaktere, vgl. Crit. Bfe. 127; S. 10/11 Wichtigkeit und allgemeines Interesse der Handlung, vgl. Crit. Bfe. 111, 115, 118, Addison 242; S. 12/13 Einheit, vgl. Crit. Bfe. 119, Neue Crit. Bfe. 277, 280, Addison 233 f.; S. 14 Charaktere, nicht Handlung ist Hauptsache, ist ein oft betonter Lehrsatz, vgl. z. B. Crit. Bfe. 127; S. 15 ff. Umstände, vgl. Crit. Dichtk. 425 f., Von den poetischen Gemählden 28/29, Neue Crit. Bfe. 216; die klimatischen und besonderen Lebensverhältnisse bilden vornehmlich die nationalen und individuellen Unterschiede, vgl. Von den poet. Gemählden 436 f., 447 f., Neue Crit. Bfe. 71 f.; Antediluvianer nach neuzeitlichen Nationen charakterisiert, vgl. Noah XI, 420 ff., Bodmers Brief an Zellweger 13. März 1750 u. öfter (Bodmer ist eitel auf diese besondere Merkwürdigkeit); S. 20/21, vgl. Addison 235 ff., Crit. Dichtk. 473 f., 470 f., Crit. Bfe. 111; S. 22 kurze Charakteristik der Personen, wie Addison; S. 24/26 Grundsatz schweiz. Theorie, vgl. z. B. Crit. Dichtk. S. 7 f. S. 25/26 und 27 unten schließt sich an Bodmers Auffassung von der bleiernen, silbernen und goldenen Literaturepoche, Neue Crit. Bfe. 388 f.; S. 26 kurze Striche zur Charakteristik (ähnliches etwa Neue Crit. Bfe. 215/16), vgl. Von den poet. Gemählden 365, 383 „Die Tugend wird mit Liebreiz erfüllet und das Laster mit Schamröthe bedecket“; S. 27 Übertragung des Schönen der Poesie ins Leben, vgl. Neue Crit. Bfe. 41 ff.; S. 28 das

Wunderbare in Bildern und Metaphern, vgl. Neue Crit. Bfe. 48 f.; S. 29 Epos ohne Götter, vgl. Crit. Bfe. 111 f.; Bereicherung der Handlung, vgl. Addison 233; Mittel die Materie aufzustützen, vgl. z. B. 11. Abschn. der Crit. Dichtk.; das Wunderbare und Abenteuerliche, vgl. Crit. Bfe. 121 f., Neue Crit. Bfe. 254 f. (die Beispiele aus Virgil, Baum mit goldenen Ästen, Verwandlung der Nymphen in Schiffe sind auch zitiert: Crit. Dichtk. 341); S. 30 Berufung für das Wunderbare im Noah auf die Offenbarung und die primitiven Zeiten, da Wunder nicht ungewöhnlich waren, ist durchgehendes Argument Bodmers in der Milton-Verteidigung, vgl. auch Von den poet. Gemählden 591; das Wunderbare auf Wahrscheinlichkeit gegründet, vgl. Crit. Dichtk. 131 f.; wahrscheinlich ist, was nicht gegen Naturgesetze verstößt, vgl. Crit. Dichtk. 134; S. 31/32 die Einzeluntersuchung über Zulässigkeit der Erdichtung des Luftschiffes nach Art der Polemik Bodmers gegen Voltaire, Magni etc.; S. 33/34 Verteidigung des Wunderbaren aus der christlichen Mythologie gegen den Vorzug der antiken Mythologie, auch gegen theol. Einwürfe ist ein Kern Bodmerscher Milton-Apologetik, vgl. bes. 7. Abschn. der Abhdlg. vom Wunderbaren, auch poet. Gemählde 571 ff.; die jenseitige Welt als oberstes Reich der Poesie, vgl. Von den poet. Gemählden S. 57; S. 35 die Gedanken sind in einem Gedicht, was die Farben in einer Schilderei, vgl. Von den poet. Gemählden 39; Zeichnung, vgl. Neue Crit. Bfe. 328 f.; der Ausdruck muß den Gegenständen angemessen sein, vgl. Von den poet. Gemählde 87 ff., Addison 245 f.; homerische Schreibart, vgl. Neue Crit. Bfe. 205 u. a. O.; Lebhaftigkeit d. Gemälde, vgl. Von den poet. Gemählden 74 f.; die Beschreibungen müssen so natürlich sein, daß wir den Sachen selbst gegenwärtig zu sein glauben, vgl. Von d. poet. Gemählden S. 43; charaktermäßige Schreibart, vgl. Von d. poet. Gemählden 460 ff.; orientalische Schreibart, vgl. Von d. poet. Gemählden 500 ff. (517); S. 36/37 über das Lächerliche im Heroischen Gedicht (von Addison abweichend). Anschluß an Bodmer, der allgemein auf „charaktermäßige" Darstellung höchsten Wert legt, was auch Wielands Argument ist zur Verteidigung des Lächerlichen; Mischung verschiedener Schreibarten, der erhabenen, komischen etc., dasselbe wird an Dante gelobt Neue Crit. Bfe. 242, öfters an Homers Odyssee verteidigt; S. 38 Sprache, vgl. Von d. poet. Gemählden 95, 92, 118 ff., sonst mancherorts, wie in den Neuen Crit. Bf., (und in d. Einleitung zum 2. Teil der Milton-Übers., 1754, S. 11 ff.); S. 39 Hexameter, Anknüpfung an Hagedorns Brief an Bodmer, vgl. Aufsätze im Crito, (Einleitung zum 2. Teil der Milton-Übers. S. 20 ff.).

Ich habe bei der vorstehenden Aufstellung Wert darauf gelegt, auch auf Parallelstellen in den grundlegenden Werken der Züricher zu verweisen, nicht nur in den „Critischen" und „Neuen Critischen Briefen", die sicher als „Quellen" zu bezeichnen sind, und von deren intensivem Studium Wieland in seinen Briefen spricht. Durch manche wörtliche Anlehnung an die „Critische Dichtkunst" und an die „Abhandlung von den poetischen Gemählden" ergibt sich, daß Wieland diese Werke bei der Ausarbeitung zur Hand gehabt und eifrig zu Rate gezogen hat. Es ist also nicht mehr Addison als vornehmste Quelle der Abhandlung vom Noah zu bezeichnen, sondern eben die Zürcherischen Schriften.

Der zweite Hauptteil der „Abhandlung" besteht im wesentlichen aus einer eng an den Text sich schließenden Paraphrase des Bodmerschen Gedichtes, die durchzogen ist von einer übergroßen Menge von Zitaten. Was er mehr gab, sei in folgendem skizziert:

Der ästhetische Kommentar besteht zumeist in farblosen Ausrufen der Bewunderung: Wie schön, wie edel, wie einnehmend ist..; Nichts kann mahlerischer sein; So schwer es ist . . . so glücklich hat der Dichter; diese ganze Scene ist recht entzückend und muß einen jeden zärtlichen Leser rühren; — oder schon besser mit einem gewissen kritischen Inhalt: Ich führe diese Stelle an, nur um zu bemerken, daß der Dichter keine Gelegenheit unterläßt, die Hauptpersonen seines Gedichtes uns beliebt zu machen und ihre Gesinnungen und Charaktere uns zu zeigen; die Lebhaftigkeit . . . in dieser Anrede . . . erhöht den freundschaftlichen Charakter des Sipha ungemein; Der Dichter, der keinen Umstand vorbeigehen läßt, der Leben und Affekte in sein Gedicht bringen kann; Dieser Umstand ist wichtig, weil er die Gradation in der Leidenschaft dieser Unglücklichen zu erkennen gibt; Diese Erfindung ist vortrefflich ausgesonnen, weil sie zu dem schönsten Episodion Gelegenheit macht etc.

Von den Kunstausdrücken, von den ästhetischen Urteilen, von den Regeln der Poetik, die er anwendet, läßt sich ungefähr folgendes Repertoire zusammenstellen, das dann also die Gesichtspunkte kritischer Kunstbetrachtung ergibt, die dem Verfasser geläufig waren: Stark, lebhaft, edel, deutlich, nachdrücklich, erhaben, natürlich, liebenswürdig, zärtlich, har-



monisch, pathetisch, edle Einfalt, mahlerische Kleinigkeiten: homerisch, d. i. natürlich, frei, ungekünstelt voll Licht und Leben; Kühnheit und Stärke des Pinsels, charaktermäßig, kühne Figuren etc. Welche Neuheit kann der Dichter den Dingen durch das Besondere, das er scharfsinnig an ihnen bemerkt, geben. Der Poet, dem es zukommt, den sinnlichen Ausdruck dessen, was in der Seele vorgeht, anzuzeigen. Der Enthusiasmus verbunden mit sicherer Leitung des Verstandes ist der Genius des Dichters (wichtige Definition, vgl. Neue Crit. Bfe. 327 ff.). Ein Poet hat das Recht Zeugen zu erschaffen, die nie gewesen sind. Ein epischer Dichter gleichet dem Schöpfer, in dessen Werk alles voll Ursachen und Absicht ist. In einem epischen Gedicht darf so wenig Ungefähres sein, als in der Welt, der kleinste scheinbare Zufall muß seine Ursache und seinen Zweck haben. Das Stück ist eine der besten Schildereien der Natur und ein Beispiel des Vorzuges der Poesie über ihre beiden Schwestern. Die Poesie wirkt auf das Gehör der Phantasie ebenso stark als auf ihr Gesicht. Keine der anderen Künste, welche die Natur nachahmen, ist im stande so nach dem Leben, so nachdrücklich und affektreich zu schildern, als dieses poetische Gemählde ist. Der Dichter, welchem die Geschicklichkeit, uns die Charakters des Gemüthes, des Alters und Geschlechts sogar in den Mienen und dem Anstand der Gebährden zu zeigen, auf einem ungemeinen Grade eigen ist. Mit welcher bewundernswürdigen Geschicklichkeit weiß der Dichter allemal die eigentlichsten Umstände zu erhaschen, die irgend einer Leidenschaft oder einem andern Verhältnis natürlich sind. Schilderung einer Person durch den Mund einer andern ist ein vortrefflicher poetischer Kunstgriff. Gibt der Phantasie einen Schwung, wie hier der Dichter, der die Natur der Affecten so ungemein kennt (vgl. Bodmers Forderung tiefer Menschenkenntnis vom Dichter). Seine Reden sind voll Empfindung; Empfindungen, die jeden Edelmütigen rühren müssen. Meine Leser wissen schon, daß die Poesie, um desto mehr zu rühren, auch die leblosen Körper beseelt und in Affecten setzt. Gradation der Affekte (vgl. Von den poet. Gemählden 339). Glaubwürdigkeit, womit sich die Phantasie hintergehen läßt. Eine Begebenheit ist schon poetisch wahrscheinlich, wenn sie keine sich selbst widersprechenden Dinge behauptet, und wenn sie einem Wesen zugeeignet wird, das sie hervorzubringen imstande ist. Zuvor aber gibt er uns, seine Dichtungen wahrscheinlicher zu machen, Nachrichten von dem Zustand der Länder . . . ihrer Fruchtbarkeit, der ungemeinen Menge ihrer Bewohner („nähere Umstände“ der Crit. Dicht-

kunst). Um in seinem Gedicht das Laster überall bestraft zu zeigen. Diese Rede muß notwendig die schönsten Betrachtungen und Gesinnungen veranlassen. Man kann nicht natürlicher schildern, als in dieser Beschreibung geschehen ist, da die geschicktesten Worte fleißig ausgelesen sind, die Sachen auf das eigentlichste auszudrücken. Daß das Poetische im epischen Gedicht gar nicht in dem prächtigen Ausdrucke, sondern in der Fabel, in der Nachahmung, in den Charaktern, Sitten, Gemüthes-Bewegungen und andern natürlichen Gemählden zu suchen sei, und daß von dem Ausdruck weiter nichts verlangt werden könne, als daß er allemal den Gegenständen und überhaupt der ganzen Handlung gemäß sei. Die Reden der homerischen Personen haben, was die Schreibart betrifft, fast nichts Poetisches als das Silbenmaß, und es ist ein Fehler Virgils und anderer epischer Poeten, daß ihre epischen Personen meistens ebenso poetisch denken und reden als sie selbst. Das neue und vortrefflich ausgebildete Gleichniß. Es ist bekannt, daß der epische Dichter so viel als möglich ist, keine Zeit seiner Fabel ohne Handlung lassen soll (Episoden). Nach Schilderung von Grausamkeiten folgen liebreizendere Scenen, nach schwerwiegenderen leichtere Passus [Contrastwirkung]. Als klassisches Muster wird besonders Homer zitiert, dann Milton und Klopstock, auch auf Parallelen aufmerksam gemacht (d. h. auf Ausschreibungen) bei diesen, wie bei Gellert, Richardson, Young, Dante etc.

Als besondere individuelle Schönheiten werden dem Noah nachgerühmt: Die edle Tugendhaftigkeit, liebenswürdige Zärtlichkeit, die Einfalt und Weisheit, die Harmonie der Taten, Gesinnungen und Gefühle der Personen des Noahkreises, ihre natürliche Offenherzigkeit, das zufriedene Glück ihres unverdorbenen Naturzustandes, daß sie sich nie leidenschaftlichen Ausbrüchen hingeben, sondern in Freud und Schmerz eine fromme, weise Fassung tragen („Die Thoren sind in Freude und Traurigkeit ausgelassen") *). Solche moralische Schönheit erlaube einen Rückschluß auf das Herz des Dichters. Noahs Heldengröße, der sich furchtlos unter die boshaftesten Menschen wage, wird über Achills Heldentum gesetzt. Die wunderbaren Erdichtungen seien in ihren Ursachen und in ihrer Zweckmäßigkeit so erklärt, daß sie höchste Wahrscheinlichkeit an sich trügen, und diese Wahrscheinlichkeit wird erhärtet durch Berufung auf die Bibel und

*) Die Guten werden auch äußerlich schön, die Schlechten durchgehend mehr oder minder gegenteilig geschildert.



die Geschichte, auch auf wissenschaftliche Theorien (Huygens, Leibniz, Hobbes, Montesquieu) vor allem sei der Schein der Wahrheit durch die Verwertung historischer oder sagenhafter Motive erreicht, so die Gestalt Magogs, der die Eigenschaften eines Romulus, Tullus Hostilius, Alexander, Pyrrhus, Ottoman, Carl XII. von Schweden in sich vereinige, ja es gewinne z. B. die Erzählung vom Schicksal der Söhne Siphas den Anschein, daß eben dies Ereignis, weil früher zurückliegend, das Original gegenüber der jüngeren Danaidensage darstelle. Durch den Noah gewinne überhaupt die Hypothese an Wahrscheinlichkeit, daß vorsündflutliche Anschauungen sich in die spätere Zeit durch Tradition übertragen hätten. Auch die engen Beziehungen zu dem verlohrenen Paradies und zum Messias, zwei Schriften, die den Charakter sicherer Urkunden haben, erhöht für den Noah den Schein der Wahrheit. Vorzüglich wird die historische Echtheit der Sittenschilderung herausgestrichen. Zum Lobe rechnet er es dem Dichter, daß er fremde Gedanken in sein Gedicht übergeführt und ihnen, indem sie nun an geeignete Stelle zu stehen kommen, erst die Vollendung ihrer Schönheit verliehen habe. Wegen des Reichtums an nützlichen Aussprüchen [Sentenzen] geziemt Bodmer der Name des Philosophen unter den Dichtern vor allen Epikern, auch vor Homer. In der poetischen Technik rühmt er die genaue tiefeindringende Ausbildung und Deutlichkeit der Charakterzeichnung, daß alle Ereignisse vom Gesichtspunkte des Causalzusammenhangs wohl vorbereitet seien. In der Schreibart gefällt ihm die orientalische [biblische] Färbung, die naive Einfalt, der Reichtum an Bildern und der malerische Wert der Beiwörter, der Ausdrücke und Gleichnisse, die homerischen Beschreibungen.

Dann gibt Wieland sich an die Verteidigung gegen alle zu erwartenden oder wirklich schon gemachten Einwürfe wider den Noah, gegen den Vorwurf, daß Meheetabel bei ihrem Sterben nicht ausdrücklich ihres Erlösers und seiner Gnade gedenke, gegen den Vorwurf, die wunderbaren Erdichtungen glichen den Feenmärchen. Er rechtfertigt das „niederländische“ Wort „Himmling“, die Rede Noahs vor Dagon gegen den Tadel, sie entbehre der Poesie und der Affekte, die Erdichtung des Luftschiffes, Bodmers Darstellung gegen Heideggers und Vitringas exegetische Theorie vom Baum der Erkenntnis, kleine Abschweifungen zu nützlichen Betrachtungen und Anmerkungen, die sonst im Epos nicht erlaubt seien, (und so auch die Abba-

dona-Episode), er verteidigt ferner die „beflügelten“ Seelen und ihr Hinübergehen zu einem kalten Mond, die Gemälde in der Arche und den Mord und Selbstmord des Riesengeschlechtes im Schiff Leviathan, die mancherlei erstaunlichen wissenschaftlichen Erkenntnisse der vorsündflutlichen Menschen, wie das Schleifen optischer Gläser, die künstliche Blumenzucht etc., überhaupt die Aehnlichkeit der Antediluvianer mit späteren Geschlechtern. Erklärung findet durch Wieland, daß Sipha bei Begrüßung Japhets nicht sogleich nach dessen näheren Verhältnissen frage, daß Cham so wenig von der Bildung des weiblichen Geschlechts wisse, obwohl er doch seine Mutter vor Augen gehabt habe, daß Mirza seine freundliche Retterin Michal im Stich lasse.

Jedoch wagt er sich auch mit einem Tadel vor; ein Fehler scheint ihm die plötzliche giftige Wirkung der Frucht vom Baume der Erkenntnis oder wenigstens das Fehlen einer genügenden Erklärung dafür, die wunderbare Wirkung des Blutes der Riesen, weil sie das Gesetz vom Wunderbaren übertrete, sodann eine allzu genaue Uebereinstimmung antediluvianischer mit späteren Verhältnissen, statt der Akanthusblätter hätte er lieber Palmblätter an den Säulen der Riesen gesehen, ebenso rügt er, daß die episodische Bemerkung über die Welt von schuldigen Menschen dem Klopstockschen Epos widerspreche, und — sehr bezeichnend — die Verse „Schmeichelt euch nicht mit dem Wahn, ein Herz durch Liebe zu bessern, Das zu bessern die Tugend mit ihrem Reiz zu kurz kam“; er meint, daß die Tugend erst ihre große Anziehungskraft beweise, wenn sie durch einen geliebten Menschen gepredigt werde.

Einigemale beruft er sich direkt auf Zürcherische Schriften: S. 55 u. 163 auf die Neuen krit. Briefe, S. 138 auf das Gespräch des Phönix mit Achilles bei Homer (vgl. Crit. Dichtkunst, S. 93 ff.). An manchen Stellen wird die Souffleurstimme Bodmers deutlich wahrnehmbar: Die Zitationen von Harir (S. 90), Dryden (S. 132), Shakespeare (S. 196), Heidegger (S. 201, 207, 248), Vitringa (S. 208), Young (S. 224), Fragnier (S. 235), Heinsius (S. 258), Rubens (S. 258), Briefe einer Peruvianerin (S. 382), Dante (S. 391, doch wird dieselbe Stelle in „den poet. Gemähldeu“ S. 30 angezogen) sind doch sicher nur durch Bodmers Eingebung möglich, und so möchte ich auch die Anführung naturwissenschaftlicher Theorien (doch S. 233 Whistonische Hypothese, vgl. Crit. Bf., S. 110), die verschiedenen Quellenangaben (d h. Stellen, die Bodmer „verpflanzt“ hat), die Interpretation, die Einwohner Elams und Assurs glichen den Schotten, auf Angaben Bodmers zurückführen. Offenbar spricht Bodmer selbst, wenn Verbesserungen für die



künftige Auflage mitgeteilt werden S. 113, 137. Und so glaube ich auch in anderem, was oben angeführt wurde, z. B. in der Verteidigung der Heldengröße Noahs, oder der Verpflanzung fremder Gedanken und Ausdrücke, Eingebungen Bodmers konstatieren zu dürfen.

Anderseits finden sich Zeichen, daran wir unsern eigentlichen Wieland wiedererkennen, wenn z. B. Lucrez gelobt wird als ein Dichter von besonderer Kühnheit und Stärke des Pinsels (S. 45/46), oder wenn Sokrates als ein „ganzer Husan" hervorgedrängt wird (vgl. Sokrates in d. „Moral. Briefen"), oder in der Bekräftigung, die Natur lehrt Gottes Dasein (S. 231, vgl. Natur d. Dinge), oder bei der Kritik der Frau Rowe (S. 159) und in dem Satze: „Moralische Stellen aus Dichtern sollen Jünglinge auswendig lernen als bestes Erziehungsmittel" (S. 100). Der Liebhaber Sophiens tritt mit besonderer Wärme dafür ein, daß Liebe Tugend lehre und Schönheit Tugend verrate (S. 60 f.), und für das Glück der Tugend (S. 81, 97 f.). An den Briefwechsel mit den schweizer Freunden werden wir lebhaft erinnert, wenn wir lesen „die feinsten sinnlichen Freuden, wenn sie bloß sinnlich sind, wenn der Geist keinen Antheil an ihnen hat, werden gar bald thierisch und der Würde der menschlichen Seele unanständig" (S. 171) oder das Lob echter, d. h. geistig fruchtbarer Freundschaft hören (S. 142, 167 f.). Die ganze Begeisterung für Bodmersche Poesie gipfelt in Worten wie: „Es kann nichts Harmonischeres und Abwechslungsreicheres geben, als das geruhige Naturleben vor den Augen der Weisheit und Tugend" (S. 155).

Es bleibt noch eine kurze Betrachtung des polemischen Teils der Schrift. Umfassender ist die Erwiderung auf die Noahkritik der Berl. Crit. Nachrichten (Ramler) S. 68—72 und auf die in Stockhausens „Briefen" S. 402—404. Im übrigen haben wir eine Reihe kurzer Ausfälle zu verzeichnen; gegen Gottsched (namentlich) S. 36, 38, 39, 264; gegen Gottschedianer: „elende Schmierer, von denen wir uns nichts mehr als Prinzenraube (Triller) und Hermanniaden (Schönaich) zu versprechen haben", gegen die Leute, die alles aus ein paar Grundsätzen herleiten und zur Unzeit Metaphysici werden S. 192, und gegen die Leute mit „ecklem" (d. h. zu zartem) Geschmack S. 138 (in diesem Sinne gegen die Franzosen S. 380); gegen Voltaire als Miltongegner S. 91, gegen anakreontische Moral S. 95 f., anakreontische Freundschaft S. 142, gegen „tibullische" Jünglinge S. 132 f., gegen die weichlichen und wollüstigen Gemählde der Ovide und Anakreonten S. 258, endlich gegen die Freigeister S. 289 und gegen Bayles „boshaftes Herz" S. 306.

Zur Charakteristik: Gegen Ramler und Stockhausen richtet er den Vorwurf, daß sie ohne einleuchtende Gründe zu nennen nach willkürlichem, persönlichem Gutdünken abgeurteilt hätten, und nennt dann z. B. Ramler einen „verliebten, eingebildeten, klugen Kopf, der zur Schmach der Vernunft Albernheiten ohne Ehrfurcht vor dem Dichter schreibt". Um von dem Ton der gelegentlichen Polemik einen Geschmack zu geben, zitiere ich einen Satz: „man muß sich billig wundern, wie Leute, denen nicht alles Gehirn eingefroren ist, einen so elenden Wahn hegen können, als ob unzählige Himmelskörper aus keiner andern Absicht erschaffen seien, als einen schwachen Glanz in die Nacht zu streuen".

Der zweite Hauptteil, das sei nunmehr festgestellt, erweist also eine gewisse Mitarbeit Bodmers*). Im Übrigen läßt sich von ihm ähnliches sagen, wie vom ersten Teil, er ist völlig aus den Zürcherischen kritischen Schriften geschöpft und geht in keinem wesentlichen Punkte über sie hinaus, bringt keine neue Formulierung, keinen neuen Gesichtspunkt. Von einer fruchtbaren Kritik kann nicht die Rede sein, es ist ein sklavisches Nachgehen. Die Bezeichnung von Fehlern, die von so lächerlich geringer Bedeutung sind, kann man nur ein Kokettieren mit der Kritik nennen. Selbst Bodmer bekennt: „Vom Noah sagt er soviel Gutes, daß ich fürchte, es

*) Es liegt nahe aus folgender Briefstelle Bodmers an Schinz, 3. Mai 1752, Zehnder 455, Schlüsse zu ziehen: „Aus dem, was W. von seinen Empfindungen für Debora und Gleichgültigkeit gegen Thamar und Kerenhapuch sagt, sehe ich, wie geneigt die Leser sind ein solches Gedicht allein nach ihrer Gemüthsverfassung zu beurteilen. Man kann nicht mehr als einen hochschätzen, nicht mehr als einen lieben. Die andern haßt man zwar nicht, aber sie sind gleichgültig. Ein Criticus muß nur sehen, ob jede Person bei ihrem Charakter, ihrer eigenen Gemütsart ihren Umständen gemäß verbleibe". Bodmer sagt dies zwar nur auf Grund brieflicher Äußerung Wielands, doch wäre anzunehmen, daß sich der Verfasser der „Abhandlung" in derselben Weise ausgedrückt habe. In der vorliegenden gedruckten Fassung ist aber allen drei Charakteren gebührende Bewunderung zu teil geworden; freilich bieten Bodmers Briefäußerungen nach Empfang des ersten Manuskriptteiles der Abhandlung — vgl. Euph. Ergh. 3, S. 76, 79 — keine Anhaltspunkte, daß der Noahdichter der Objektivität in der Beurteilung seines Gedichtes nachgeholfen habe.



werde meistens dem Neide zur Nahrung dienen“. Nirgendwo ein Aufleuchten bemerkenswerter Erkenntnis, im Gegenteil, ein völliges Sichverlieren in die Ausartungen des schweizerischen Geschmacks, indem oft die abstrusesten Geschmacklosigkeiten als Beispiele edelster Poesie zitiert werden.

Von dem Stil der Abhandlung bleibt wenig zu sagen. Er ist stark doktrinär, wie die Bodmerischen Schriften, schwerfällig, gegenüber der flüssigeren Eleganz, die sich schon in Wielands journalistischen Arbeiten des Jahres 1753 kundgibt. Man fühlt die strengste Gebundenheit seines Gedankenganges, seiner Begriffe, er geht ängstlich auf dem fremden Boden, ohne Talent für seine Aufgabe. Manche schweizerischen Wortformen, z. B. Better, geloffen etc., auch die Form fodern glaube ich mit Grund der Willkür des Setzers, der recht viel Druckfehler hineinbrachte, zur Last legen zu können. Der Ton der Polemik ist natürlich bis auf die Schimpfwörter dem Vorbild Bodmer abgelauscht. Wichtig bleibt die Erkenntnis, daß Wieland seine Anschauungen von Poetik in den Studien für die „Abhandlung“ gewonnen und lediglich aus Zürcherischen Schriften geschöpft hat. So bleibt die „Abhandlung“ sein theoretisch-kritisches Glaubensbekenntnis. Die Anschauungen werden ihm nun geläufiger, sodaß er sie in den folgenden Jahren in ungezwungenerer, selbständiger Form vortragen kann.

Im Jahre 1753 beteiligte sich Wieland mit ein paar Artikeln an den Freym. Nachrichten. Die Rezension von Mag. Ardelius' Horaz-Ausgabe richtet sich gegen Pedanterie und unnützen Kleinkram der Auslegetätigkeit, die Anzeige der „Westphälischen Bemühungen“ verteidigt den Crito gegen eine Besprechung in wenig bedeutenden Einzelheiten und straft die Verfasser, daß sie nicht entschiedene Stellung nähmen im literarischen Parteikampf. Die Rezension von „Gemmingens Briefen“ ist, wie



S. 78ff. dargetan wurde, in ihrem philologischen Teil von Bodmer inspiriert und sucht im übrigen nochmals die Begriffe Wunderbar und Unnatürlich zu scheiden. Das „Schreiben eines Junkers“ verteidigt seinem wirklichen Sinne nach das „Verschönern“ historischer Charaktere in der Poesie, den Charakter Josephs und Zulikas als wahrscheinlich und nachahmbar, die Einführung der „Maschinen“. In dem Gedankengang dieser Aufsätze finden wir also keinerlei beachtenswerte persönliche Leistung Wielands, müssen wir doch auch all diese kritischen Schriften als mehr oder minder gemeinsames geistiges Produkt des Schülers und des Lehrers betrachten. Dasselbe Urteil gilt für die Anmerkungen zu Milton *). Am gehaltvollsten ist schließlich die kurze „Vorrede“ zum „Abraham“. Es bleiben noch die Erläuterungen Bodmerscher Dichtungen in den verschiedenen „Briefen“.

Ich darf mich auf ein paar Worte zu den „Briefen über die Einführung des Chemos“, der relativ besten und eindringendsten kritischen Leistung des Bodmerschülers beschränken. Der Verfasser legt in dem Vorbericht selbst seinen Briefen eine aktuelle Bedeutung bei, „da sie zum Teil auch über solche Punkte gehen, über welche den meisten deutschen Lesern einiger Unterricht izo sehr nötig zu sein scheint“. Der Gesichtspunkt der kritischen Betrachtung kennzeichnet sich durch die Eigenschaften, die dem Bodmerschen Gedicht als fraglos nachgerühmt werden: „Zu der Schönheit des Plans, der ungemeinen aber wahrscheinlichen Erhöhung der Charakter und der wunderwürdigen Delicatesse, mit welcher der Dichter diesen Stoff bearbeitet . . . kam die Lebhaftigkeit und Stärke der poetischen Schreibart, die Neuheit und edle

*) Bemerkenswert ist die Berufung auf Shakespeare S. 105 „Indessen glaube ich gern, daß Milton in diesen außernatürlichen Dichtungen ebenso unnachahmbar ist, als Shakespeare, nach Addisons Urtheil, in seinen Hexereien oder in der Dichtung des Caliban“ und das Zitat aus Hamlet S. 290. — Über Wielands Anmerkungen spricht ausführlich M. Bernays, Kl. Schr. II, 110 ff.

Künheit der Bilder, die manchfaltige Schönheit der Erfindungen, womit der Poet sein Werk aufgestüzt oder geschmücket hat; fügen Sie zu diesem allem eine Menge moralischer Schönheiten hinzu, welche nothwendig ein tugendliebendes Gemüth mit Vergnügen, Bewunderung und Begierde zur Nachahmung erfüllen müssen". Die nun folgende Untersuchung geht nach zwei Richtungen, die schließlich zusammenmünden, nach der Frage der psychologischen Richtigkeit der Charaktere und der Schuld. Der psychologische Wert des Zulika-Charakters wird angezweifelt wegen Einführung der „Maschine", d. h. weil Zulika von einem „bösen Geist" (Chemos) getrieben wird; der Josephcharakter, weil er gar nicht mehr menschlich empfinde, da ihn der stärkste sinnliche Reiz nicht im mindesten errege. Wieland gibt zur Antwort: Daß Menschen vom bösen Geist tatsächlich getrieben, oder gar besessen wären, bezeuge die Bibel; Chemos aber hätte seinen Einfluß auf Zulika in den Gestalten verschiedner ihr nahestehender Menschen doch nur in Überredungskünsten geltend machen dürfen, denen die menschliche Vernunft wirksam hätte entgegentreten können. Damit erledige sich zugleich die Schuldfrage. Zulika könne demnach die Verantwortlichkeit für ihr Handeln nicht auf Chemos, bezw. auf Gott abwerfen. Hier fällt eine hübsche Bemerkung, die unwillkürlich an Späteres erinnert: Zulikas Schuld sei, daß sie beim allerersten Anblick des schönen Jünglings ihre Augen nicht gehütet habe, durch das erste leise Nachgeben gegenüber der sündigen Regung sei sie für alle Konsequenzen mit verantwortlich. Josephs Charakter, der noch schwerer zu retten war, wird damit erklärt, daß in jenen unschuldigen Menschen der Patriarchenzeit eine solche Harmonie der Kräfte, eine solche Überlegenheit des „reinen" Verstandes gewaltet hätte, daß Joseph die badenden Mädchen im Nil und die mit entzückendster Schönheit ihn lockende Zulika wirklich sehen konnte, wie wenn sein Auge

. . . auf marmornen Bildern
Wundernd verweilt und die Kunst des Ebenmaaßes bemerket.

Der achte Brief, den Wieland im eignen Namen dem fingierten Briefwechsel der Freunde Critander und Philypsus mit der Adresse, an J. C. H.(eß), beifügt, versucht darzulegen, daß keine andere Einrichtung des Stückes möglich wäre ohne bedeutsamen Verlust, entweder an moralischer, oder an poetischer Schönheit. — Dieser kurze Auszug bringt wohl genügend zur Anschauung, wie Wieland auch hier völlig in Bodmers Gedankenrichtung lebt. Gegenüber der „Abhandlung“, die in naivem Anstaunen nicht unter die Oberfläche eintauchte, kommen diese kritischen Betrachtungen doch dem Kernpunkt nahe. Daß Wieland nicht selbständig neue Wege gefunden hat, bedarf keines Beweises. In den Briefen über Joseph und Zulika erkennen wir vielmehr den Geist dessen, der in den „Neuen Critischen Briefen“ den Trissino und Tasso und Dante beurteilt hatte. Die Leitung, die Bodmer seinem Zögling zuteil werden ließ, ist nicht meßbar durch den Vergleich der gedruckten Sätze, sie vollzieht sich durch das lebendige uns nicht mehr vernehmbare Wort. Nur ein Nachfühlen ist möglich, wie es schon Nicolai und Lessing zu Resultaten führte.

Noch sind anzuführen die Aufsätze in Sulzers „Theorie“ und die „Geschichte der Rede und Dichtkunst“. Die Verbindung auch dieser Arbeiten mit Bodmers Lehre ist bei der gelegentlichen Besprechung schon hergestellt, für die „Geschichte der Dichtkunst“ nur an Hand des Urteils über Tasso (doch hier wird eine weitläufigere Besprechung des Manuskripts eine Menge anderer Berührungspunkte aufweisen). Die drei Arbeiten haben eine beachtenswerte gemeinsame Tendenz, sie zeigen die Vorliebe des Verfassers für das Idyllische: der Artikel „Naiv“ auf der unsicheren Grundlage der Bodmerschen Patriarchaden, der Artikel „Hirtengedicht“ erweist später das gleiche Interesse, und in der Tabelle der „Geschichte der Dichtkunst“, die allen Dichtern in Zahlenwerten das größere

oder geringere Gefallen des Präceptors ausdrückt, ist nun Thomson mit 20 Punkten in allen Fächern (Komposition, Schreibart etc.) am höchsten gewertet. Die Vorliebe für das Idyllische ist charakteristisch für Wieland. Wie er in seinen ersten Dichtungen Naturschilderungen und idyllische Liebesmotive bevorzugte, so bildeten für ihn ähnliche Elemente das Anziehende in Bodmers Epen. Bodmer dagegen sah diese Dinge als Rahmen und Beiwerk an, als Ziel suchte er die Erhebung zu epischer Handlung, zur Charakteristik und zum Wunderbaren. Dauernd konnte aber auch Wielands Neigung zum Idyllischen an den verzerrten Bildern Bodmerscher Poesie sich nicht befriedigt fühlen. Schon im Artikel „Hirtengedicht“ sieht man, daß sein Sinn nicht mehr ausschließlich in Bodmers Patriarchenwelt schweift. Wenn er nun 1757 die merkwürdige Klassifizierung Thomsons vornimmt, so wird für die Erklärung in erster Linie eben der Gesichtspunkt anzuziehen sein, daß ihn bei der offenbar fast gesuchten Selbständigkeit die alte Vorliebe für Natur- und Liebesidylle geleitet habe. In Thomsons „Jahreszeiten“ fand er ja beides und — was die Liebesmotive anbelangt — in besonderer Weise. Er fand dort z. B. einerseits eine fast pikante Badeszene im „Sommer“ — man erinnert sich an „Melinde“ aus den „Erzählungen —, anderseits im „Herbst“ eine echt patriarchalisuhe Liebesidylle, eine Nachahmung der biblischen Erzählung von Ruth und Boas. Also, die scheinbare Emanzipation von Bodmers Satzungen ist keineswegs gewagt. Bodmer schätzte ebenfalls den Dichter der Jahreszeiten, der überdies in den literarischen Streitereien keine Rolle spielte, sehr hoch. Sollte darum Wieland auch außerhalb des Unterrichts seine Meinung vertreten haben, so durfte Bodmer diese Selbständigkeit als harmlose Regung mit wohlwollendem Lächeln approbieren.

Die Erziehung Bodmers in poetischer Theorie ist für Wieland grundlegend geblieben. Späterhin kehrt er sich zwar von der doktrinären, methodischen Kritik ab, und sein Verhältnis zur Kunst wird, wie in den jüngsten Jahren, wieder durch „dilettantische", subjektive Gefühlsleitung geregelt. Doch ist der Zusammenhang mit der schweizerischen Kunstanschauung noch in älteren Jahren bei ihm nicht zu verkennen [19]).

*　　*　　*

Indem Wieland in der Schweiz den Mäcen erkor, hatte er sich gegen Gottsched entschieden. Natürlich läßt er sich dem Züricher Kämpen gegenüber in recht eindeutigen Worten über die Leipziger Antipoden aus und bald auch, von jenem sicherlich ermuntert, in sehr verächtlichen Redensarten*). Nur kurze Zeit später ist er gar schon derjenige, der eine neue Züchtigung des Herrn „Ganskiel" verlangt und sich gerne dieser verdienstvollen Arbeit unterziehen möchte, „wenn er nur ein besserer Satiricus wäre und einen stärkeren Pinsel führte".

Als dann die bekannte Auseinandersetzung mit Bodmer seine selbständige Meinung völlig gebrochen hatte, schickte er, wie zur Bekräftigung seines brieflichen Bekenntnisses, das „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes" **), die Absage an die Anakreontiker nach Zürich und erzielte damit Bodmers besondere Freude. Es ist zweifellos, daß der Enthusiast, der ja auch in seinen Lehrgedichten mit Schroffheit seinen Gedankengang kundgegeben hatte, mit ungeheuchelter Verve die neue Richtung vertrat. Dennoch kann man das Lächeln nicht verhalten, da man im Ver-

---

*) Wenn er z. B. Schönaichs Hermann einen „poetischen Abortum" nennt. Ausg. Br., S. 12.

*) Anregung und Quelle ist offenbar die Rede des Seraphs, Noah II, 243 ff.



lauf dieses Gedichts die forcierte Selbststeigerung so deutlich merkt und den unbewußten geistigen Hochmut.

In der ersten Hitze der Freundschaft mit Bodmer durchsetzt Wieland alle Abhandlungen und Aufsätze mit Plänkeleien gegen die Widersacher Zürichs. Er identifiziert sich vollständig mit den „Alpinern" und wird daher von den Gegnern, von Reichel und Schönaich, mit Gebässigkeit und Spott nicht verschont. Sein Eifer erlahmt jedoch, sobald er aus dem Hause Bodmers schied und gleichzeitig sein Interesse anderer Beschäftigung, anderer Unterhaltung zuwandte. Trotz der erneuten, heftigeren Angriffe auf seinen Gönner und auf ihn selbst bedarf es Ende 1754 bereits wiederholten Zuredens, um den Säumigen nur zu einem kurzen Abwehrartikel, zu einem kleinen Beitrag zum „Grandison" zu bewegen. Unter fortgesetztem Drängen der Freunde kauft er sich von dem Versprechen einer Duncias für die Deutschen vorläufig durch die „Ankündigung einer Dunciade" los[20]). Von den Anakreontikern läßt er ziemlich ab, um dafür mit größerem Eifer auf die „Parteilosen", — gemeint sind damit vorzüglich die preußischen Literaten (und Haller) — zu schimpfen. Das ist die Kampfesrichtung, so lange Bodmer die Leitung führt[21]). Die neue schroffe Wendung gegen die Anakreontiker in den „Sympathien" und in der Zuschrift an Sack entspringt hingegen Wielands eigner bigotten Moralisierungstendenz seiner schlimmsten Tage. Der eigentliche literarische Parteikampf war ihm damals eine quantité negligeable geworden. Erst Künzlis Streit mit der Berliner Akademie und die Überredungsmacht der Winterthurer Freunde, konnten ihm noch einmal die Feder zum Kampf in die Hand drücken, statt der angekündigten Dunciade jedoch brachte er nur ein recht mageres „Schreiben" an deren Verfasser heraus.

Hervorhebenswerte neue Gedanken haben Wielands Schriften in den Streit nicht eingeführt. Trotzdem ist in der Geschichte des Zürich-Leipziger Streites Wielands

„Ankündigung einer Dunciade" nicht ohne Belang*); denn sie erregte durch die nicht ungeschickte Ausnutzung des Materials, durch den Ton objektiver, richterlicher Entrüstung Aufsehen und erfuhr von höchster kritischer Stelle günstige Beurteilung (vgl. Lessing, Voss. Ztg., Lachmann-Muncker VII, S. 62).

Eine Skizze von Wielands Ankündigung einer Dunciade ersetzt am besten weitere Erörterungen: Von Zeit zu Zeit tauchen in der Welt Phänomene besonderer Torheit auf, doch wer sollte glauben, daß in unsern Tagen sich eine ganze Nation in Sachen des Geschmacks von einem kleinen Haufen Idioten ohne Talente, ohne Einsichten, ohne Geschmack, ohne Gelehrsamkeit beherrschen lasse. Diese Führer trieben ihr Unwesen ohne Widerspruch; wenn man antworten wolle, daß die Zeit der Herrschaft für diese Leute längst vorüber sei, so sehe er nicht, daß einer dies öffentlich kundgebe. So lange das nicht nachdrücklichst geschehe, könne man die Nation nicht vom Vorwurf der Dummheit und des schlechten Geschmacks freisprechen. Von diesem Vorwurf sei freilich das artige Geschlecht auszunehmen. Aber wie wollten es die Männer entschuldigen, daß sie der Wahrheit ihre Gebühr vorenthielten. Man könne die Leute in drei Klassen einteilen; die ersten, die allzu friedsamen Seelen, wollten es mit keiner Partei verderben, suchten vielmehr zu vermitteln, ihre Kritik rede weder ja noch nein, an den ärmsten Stümpern fänden sie Vollkommenheiten, an den größten Geistern wichtige Fehler, sie scheuten vor der Grobheit, aber was sie Grobheit nennten, sei der einfache Ausdruck der Wahrheit. In die zweite Klasse gehörten die, „welche es entweder heraus sagen oder doch zu verstehen geben, daß ihnen der neue Geschmack, wie sie den Geschmack Homers und Virgils nennen, und die Messiade ebenso wenig gefällt, als der Weisisch-Gottschedische und die Hermannias. Sie schreiben Liedchen, Erzählungen und kleine Satyren; einige wollen wie Haller denken, andre mit Gleim scherzen, beide insgemein mit gleichem Glücke. Ich gönne ihnen ihren besonderen Geschmack an dem Alexandrinischen Vers und den Reimen und an leichten und lustigen Schriften ganz gerne. Ich werde mich freuen, auch in diesen Arten von Versen und Poesie Meisterstücke von ihnen zu sehen. Aber sie erlauben mir nur zu fragen, was sie eigentlich am

*) Es erschien 1758 eine Gegenschrift „Ankündigung einer Dunciade für die Schweizer" von Magister Cloß in Tübingen (hält Breitinger für den Verfasser der schweizerischen Schrift).



Messias und am Noah auszusetzen haben?“ Zur dritten Klasse gehörten diejenigen, die die schönen Wissenschaften für Kleinigkeiten ansähen und nicht einer Beachtung für wert hielten. Ihnen sei entgegen zu halten, was Plato, Aristoteles, Bacon und Leibniz davon gehalten hätten, daß der gute Geschmack mit den guten Sitten stets im Verhältnis stände und daß es die schöngeistigen Werke seien, die eine Nation zu guten Sitten emporführten. Darum habe auch die Religion großen Nutzen von der Poesie. (Dieser erste Teil schließt, in der Form selbständig, inhaltlich an den Grandison, 7. u. 8. Brief.) Nun erfordere es gerade jetzt mehr als jemals die Ehre der Nation, sich der guten Sache des Geschmacks anzunehmen, weil „der Anti-Christ des Witzes mit seinen Gehülfen in einer Art von Verzweiflung zu wagen scheine, auch die schändlichsten Mittel zu gebrauchen, wenn sie seinen Absichten beförderlich sein können“. Man möge sich erinnern, wie viel Unheil er angerichtet habe durch seine Dichtkunst, durch seine falsche Kritik, durch seine eignen Dichtungen. Zum Glück sei er von der Natur, wie gewisse schädliche Tiere, mit einem vorzüglich großen Grade der Dummheit begabt. Er schlage oft, wenn er andre zu verwunden meine, sich selbst ins Gesicht. Doch das Schlimmste sei, daß man die Übeltaten nicht nur der Dummheit, sondern einem boshaften Herzen zuschreiben müsse. Schon mache er sich verdächtig durch die Veränderlichkeit seiner Urteile. Dasselbe, was er an den Alten und Pope lobe, nenne er in den Gedichten Miltons, Klopstocks, Bodmers Unsinn, Schwulst, Lohensteinsches Galimathias. Anderseits nenne er die Gedichte Klopstocks, Bodmers, Wielands Mißgeburten der Zürcherischen Dichtkunst. Wenn er nun aber die Kapitel von der Nachahmung der Natur, vom Neuen, vom Wunderbaren und Wahrscheinlichen etc. in Breitingers Werk mit der nötigen Aufmerksamkeit gelesen habe, so müsse er deren Wahrheit eingesehen haben und demnach die Vortrefflichkeit der alpinischen Gedichte. Doch er verlasse sich darauf, daß der ganze deutsche Pöbel Breitingers Schrift nicht lese, und er also ungestraft schreiben könne, was er wolle. Ebenso sei es nur Bosheit und Mutwille, wenn er den Hexameter verwerfe, während er doch selbst früher solche geschrieben habe. Als Bosheit sei ihm aber auch die freiwillige Unwissenheit und vorsätzliche Blindheit anzurechnen, womit er den Messias, den Nimrod, den Noah und das Siechbett in eine Klasse setze und dem Messias dasselbe vorwerfe, was geschicktere Kritici am Nimrod ausgesetzt hätten. Indem er seinen Lesern solche falschen Ideen aufdränge, mache er sie von vornherein Gedichten von der Art des Messias abhold. Ob der Vorwurf

der Religionsschändung gegen die miltonischen Gedichte mehr der Dummheit oder Bosheit Gottscheds entspringe, bleibe unentschieden — in einer kurzen Verteidigung der religiösen Poesie wird Leibniz in längerem Zitat als Eideshelfer angerufen —, doch eben derselbe, der da als Religionseiferer auftrete, habe anderswo biblische Stellen auf das schändlichste travestiert. Die größte Schuld an allen Übeltaten sei dem unglücklichen Naturell, der ungezähmten Ruhmsucht Gottscheds beizumessen. Er wolle sich zum Lehrer Germaniens und zum arbiter elegantiarum aufwerfen, darum müßte er alle Scribenten von großem Ansehn und innerlichem Wert verdunkeln und so viel als möglich entfernen, damit sie gar nicht oder doch in einem ganz falschen Lichte gesehen würden. Er erlaube sich alle möglichen Mittel zu seinem Zweck, so daß ihm kritische Almanache, Dintefässel und Neologische Wörterbücher keine zu schimpflichen und lotterbübischen Waffen seien. So erkläre sich auch sein Verhalten gegen S. König, den er umschmeichelt habe, so lange Nutzen von ihm zu erwarten gewesen sei, später habe er ihn mit verächtlichen Redensarten behandelt. Am unverschämtesten und grimmigsten aber habe Gottsched gerast gegen Milton und die kleine Anzahl der Freunde desselben in Deutschland und der Schweiz. Vergeblich habe Bodmer den englischen Dichter mit aller möglichen Gründlichkeit gerechtfertigt. Gottsched habe nur immer schlimmer geraset, und seitdem der Geist Miltons auf ein paar Deutsche herabgekommen, finde Gottsched die Sprache kaum reich genug, um seinen Abscheu auszudrücken. „Dieser Mensch scheint ein Privilegium zu haben, ungestraft Dinge zu sagen und zu thun, welche einen jeden andern auch um die bürgerliche Estimation brächten". Derart sei sein Verhalten gegenüber dem Lauderischen Betrug und die unverschämte Fälschung, die er als Zensor in (Gemmingens) „Briefen nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" begangen habe, wodurch des Verfassers Urteil von den Miltonischen Gedichten ins Gegenteil verkehrt worden sei. „Es ekelt mir, noch mehr Ausbrüche des niederträchtigen Gemüths dieses Mannes anzuführen." Er habe dies alles nur erzählt aus Mitleid mit den Leuten, die von einem solchen Menschen betrogen würden. Um die Leser nicht länger mit dem unflätigen Bilde eines so häßlichen Charakters aufzuhalten, wolle er zur Aufheiterung von einem der lächerlichsten Phänomena reden, die zugleich wieder zweifelhaft machten, ob Gottscheds Handlungsweise nicht doch aus einer unaussprechlichen Dummheit entspringe; da könne es sich nur um den Hermann des Herrn Baron von Schönaich handeln, dem man nun schon in der Schule die Beispiele für Galimathias, Phöbus etc.



entnehme. (Eine Reihe von Proben werden aus dem Hermann ausgezogen und verspottet, besonders wird gerügt die Schilderung der Affekte, die Armut an Bildern und Ausdrücken, an Gedanken, die schlechten Gleichnisse, die vielen Flickwörter, die unmoralischen (weiblichen) Charaktere. Der Hermann habe Gottsched wieder neuen Mut eingeflößt, seitdem habe er die schändlichsten Streiche gegen Milton, Klopstock, Bodmer unternommen. „Aber die ganze Stärke der Gottschedischen Zunft, und alles was Tollheit, Aberwitz und eine fast unmenschliche Bosheit auszurichten vermögen, scheinet sich in dem Nichtswürdigen vereiniget zu haben, der sich selbst durch die Verfertigung des elenden Geschmiers gebrandmarket hat, welches sich unter dem Titel die Ästhetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch in Deutschland bekannt gemacht hat". Einige hätten aus guten Gründen Schönaich als Verfasser vermutet, doch so verächtlich dieser kleine Geist sei, und so unordentlich es in seiner Wurm-Seele bestellt sein möge, dürfe er doch noch nicht ohne stärkeren Beweis öffentlich dessen beschuldigt werden. Das schnödeste Herz, die hassenswürdigste Gemütsart habe ein Meer von Unrat in die Schrift ergossen. „Wäre es die Absicht des Verfassers gewesen, den guten Geschmack zu befördern, hätte er nicht critisiren, tadeln, verbessern können; muß er mit Koth und stinkenden Eiern um sich werfen?" Alle seine Verdrehungen, alle seine Einfälle und Possen prallten von denen ab, die er treffen wolle. „Es wäre ihm tausendmal weniger schimpflich, durch den Henker ausgepeitscht zu werden und das Zeichen des Galgens an der Stirn zu tragen, als der Urheber eines solchen Buches zu sein". (In solchem Ton wird die Kritik der Ästhetik S. 63—77, später auf Details eingehend, weitergeführt, indem bald Gottsched, bald Schönaich als der wahrscheinliche Verfasser vorgeschoben wird.) „Der Geschmack dieses Mannes (Gottsched) ist der herrschende Geschmack unter den Deutschen. Das ist unläugbar". Und doch fehle es weder an guten Lehrschriften, noch an guten Gedichten und Übersetzungen ausländischer Werke. Durch die Philosophie sei keine Besserung zu erwarten, sonst hätten Leibniz und Wolf mehr Wirkung tun müssen. „Die Affectation einer mehr pralerhaften als gründlichen Polyhistorie, und, bei einem noch größern Haufen, die Liebe zur Frivolität, zu Tändeleien, zu französischen Kleinigkeiten, am meisten aber unsre gelehrte Journaux, welche für die meisten wahre asyla ignorantiae sind, haben den Geschmack an wichtigern und edlen Dingen und gründliche Wissenschaft bei uns vertrieben". Er wolle also zum gemeinen Besten eine Duncias schreiben, darin wenig Witz, aber um so mehr Wahrheit Platz

haben sollte. Noch wolle er warten, um einigen jungen Köpfen Zeit zur Besserung zu lassen. Im übrigen würde er in der Duncias keine Rücksichten nehmen, da er von keinem der Herrn weder etwas hoffe, noch fürchte. Es würden nur die Dunsen in dieser Schrift gegeißelt werden, nicht die elenden Scribenten, die ihren geringen Wert selbst bekennten, aber die Dunsen in allen Fakultäten. „Ich erwarte mit Recht, daß mein Projekt den Beifall aller wahren Patrioten erhalten werde, welche wissen, daß man dem Vaterlande keinen kleinen Dienst tut, wenn man die Dummheit, diese mehr als hundertköpfige Hydra mit allem ihrem umgebenden Geschmeisse angreifet“.

In der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Zürich schon hätte Wieland gern die Verantwortung für seine Pamphlete abgeschüttelt; mehr als einmal deutet er dem Freunde Zimmermann an, daß ihm jeder Federstrich gegen Gottsched mehr oder weniger abgedrungen sei. In der Vorrede zu den „Poetischen Schriften“ 1762, wo er sein dichterisches Vorleben in der bekannten Weise kommentiert, verwahrt er sich dagegen, ein Waffenträger der Züricher gewesen zu sein, und macht die Übereilung und Hitze der Jugend für die Fehlgriffe verantwortlich. Richtig ist, daß der Anreiz zur Polemik von Bodmer ausgegangen war, aber der jugendliche Heißsporn ging mit seiner starken Neigung zur Lehrhaftigkeit anfangs sehr gern auf die Anregung ein und fühlte angenehm den Kitzel, neben berühmten Leuten auf hoher Warte zur Verteidigung des guten Geschmacks dazustehn. Die widerspruchslose innere Einwilligung hat jedenfalls niemals gefehlt, wenn ihm dann auch die Lust verging, leeres Stroh zu dreschen.

Das Verhältnis des aufstrebenden Talentes zu seinem Meister hat noch eine beachtenswerte Seite. In Zürich wurde Wielands schöngeistige Bildung durch Bodmers und Breitingers Anregung und Hilfe aufs wertvollste bereichert. Wie weit sein Geschmack und sein Urteil im Verkehr mit den Zürichern

geschult wurde, bleibt letzten Endes imponderabel*). Die Gegenüberstellung der „Abhandlung vom Noah“ und der „Briefe über die Einführung des Chemos“ hat gezeigt, daß sich Wielands kritische Einsicht unter Bodmers Leitung vertiefte. Am wesentlichsten ist, daß dem jungen Geist neues Land erschlossen wurde. Der gelehrte Breitinger leitete die Studien in der antiken, besonders griechischen Literatur. Plato**), Pindar, Lucian***) sind wegen ihrer bedeutsamen Einwirkung auf Wieland besonders zu nennen. Außerdem wird noch in den Züricher Jahren aus der antiken Literatur Xenophon für den Dichter Wieland in interessantester Weise anregend. Bodmer vermittelte vor allem die Bekanntschaft mit älterer deutscher***) und mit englischer Literatur. Daß in solchen Anregungen die erste Wurzel der späteren, mittelalterlich-romantischen Dichtungen Wielands zu suchen ist, darauf hat Baechtold schon aufmerksam gemacht. Die englische Literatur, die Wieland nun erst im Original lesen lernte ††), wurde in erster Linie in seiner Entwicklung wichtig. Shaftesbury und Shakespeare, diese Namen erinnern einerseits an die reife Lebensauffassung, anderseits an eine der verdienstvollsten literarischen Taten des Dichters †††).

---

*) Wie eifrig kritischer Meinungsaustausch im Züricher Kreis gepflegt wurde, davon geben Rings Gesprächsaufzeichnungen ein Bild, davon redet auch noch ein Stadtbillet, das Wieland über ein von Bodmer entliehenes Buch an diesen schrieb; vgl. Gött. gel. Anz. 1896, S. 493.

**) Vgl. das frühere kühle Urteil über Plato, Ausg. Br., S. 79 f.. und dagegen ein späteres Euph. Ergh. 3, S. 97 f.

***) Die Beschäftigung mit Lucian ist bis in die Züricher Zeit zu verfolgen, vgl. Jul. Steinberger. Lucians Einfluß auf Wieland, Gött. Diss. 1903; eine Studienleitung durch Breitinger ist da trotz Mangel eines ausdrücklichen Zeugnisses anzunehmen.

†) Eine Abhandlung über den Parzival hatte Wieland im Okt. 1753 begonnen, vgl. Hirzel, S. 71, Anm. 1, von der jedoch nichts bekannt ist.

††) Vgl. Ausg. Br., S. 55.

†††) Bezgl. der Bedeutung Shaftesburys für Wieland berufe ich mich auf das im I. Kap. Gesagte. Das Verhältnis des jungen Wie-

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Stellung Wielands zu diesen Autoren zunächst von Bodmer bestimmt worden ist. Zurückzudeuten ist hier auf Bodmers Unterweisung in der Auffassung Homers, Virgils und Tassos, wie sie sich im Briefwechsel mit Wieland bereits kundgab. Auch die beiden andern großen italienischen Poeten, Dante und Ariost, finden wir bereits 1753 von Wieland erwähnt in der Noahabhandlung und später wieder. Wir haben dies gewiß nicht als das Geringste in der Bodmerschen Erziehung zu werten, wenn auch nicht überall direkte Nutzung in der Produktion zu sehen ist, daß er den Schüler empfänglich machte für jene Größen der Weltliteratur, die gerade erst des Meisters Kritik gegenüber dem Urteil der Zeitgenossen ins Licht gerückt hatte.

Ein letzter Hinweis darf nicht fehlen. Auch an den pädagogischen Ideen und Schriften Wielands hat Bodmer sicher einen Anteil, der sich freilich nicht klar herausschälen läßt. Der Autor nennt selbst seine Erziehungspläne „seine und seiner Freunde Ideen". Die Fährte wird ein Vergleich mit den pädagogischen Schriften der Freunde Sulzer und Künzli aufzeigen können. An dieser Stelle muß auf solchen Vergleich verzichtet werden, er fügt sich erst in eine umspannendere Betrachtung der pädagogischen Tätigkeit Wielands überhaupt. Zur Charakteristik sei nach einer Richtung hier aufgezeigt, wie sich schweizerische Gesinnungen in seinem Denken festsetzen. Bei Verfolgung der pädagogischen Pläne äußert Wieland wiederholt seine Abneigung, als Fürstenknecht zu dienen. Schon in der Abhandlung von Noah merkte man, daß er Bodmers Gedanken über republikanische und monarchische Verfassung (Noah II) mit Feuer ergriffen hatte.

---

land zu Shakespeare wird illustriert durch das, was Wieland seinen Schülern über den englischen Dramatiker sagte in der „Geschichte der Rede und Dichtkunst". Wieland verteidigt da Shakespeare gegen die Angriffe des franz. Klassizismus und rühmt mit Verständnis seine Kunst der Charakteristik, seine psychologische Feinheit, seine Phantasie und sein Verhältnis zur Natur. (Siehe nun E. Stadler 1910.)



Die also offenkundig werdende Begeisterung für politische Unabhängigkeit ist demnach auch eine Frucht der Verbindung mit den schweizer Freunden, deren politisch-freiheitliche Tendenzen sattsam bekannt sind.

Schlusswort.

Das Verhältnis Wielands zu Bodmer ist grundsätzlich so zu fassen: die „Erziehung“ Wielands vollzieht sich weit mehr durch den scharfen Eindruck der Persönlichkeit Bodmers, als durch die Überzeugungskraft seiner Lehre.

Der hochangesehene Professor zog den begabten Jüngling, der ihm so lockende Hoffnungen weckte, in seine nächste Nähe und unterstützte ihn mit weitgehender Freundlichkeit. Lange enthob er ihn der materiellen Lebenssorgen, dann verschaffte er ihm eine angemessene und angenehme Existenz, durch vielseitige Empfehlung, durch Einführung in interessante Gesellschaft übte er eine nutzreiche Protektion, und er wurde ihm der geistige Führer. Er förderte die Bildung des Studenten, indem er ihn auf viele Erscheinungen aus der schönen Literatur, der Kritik und Popularphilosophie aufmerksam machte und (mit Breitinger) die Studien durch Anleitung und Lehre wie durch Darbietung einer reichen Bibliothek aufs beste unterstützte. Dabei drängte er auch das eigne Urteil der oft widerstrebenden Einsicht des Schülers auf. Durchaus regelte er die theoretischen Anschauungen von der Kunst im Kopf Wielands nach dem eignen System und stachelte ihn zu polemischer Hitze gegen Andersdenkende. Zugleich brachte er das natürliche ästhetische Schätzungsgefühl seines jungen Freundes auf die Einstellung, die in den Patriarchaden Musterbeispiele fand und deren Ausprägung wir in der Form der dichterischen Arbeiten Wielands erkennen. Weites Entgegen-

kommen, leichtes Anpassungsvermögen, wunschlose Unerfahrenheit bei dem Jüngling ermöglichte die völlig gleiche, nüchterne, vereinsamte Lebensführung mit dem so viel Älteren. Hierdurch verpflanzte sich auch die Lebensauffassung Bodmers, der nicht mehr als ein Philister, ein Typus aus der Zopfzeit war, auf Wieland. Sie war schlechthin eine praktische, bürgerliche, eine dogmatische, nicht eine philosophische, aus dem fruchtreichen Boden des Zweifels entstandene. Dies bedeutet also eine Negation jener Eigenentwicklung, die in den Klosterberger und Erfurter Tagen ihre ersten Keime in dem frühreifen Geiste des Studenten getrieben hatte. Konform, wie die sonstige Lebensführung, gestaltete sich die Tätigkeit der beiden fleißigen Skribenten. Bodmer schuf nicht aus dem seelischen Zwang und der Freude des Künstlers, sondern aus dem Eifer eines Progammverkündigers. Das übertrug sich auf den Kameraden am Arbeitstisch; seine kritischen und polemischen Schriften, sein „Geprüfter Abraham“ sind dem Entstehungsgrund, dem Inhalt und der Form nach Programmarbeiten. Nur in „freien Stunden“ fließen die Regungen der Dichterseele in lyrische Töne (lyrisch im weitesten Sinne, einbegriffen z. B. die Betrachtungen über den Menschen, die, auch in der Form lyrisch, lange als Gesang vom Menschen den Dichter beschäftigten). Wenn diese auch die Einstellung durch Bodmersche Anschauungsweise erhalten, so ist der dichterische Gehalt doch Wielandisch, oder besser Klopstockisch. (Klopstock veranlaßt „Oden“, in den „Hymnen“ sehen wir eine Beugung dieses Einflusses durch Bodmer.)

Wielands Verhalten dem heterogenen, stärkeren Geiste Bodmers gegenüber baut eine Charakteristik seiner jungen Persönlichkeit auf. Der Tübinger Student fühlte sich nicht stark genug, aus eigner Kraft einen Lebensweg zu finden, er suchte Stütze an einem Mächtigern. Was ihn zu Bodmer zog, war das Sicheinsfühlen mit ihm in der Klopstockbegeisterung und in der Tugendliebe, vor allem



— der Ruhm des Mannes. Als die Verbindung erreicht war, da war der Jüngling so fasziniert von dem glücklichen Erfolg, von allen Hoffnungen, die er auf diese Freundschaft baute, daß er nur den einen Wunsch hatte, sich diesem Manne angenehm zu machen. Was kümmerten ihn eigentlich alle Probleme der Lebensanschauung und der Poetik? Das Innerste seiner Seele erfüllten nur die Liebe und der Hang zum Sinnen und Träumen, zum Dichten. Also nahm er vom Meister alle Grundsätze und Meinungen willig an. Er wurde eitel auf .diese neuen Anpflanzungen in seinem Geiste und dünkte sich in seinem kunstrichterlichen Talar nun höchst würdevoll und überlegen. Die stolze Freude, einem so bedeutenden Manne wie Bodmer der nächste zu sein, die Abgeschlossenheit gegen die fremde Welt, das Gefühl, in der literarischen Kritik, seiner aktuellsten Tätigkeit, lediglich im Geiste des Lehrers zu wurzeln, mußten ihn auch in jeder andern Richtung jenem unterwürfig machen — war ihm doch die Liebe zu Serena bewilligt! So charakterisiert sich Wieland als der getreue Famulus des Herrn Professors, im vollen Gegensatz zu der stolzeren und unbeugsameren Natur Klopstocks. Eine dauernde Befriedigung konnte Wieland dies Verhältnis nicht gewähren. Sobald er aus dem Hause des Patrons und damit aus den strengsten, vielleicht nur unbewußt einengenden Verpflichtungen entlassen war, beginnt er sich von dem Einfluß zu emanzipieren. Seine kritische Tätigkeit, mit ihr seine Teilnahme an der literarischen Fehde stockt, seine Poesie ist nur lyrisch (die „Fragmente", Cidli, Weltgericht, Rachel haben nur einen sehr dürftigen epischen Rahmen, ihr Gehalt ist Lyrik), seine freie Zeit gehört — damit ändert sich auch die Lebensführung — den neuen Freundinnen und jungen Genossen. Noch hält ihn die Dankbarkeit und der Mangel eines gegensätzlichen geistigen Führers in Bodmers Nähe, bis zunächst Frau Grebel-Lochmann diese geistige Führerrolle übernimmt. Nach der Zeit ausschließlicher Beherrschung

verstand es Bodmer noch mehrmals, auch durch Beihülfe der Freunde, Wieland zu einem prononcierten Hervortreten zugunsten des literarischen Programms zu veranlassen.

Wieland erscheint also als ein Mensch, der am wenigsten aus eigner Wurzel emporwächst, vielmehr als Milieumensch, aber als einer, der durch eine eigne Elastizität, durch einen eignen Antrieb der Natur dazu geführt wird, von Zeit zu Zeit dies Milieu zu wechseln, neuen Boden zu suchen, aus dem er frische, zusagende Nahrung schöpfe.

I. Beilage.

Der Crito. Eine Monatsschrift. Erster Band, Zürich bey David Geßner, Gebrüder, Anno MDCCLI.

Diese Monatschrift war das Organ der Crito-Gesellschaft, die unter der literarischen Jugend jedenfalls auf Anregung Bodmers nach dem Vorbild der „Gesellschaft der Mahler“ sich konstituiert hatte. Über ihren Mitgliederkreis kann ich genaues nicht feststellen. H. H. Schinz scheint mir das Haupt der „Critonen“ gewesen zu sein, er stellt, als Wieland Beziehungen zum Crito gesucht hatte, den Antrag, man möge ihn auf Kosten der Gesellschaft nach Zürich einladen, um damit das an Bodmer durch Klopstocks „Verführung“ begangene Unrecht gut zu machen; er beginnt den Briefwechsel mit Wieland nicht nur im eignen, sondern auch im Namen der Critogesellschaft*). Daher vermute ich, daß Schinz auch der Verfasser des Vorberichts der Monatschrift (unterzeichnet „Crito“, datiert „Zürich den 24. Brachmonat 1751“) ist, jedenfalls stammt er nicht aus der Feder Bodmers. Dessen Mitarbeiterschaft für den wirklich zu Stande gekommenen ersten Halbjahrgang ist jedoch sehr beträchtlich. Zu Beginn des Jahres 1752 hatte man eine „Änderung mit der Herausgabe des Crito“**) vorgenommen, nämlich wohl die, daß die Fortsetzung erst in der 2. Jahreshälfte wieder einsetzen sollte***).

---

*) Vgl. Zehnder, S. 504.

**) Vgl. Zehnder, S. 505.

***) Grund dafür ist wahrscheinlich geringer buchhändlerischer Erfolg oder Mangel an Manuskript (vgl. Zehnder, S. 455).



In dieser Zwischenzeit arbeitet nun Bodmer recht viel Beiträge für den Crito aus, ermuntert andere, z. B. Schultheß zu Beiträgen, der wirklich etwas einschickt *). Auch Wieland nimmt weiterhin lebhaften Anteil an der Zeitschrift und dringt auf sprachliche Korrektheit **). Noch am 24. Sept. äußert sich Bodmer: „Diesen Winter soll . . . der zweite Theil vom Crito gedruckt werden". Dazu kam es jedoch nicht mehr. Über den Grund der Auflösung der Gesellschaft teilt Bodmer am 29. Nov. 1758 mit***): „Die jungen Leute waren zu weit von einander zerstreut und bekamen die neuen Werke zu spät, als daß sie die gratiam novitatis noch gehabt hätten". Was Bodmer †) damals für den Crito vorbereitet hatte, sind wahrscheinlich die verschiednen „Briefe", die der 2. Auflage der „Gedichte in ungereimten Versen" beigegeben oder in den Freym. Nachr. 1753 erschienen sind. Form und Inhalt dieser Artikel stehen einander nahe und haben Verwandschaft mit Bodmers Beiträgen in dem vorliegenden Critobändchen ††).

Über den Inhalt gebe ich hier einen kurzen Überblick.

1. Stück u. ff. Rezension von Bodmers Sündflut; wendet sich bereits gegen die theologischen Bedenken, die gegen den Messias, Noah etc. geltend gemacht worden sind. Berührungspunkte mit Wielands Abhandlung vom Noah.

S. 17. Rezension des Messias, Halle 1750. Für die drei ersten Gesänge verweist der Rezensent auf Meiers „Beurtheilung" und Heß' „Zufällige Gedanken", liefert selbst dann die „Abhandlung von den Schönheiten des vierten und fünften Gesanges".

---

*) Vgl. Wölfflin, Salomon Geßner, S. 155 f.

**) Vgl. Ausg. Br., S. 92, 101, 110.

***) Vgl. Bodemann: Zimmermann, S. 175.

†) Bodmers Tagebuch notiert noch 1777: „In diesem Sommer entwarf ich mit Schinz in Altstedten und Schultheß in Mönchaltdorf die Sammlung kritischer Aufsätze betitelt Crito-Archiv". Von dieser Sammlung ist mir weiteres nicht bekannt; man hat den Plan wohl fallen lassen.

††) Vgl. auch Baechtold: Literaturgeschichte, Anmerkungen, S. 186.

S. 24. Bodmers moralische Kritik der „tibullischen Elegie“ Klopstocks (vgl. S. 10 ff.).

S. 25. Ode „Die Frucht der Lüste“ (gegen die Anakreontik). Verfasser Bodmer.

S. 26. Eine Auslassung Bodmers über den Hexameter, darin der Scherz auf Doktor Fadel, er habe von Magister Süßwurz (Fadel ist Hagedorn, Süßwurz ist Öst nach Bodmers Notiz in seinem Handexemplar) das Gelübde genommen, keine Hexameter zu machen (vgl. Zehnder, S. 497).

S. 42. Fortsetzung der Rezension der Sündflut, darin Varianten zu Bodmers Gedichten, Verteidigung der lateinischen Buchstaben.

S. 45. Fortsetzung der Abhandlung von den Schönheiten des 4. Gesangs etc. des Messias.

S. 57. Palämon an Crito, eine Satire gegen Gottsched mit der Unterschrift Peter Mylius. In den „Liter. Denkm. von versch. Verfassern“, S. 165, nennt sich Bodmer als Autor.

S. 61. In Briefform Angriff gegen die Anakreontiker; eine Ode „Die Sänger des Weins“ nimmt direkten Bezug auf Klopstocks „Züricher See“ („Aber auch ihr des Weins und der Tugend wenige Freunde, die im Becher Gesinnungen machen, O was für ein gefährlicher Trank Gedanken zu zeugen, Aus dem Becher Gedanken zu trinken“) und auf Uz' „Weinlese“ (vgl. Sauer, Uz, S. XXI).

S. 67 Fortsetzung der Abhandlung vom Messias.

S. 75. Rezension der „Samml. vermischter Schriften“ der Bremer Beiträger, 2. Band, 5. Stück.

S. 77. Weitere, anerkennende Rezension der tibullischen Elegie.

S. 81. „An die Verfasser der Berlinischen Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ geht auf die Anzeige einer Übersetzung von Thomsons Agamemnon ein und weist dem Übersetzer Fehler nach.

S. 85. „Aufgefangener Brief“, wieder abgedruckt „Archiv für schweitz. Kritik“, S. 80, über Homers Sprache.

S. 90. Ironischer Brief über Gottscheds Sprachreinigung.

S. 115. Rezension über Youngs Nachtgedanken, Übersetzung, Braunschweig und Hildesheim, 1751; Bodmer habe zuerst auf Young hingewiesen im 56. 57. 64. der N. krit. Briefe. Verfasser Schinz.

S. 123. Rezension von [Rabeners] Sammlung satyrischer Schriften, Leipzig, 1751, tritt für Recht und Ehre der Satire ein (gegen Pasquille).

S. 139. „An die Herren Hexameter", korrespondiert mit Artikel S. 26, Bericht von den poetischen Exerzitien der Gesellschaft der Hexametriker.

S. 141. Der Landbusen, ein beschreibendes Gedicht Bodmers, das wieder abgedruckt ist in den Fragmenten in der erzählenden Dichtart 1754.

S. 145. Metrische Untersuchung zum Hexameter, vgl. dazu Freym. Nachr. 1750, S. 226: „Gedanken über die neue Versart".

S. 148. Rezension von Jos. Addisons „Versuch über Virgils Gedicht vom Ackerbau".

S. 167. Ein kurzer Brief über die verschiedene Wirkung der Mahlerei und Poesie kommt zu keinen wichtigern Leitsätzen.

S. 170. „Gedicht eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen" von S. Geßner.

S. 173. In einige angeblich entdeckte mittelhochdeutsche Verse kleidet der schrullenhafte Bodmer eine Prophezeiung über die Vertreibung der gothischen Buchstaben, über den Hexameter und die „Sündfluth", über den „Messias" und „Herrmann". Die letzten Verse als Probe:

Zyrich swennit wolbehout ob vier Alpen Firsten,
Kedelinbourg irloest dy Werlt us des Volants Banden,
Bibra entworht Tusnelde und ally von Tytschen Landen
Us den Klawen von Rome, die nach Bluote dyrsten.

Einen Versuch in der „alemannischen Mundart der Minnesinger" zu dichten, enthält schon der 63. der N. krit.



Briefe, S. 447 f., und der Publikation aus der Nibelungenhandschrift C, 1758, gab Bodmer eine mhd. Einleitung bei.

S. 210. Rezension von Wielands „Lobgesang auf die Liebe". Nachahmungen des „Pervigilium Veneris" und des „Symposion" werden zu Wielands gunsten beurteilt. Betont wird, daß nur jene irdische Liebe hier besungen, die ein Abbild der göttlichen sei. Schlußsatz: „Wenn ich den Verfasser dieses Gedichtes errathen sollte, so müßte ich einen rathen, der zwischen Klopstock und Hrn. von Kleist ist, denn mich dünkt, er reicht nicht an jenen, und übersteigt ein wenig diesen. Sein Nahme wird nicht lange verborgen sein, der Ruhm selbst wird ihn aufsuchen, und seine Nahme soll auch von unsern Alpen wiederschallen". Verfasser nicht Bodmer.

S. 212. Anzeige von Hagedorns Horaz.

II. Beilage.

Das Archiv der schweitzerischen Kritik von der Mitte des Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeiten. Erstes Bändchen (mehr nicht erschienen). Zürich, bey Orell, Geßner & Comp. 1768.

Das „Archiv“ ist, wie die Vorrede sagt, eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken, die Bodmer und seine nächsten literarischen Freunde in den Züricher periodischen Schriften vom Jahre 1747 ab veröffentlicht hatten. Aus einem Briefe Bodmers an Schinz vom 5. Januar 1757 (Zehnder, S. 458) geht hervor, daß damals schon eine solche Sammlung von Kritiken den Pfarrer Schinz beschäftigte und daß Bodmer ihn dazu eifrig ermunterte. Im Februar und März 1768 kam nach Bodmers Tagebuch dieser Plan zur Ausführung, doch nur teilweise, denn eine Fortsetzung lehnte der Verleger ab. Das „Archiv“ stellt eine beachtenswerte Ergänzung zur Züricher Poetik dar und gibt einen guten Einblick in die Streitfragen der Leipziger und Züricher Schule. Ich gebe darum von diesem wichtigen Memorandum Bodmers an die literarische Welt einige orientierende Angaben (Rezension in Klotzens 6. Stück d. Bibl. d. schön. Wiss. u. fr. Künste, 1768).

„Die schweitzerische Vorrede“ entwickelt kurz den historischen Ursprung und Verlauf des Streites, widmet dabei einen Dankesruf den ersten Mitkämpfern aus sächsischen Landen, Orontes, Potelwitz (J. A. Schlegel), Rost, Liscow; Pyra, der sonst von Bodmer als der kühnste hochgelobt wird, ist namentlich nicht genannt, aber Bodmer hat in seinem Handexemplar den Namen am Rande doch dankbar nachgetragen. Die „brämischen Beyträge“ und



die „Sammlung vermischter Schriften“ werden zusammen aufgeführt mit J. A. Schlegels Pamphlet „Vom Natürlichen in den Schäfergedichten“. Zornig und hochmütig wird gegen die neueren Kunstrichter, gegen die „kritischen Bibliotheken“ und „Literaturbriefe“, gegen Lessing speziell geeifert. Von der Einrichtung des Archivs wird gesagt: „Wir werden unsere Kritiken in verschiedene Abschnitte abtheilen: Documente zur Epopöe, zur Schaubühne, zu Liedern und Oden, zu Fabeln und Erzählungen; zur Sprache und zum Verse; zur Kritik und Literatur; zur Moral und Politik; zur Poesie des schwäbischen Zeitpunktes.“ Die Sammlung ist über den ersten Abschnitt „Documente zur Epopöe“ nicht hinausgewachsen. In diesem „ersten Bändchen“ (270 Seiten 8°) sind folgende Artikel enthalten:

S. 1. „Argentorix Brief über von Haarens Friso, 1747“, identisch mit dem 27. der Neuen kritischen Briefe. Inhalt: Vergleich mit Fénelons Télémaque.

S. 17. „Brief, der die Messiade ankündiget, 1748“ = Freym. Nachr., 25 Sept. 1748. Verfasser Bodmer. Er weist auf das „Wunderbare“ und „Religiös-Moralische“ hin, führt an die Ode „Euch Stunden grüß ich“ (= Stunden der Weihe, Muncker-Pawel, S. 46).

S. 21. „Über Meiers Beurtheilung der Messiade, 1749“. Verfasser nicht Bodmer (Heß?); Eingehen nur auf den Charakter Abbadonas.

S. 28. „Polycletus und Critos Briefe über Clarissa, 1750“ = Freym. Nachr. 1750, S. 219 ff. Anknüpfend an V. und VI. Teil der Clarissa über Schilderung der Affecte. Der Kritiker Polyclet wird von Crito aufgefordert, einen neuen Plan der Dichtung zu entwerfen, um sich dadurch als fähigen Kritiker zu zeigen. (Dasselbe Motiv leitet den „Verbesserten Herrmann“ ein.)

S. 52. „Brief über Homers lustige Stücke, 1750“ = Freym. Nachr. 1750, S. 238; verteidigt unter der Einführung „Ich war gestern unter eine Schaar Jünglinge gefallen, welche Homers Odyssee wegen einiger lustigen

... Stücke tapfer verurtheilten" (vgl. Verbess. Herrmann) des Ktesippus Wurf mit dem Stierfuß nach Ulysses gegen den Vorwurf, es sei der Würde des Epos nicht entsprechend. Die Odyssee sei nicht so erhaben als lehrreich, nicht so heldenmäßig, aber moralischer. Über Sittenbeschreibung. Verfasser Bodmer.

S. 58. „Brief über die Hermannias, 1751" = „Aufgehobener Brief", Freym. Nachr. 1751, S. 396 ff., in dem aus Wielands Hermann von Bodmer verbesserte Partien mitgeteilt werden.

S. 68. „Über die Nimrodias, 1751", ironische Rezension, der Verfasser der Nimrodias [Naumann] habe absichtlich Homer u. a. karikiert.

S. 80. „Mastigophel über Homers Sprache, 1751" = „Aufgefangener Brief", Crito, S. 85; über die „Einfalt", Primitivität Homers in der Popeschen Übersetzung, ironisch. Verfasser Bodmer.

S. 90. „Über das Heldengedicht vom Schachspiel, 1753" = Freym. Nachr. 1753, S. 247; gegen die Herabwürdigung heroischer Sprache und Bilder; über das „Possierliche". Verfasser Bodmer.

S. 93. „Hausenstock an den Verfasser der Noachide", = Erdichteter Brief an den Verfasser des Noah, Freym. Nachr. 1753, S. 318 (vgl. S. 79 f.).

S. 100. „Gelübd eines epischen Dichters, 1753" = Freym. Nachr. 1753, S. 323 (vgl. S. 81 f.).

S. 102. „Schreiben eines Junkers über die Zulika, 1753" = „Schreiben eines Junkers vom Lande an Herrn *** in Z. über die Gedichte Joseph und Zulika und Dina und Sichem", Freym. Nachr. 1753, S. 324 (vgl. S. 83 f.).

S. 111. „Peter Mylius über den muthigen Held der Odyssee, 1753" = „Erdichteter Brief", Freym. Nachr. 1753, S. 331; ironisch: Odysseus ist kein epischer Held, weil er nur leidet und nicht handelt, ebenso Noah. Antwort auf Christl. Mylius Rezension des Noah in den „Hällischen Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks".



S. 115. „An Orontes über Tassos Jerusalem“ = „Erdichteter Brief An Orontes“, Freym. Nachr. 1753, S. 341 (vgl. S. 88 f.).

S. 119. „Über der Frau Rowe Joseph“ = „Urtheil von der Frau Rowe Geschichte Josephs, einem Gedichte“, Freym. Nachr. 1753, S. 348 (vgl. S. 91 f.).

S. 124. „Tassos Jerusalem vertheidigt“ = „Tassos befreites Jerusalem gegen einige Einwendungen vertheidiget, an Philypsus“, Freym. Nachr. 1753, S. 362 (vgl. S. 86 f.).

S. 128. „Virgils Lob des Horazens nach Orrery“ = Freym. Nachr. 1753, S. 349 (vgl. S. 90 f.).

S. 130. „Triveris Messiade“ = „Nachricht von einer italienischen Messiade“, Freym. Nachr. 1753, S. 354. Verfasser Bodmer.

S. 137. „An Chereas von vermischten Schönheiten“ = „An Chereas, Von etlichen Mängeln in einem ungenannten Gedichte“, Freym. Nachr. 1753, S. 371 (vgl. S. 87 f.).

S. 145. „Würkungen der unschuldigen Poesie“ = Freym. Nachr. 1753, S. 397 (vgl. S. 84 f.).

S. 148. „Lavinis Messiade“ = „Il Paradiso riaquistato“, Freym. Nachr. 1754, S. 44. Verfasser scheint nicht Bodmer.

S. 156. „Über des Apollonius Argonautica“ = 5. Brief „An Lycas“ hinter Bodmers Gedichten, 1754; stellt Apollonius neben Homer, erläutert den Inhalt der Argonautica als neugiererweckend, moralisch und den Zeitverhältnissen angemessen, verteidigt Plan und Einheitlichkeit, lobt die Lebhaftigkeit der Darstellung.

S. 167. „Holsteinische Streitschriften“ = Freym. Nachr. 1755, S. 252; gegen die orthodoxen Vorwürfe der Verunglimpfung der Religion durch poetische Darstellungen. Verfasser Bodmer?

S. 179. „Sosius gegen Virgil“ = Freym. Nachr. 1756, S. 44, ist gegen Nicolais „Briefe über den itzigen Zustand der Literatur“ gerichtet und will mit der gleichen Methode, mit der jener die alpinischen Gedichte angriff, die Aeneis lächerlich machen. Verfasser Bodmer.



S. 195. „Hermanfrieds Arminius Schönaich“ = Freym. Nachr. 1756, S. 318, preist einige Vorzüge dieses Bodmerschen Pamphlets an. Ausfall gegen Nicolai und Uz. Verfasser Bodmer.

S. 201. „An Colon“ = 4. Brief hinter Bodmers Gedichten, 1754. Wie Zoilus den Homer, so will der Rezensent den Noah kritisieren. Verfasser Bodmer.

S. 209. „Fragment von der Gesetzgebung auf Sinai“ = Freym. Nachr. 1756, S. 339; dies Gedicht des „Verfassers der vermischten Werke in verschiedenen Arten der Dichtkunst“ (J. J. Dusch, Göttingen, 1754) wird in einzelnen Parallelen an Milton gemessen, wohlwollend behandelt, obgleich der Verfasser noch unreif sei. Verfasser Bodmer.

S. 215. „An Philotas“ = Freym. Nachr. 1756, S. 390 ff.; schließt in der Form des Eingangs an die mehrfach erwähnte Briefreihe aus dem Jahr 1753, verteidigt Homers Derbheiten; Annäherung an den Brief „An Philypsus“, der sich in der Zugabe zu Bodmers Gedichten, 1754, findet, durch Vergleiche mit Popes „artigerer“ Übersetzung. Folgt Probe einer deutschen Homerübersetzung (Eingang der Ilias). Verfasser Bodmer.

S. 290. „Miltons Urtheil von seinem Gedichte in den Vermahnungen von den Todten“ (finde ich nicht anderswo gedruckt, doch vgl. Freym. Nachr. 1757, S. 129); man darf einen Milton nicht schmähen, weil er übernatürliche Erscheinungen mit menschlichen Ausdrucksformen darzustellen suchte.

S. 238. „Der Murner“ (von Zachariae) = Freym. Nachr. 1757, S. 220. „Auf Herrn Zachariae ruhet eine schöne Portion des Geistes, den die Italiänischen Poeten und Mahler Capriccio nennen“. Ausfall gegen die Nicolaiten. Verfasser Bodmer.

S. 245. „Miltons Paradies gegen Racine gerettet“ = Freym. Nachr. 1757, S. 314; ein Nachtrag zur Abhandlung vom Wunderbaren; Einzelheiten aus Miltons Gedicht



werden als logisch und vernünftig erwiesen, auch gegen Einwürfe der Orthodoxie verteidigt. Verfasser Bodmer.

S. 252. „Jolkas von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden" = Freym. Nachr. 1758, S. 78; gegen die Anakreontiker, gegen Uz und Nicolai. Verfasser Bodmer.

S. 263. „Der Schooshund" (von J. J. Dusch) = Freym. Nachr. 1758, S. 349; die „bürleske und die abentheuerliche Schreibart" liegen an der Grenze, eigentlich schon außerhalb der wahren Kunst. „Diese beiden Dichtarten haben keine Poetik und können keine haben, sie bestehen aus widersinnigen falschen Dingen, welche sich allein mit ältern, geglaubten und in Ansehen gekommenen Falschheiten rechtfertigen. Die Farcen, die Parodien, die scarronischen Verkleidungen sind von der burlesken Art, die Erzählungen von den Feen und Gnomen sind von dem abentheuerlichen Geschlechte". Doch haben hervorragende Poeten (Boileau, Pope) Burleskes mit dem Komischen, Abenteuerliches mit dem Heroischen glücklich verbunden, so auch deutsche Dichter; gibt dem Schooshund den Vorzug vor (Uz') „Sieg des Liebesgottes". Verfasser Bodmer.

Anmerkungen.

1) Vor dem 19. Januar 1752 hatte Wieland von Bodmer u. a. den Crito zugeschickt erhalten und, veranlaßt durch die dort S. 24f., gedruckte Rezension der tibullischen Elegie Klopstocks, eine Verteidigung der Elegie für den Crito verfaßt und sie seinem Brief vom 19. Januar beigelegt (vgl. Stäudlin, S. 230). Wohl auf diese Zuschrift hin hatte Schinz in der Crito-Gesellschaft den Antrag gestellt, Wieland auf ihre Kosten nach Zürich kommen zu lassen, (wahrscheinlich auf Anregung Bodmers, vgl. im Brief an Heß: „ich darf nur leise wünschen, daß die jungen Herren, die mir den ersten Kl. weggenommen haben ... diesen zweiten nach Zürich beschreiben). Heß trat dem Antrag energisch entgegen und so wurde nichts daraus.

Dem folgenden Briefe Wielands vom 4. Februar ist wiederum ein Aufsatz für den Crito beigegeben: „Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hier einige Gedanken zu schicken, die ich zum Theil vor Erhaltung Ihres Schreibens in einen Brief an den Crito einkleidete. Hier beantworte ich auch die vorgelegte Einwürfe [darunter sind Entgegnungen Bodmers auf die Verteidigung der „Elegie", vielleicht auch Einwände gegen seine Liebeslyrik zu verstehen]. Gefällt Ihnen der Brief nicht so ganz übel, so seien Sie so gütig, ihn den Verfassern des Crito [zu]kommen zu lassen." Der Brief Heß' an Bodmer vom 16. Febr. kennzeichnet den Inhalt dieses zweiten Beitrags zum Crito etwas genauer: „Auch für seine Gedanken von den Thränen Gottes und der Liebe des Lazarus sollte man wenigstens noch die eine oder andere Ausbesserung von ihm fordern, eh man sie so schlechtweg in den Druck gibt". Es sind also Verteidigungen Klopstocks, mit denen Wieland als Journalist debütiert. Da der Crito nach dem ersten Semester erlosch, sind diese Aufsätze nie gedruckt und offenbar verloren gegangen. (Die Bibliographie in den Proleg. führt sie nicht auf.) Die Absicht zu einem weiteren Artikel übrigens eröffnet Wielands Brief an Schinz vom 29. Februar: „Vielleicht schicke ich dem Crito



einmahl eine Abhandlung von den Schönheiten der Poesie im Lucrez, welche, soviel mir bekannt, noch nicht genug bemerkt werden". Vgl. Proleg. 7.

2) Die hier angezogenen Stilmomente, Satzbau, Satzgefüge, Komposition, Rhythmus, ergeben die stichhaltigsten formalen Kriterien. Ferner unterscheiden gewisse Sprachformen, — allgemein schreibt Wieland die modernere Schriftsprache — einzelne Wendungen, Konjunktionen und Partikel, auf die im folgenden bei gegebener Gelegenheit aufmerksam gemacht wird. Der Wortschatz kommt für unsere Untersuchung relativ wenig in Betracht, denn es handelt sich bei den zu prüfenden Artikeln um kurze, ganz aus dem Geiste Bodmers geschriebene Aufsätze; mit der ersten kritischen Arbeit, der Abhandlung vom Noah, hatte sich Wieland so intensiv in die Begriffswelt Bodmers eingelebt, daß sich dort (vgl. Kap. III S. 167 ff.), wie in den spätern Artikeln kaum ein maßgebender Ausdruck findet, der nicht auch gebräuchlich in Bodmers Abhandlungen und Aufsätzen wäre.

3) Von den Anmerkungen zum „Verlohrenen Paradies", 1754, außer den mit Wielands Chiffre unterzeichneten noch weitere ihm zuzuweisen, liegt nach meiner Prüfung weder aus sachlichen noch stilistischen Erwägungen Grund vor (vgl. Gött. gel. Anz. 1896, S. 484).

4) Unter dem Verlagsort „Hamburg" wird als Neuerscheinung die Schrift „Gespräch zwischen einem Freunde der Reime und einem Gönner der Hexameter" angezeigt und eine Probe daraus zum Abdruck gebracht, die Worte des Hexameterfreundes mit lateinischen Lettern. Eine wörtliche Anspielung auf zwei Sätze dieses Zitates

Hexameterfreund: Könnte der Vers gefallen, der steif und ohne Gelenke
Bricht, wenn er biegen soll und schleppt sein Hinterteil klappernd.

Alexandrinerfreund: Jedoch ein schönes Kind mit Schuhen, die nicht passen,
Ist schön und bleibt auch schön, wiewol der Schuh es quält.

bringt Bodmer im Verbesserten Herrmann S. 100. Da ich auch mit Hilfe des Preuß. Gesamtkatalogs eine Schrift des angeführten Titels nicht habe auffinden können, ist es wahrscheinlich, daß es sich bei der Anzeige in den Freym. Nachr. 1753 um eine Fiktion handelt, unter der Bodmer einen Gedankensplitter zu Markte trägt.

5) Es sei hier schon beispielsweise darauf hingewiesen, wie Wieland einzelne Motive von Bodmer fast wörtlich übernimmt. Den ironischen Einfall aus dem „Kartell von neuen Heldengedichten", daß wie nur ein Homer so nur ein Klopstock existieren könne, trägt Wieland vor in seiner Vorrede zur „Sündflut". In der Schönaich-



Rezension redete Bodmer von „Büchern, die den Leser bei der sanften Stille einer Pfeife Taback nicht aus seiner Verstandesruhe bringen können"; das greift Wieland auf in der Rezension von Gemmingens „Briefen" wie im „Schreiben eines Junkers vom Lande".

6) Der Druck mit lateinischen Lettern, ein Charakteristikum Zürcherischer Schriften, das Kästner einmal lustig verspottet

. . . Seht der Kynstler
Fyllt mit römischen Lettern, mit pythagoreischen y y
Zum Ermyden des Lesers besser zu nytzende Bogen.

ist von Bodmer zuerst für die Epopöe „Jakob und Joseph" verwendet worden. Als man seiner „Sündfluth" noch viel weniger Geschmack abgewinnen konnte als dem Noah, da meinte er zu Freund Zellweger, man habe sich über die Sündfluth lustig gemacht wegen des y in „Zyrich". Bodmer hielt viel auf die Marotte. Zuerst in der Anzeige des Züricher Nachdrucks von Kleists „Frühling" in den Freym. Nachr. 1750, S. 126, macht er sich zum Lobredner dieser Neuerung. Im Noah schimpft er auf die groben Buchstaben der Barbaren, und der „Crito" tritt mehrmals eifrigst für die lateinischen Lettern ein, unter Berufung auf Leibniz, Gleim und Kleist. Die Fortsetzung dazu bilden die oben besprochenen Artikel der Freym. Nachr. Trotzig konstatiert die Vorrede zu „Jakob und Joseph", 1754, daß die Züricher auch weiterhin ihre Schriften mit den runden Buchstaben drucken würden. Bodmer hatte dem jungen Wieland in der ersten Korrespondenz auch von dem Buchstabenproblem gesprochen, und dieser bedauert (11. April 1752), daß der Noah nicht mit lateinischen Lettern gedruckt sei, und läßt seinen „Fryhling" dann in der geschmackvollern Schrift drucken. Mehrmals noch kommt er in seinen Briefen auf die Frage zurück — aus Gefälligkeit für den Meister, vielleicht auch ein wenig angesteckt von seiner Idee. Größeres Interesse hat er der Frage aber nicht entgegengebracht, nur ein flüchtiges Wort dazu findet sich im „Schreiben eines Junkers vom Lande". Hagedorn, der dieser Sache sympathisch gegenüberstand, hatte angeregt, Wieland solle im Noahkommentar auch auf die Antiquaschrift eingehen, doch war die Gelegenheit dort schlecht geboten, da das Epos mit deutschem Schriftsatz gedruckt war. Eine letzte gründliche Verteidigung der lat. Druckschrift führt Bodmer Freym. Nachr. 1756, S. 309.

7) Der sechste der „Briefe", die der 2. Ausg. von Bodmers „Gedichten in ungereimten Versen", 1754, beigegeben sind, ist ebenfalls an „Philypsus" gerichtet. Der erste Satz bietet Parallelen zu den Briefen in den Freym. Nachr.: „Sie sind ein so verliebter Verehrer des Hr. Pope, daß ich es kaum wagen sollte ihnen alles das Schlimme von ihm zu sagen, was ich vorhabe, wenn nicht eben ihre allzugroße Passion mich bewegte, sie um einige Töne herabzustimmen, weil ich



eine mäßige Liebe für angenehmer halte, als eine solche, die immer entzückt ist und auch die Fehler ihres theuren Götzen für Schönheiten hält, wie Alcäus beim Cicero: cui naevus in puero suo lumen videbatur" (vgl. S. 87). Es ist mir nicht ersichtlich, daß Wieland Pope besonders verehrt habe; darum bleibt es mir sehr zweifelhaft, ob dieser Philypsus-Brief auch an Wieland gerichtet ist. Eine parallele Eingangsformel hat übrigens auch der 5. Brief „An Lycas", über des Apollonius Argonautica, der sich an Schultheß wendet; diesen Adressaten erschließe ich aus einem Brief Schultheß' an Ramler (Viertelj. f. dsch. Litgesch. IV, S. 67): „Man hat mir neulich des Apollonius Rhodius Argonautica gelobt und mich versichern wollen, er sei ein größerer Dichter als Virgil".

8) Von dem Artikel „An Chereas", der von einigen poetischen Mitteln sprechen will, die dem „Messias" fehlen, gebe ich, da er einen beachtenswerten Beitrag zur Poetik bringt und sich sogar in einigen Punkten mit dem „Laokoon" berührt, einen Auszug:

1. „Es ist eine gewisse Kunst der Poeten, daß sie zwo widerwärtige Gemüthsbewegungen auf einem und eben demselben Angesichte ausdrücken". Vermischung entgegenstehender Regungen. Beispiele. Ilias: Hektor im Abschied von Andromache; Zärtlichkeit zur Gattin und Begierde zur Schlacht kämpfen mit einander. Aeneis: Achemenides, Ubi Dardanios habitus et Troia vidit Arma procul, paulum aspectu conterritus haesit Continuitque gradum, mox sese ad litora praeceps Cum fletu precibusque tulit. Tasso hat die „Vermischung" bereichert durch Andeutung der Schnelligkeit der dazwischen kommenden Bewegung: „Schnell flog der Pfeil, und gleich schnell flog mit dem Pfeil die Bitte, daß er nicht treffe".

2. „Aufgüsse von fremden Gedanken und Ausdrücken". Beispiele sind nicht genannt.

3. „Poetische Weissagung und poetische Voreilung". Wohl habe der Dichter (Klopstock) schon poetische Weissagung, nicht aber prophetische Voreilung (beide hätten in den Lehrschriften der Kunstrichter bisher keinen Platz gefunden). Beispiel, Odyssee: Die schreckenvollen Entzückungen des Theoclymenes (irrthümlich bezieht Bodmer des Theoclymenes prophetisches Gesicht auf das Schicksal der Troer statt der Freier; der Irrtum ist auch ins Archiv f. schweitz. Kritik übergegangen).

4. „Es gehört zu Homers größten Vorzügen, daß er in seinen Worten mehr Ideen zu verstehen gibt, als sie eigentlich ausdrücken. Wenn er den Helden seiner Ilias schildert, so sagt er nicht mit Worten, daß er sich dem Feinde entsetzlich furchtbar gemachet habe, sondern er erzählet die Würkung und läßt den Leser gedenken, was



für ein Schrecken sie müsse begleitet haben." Beispiele: Ulysses Reden; das Trojanerheer kommt (nach Patroclus' Tod) in Verwirrung, weil es nur die Stimme Achillens hört; „man kann dieses Kunstmittel die Anregung nennen".

9) Der 10. Jahrgang der Freym. Nachr. enthält noch folgende, bisher nicht besprochene Artikel aus Bodmers Feder:

S. 247. Rezension des Heldengedichts „Das Schachspiel".

S. 259. Selbstrezension des „Eremiten" von Dr. T. P.

S. 300. „Auszug aus einem italienischen Brief", über die Möglichkeit italienischer Hexameter.

S. 331. „Erdichteter Brief" unterzeichnet „Peter Mylius", über epische Helden.

S. 354. „Nachricht von einer italienischen [Triveris] Messiade".

S. 402. Polemischer Artikel gegen Gottsched, betreffend die „Laudersche Verleumdung".

Von Wieland bleibt noch zu erwähnen die Rezension der „Westphälischen Bemühungen", S. 101, die oben nicht besprochen wurde, da die Verfasserschaft fraglos ist (vgl. Proleg. 44).

10) Aus dem Jahrgang 1754 der Freym. Nachr. seien, als hier interessierend, noch folgende Artikel notiert:

S. 44. Rezension von „Lavinys Messiade".

S. 58. Anzeige jenes Preisausschreibens der Berliner Akademie aufs Jahr 1755 über Pope's All is right, an dem sich Künzli erfolglos beteiligte.

S. 334. Anzeige der dritten Ausg. der Milton-Übersetzg., mit programmatischem Inhalt; Verfasser vielleicht Künzli.

S. 377. Anzeige von Bodmers „geraubter Helena", verfaßt von einem Gegner der Hexameter, Freund der lateinischen Lettern, objektiv, im ganzen anerkennend.

11) Aus dem Jahrgang 1755 der Freym. Nachr. sind als interessante Stücke noch zu nennen:

S. 189. Anzeige einer neuen Auflage der von Bodmer und Breitinger besorgten Opitz-Ausgabe.

S. 217. Anzeige von D. L. F. Hudemanns „Gedanken über den Messias in Absicht auf die Religion".

S. 252. Anzeige der „Holsteinischen Streitschriften wegen der epischen Dichter, die von heiligen Dingen gesungen haben".

S. 91. Anzeige von [Nicolais] „Untersuchung, ob Milton sein verlohrnes Paradies aus neueren Schriftstellern ausgeschrieben habe? Nebst einigen Anmerkungen über eine [Gottscheds]



Recension des Lauderischen Buches von Miltons Nachahmung der neueren Schriftsteller“.

S. 273. Künzlis Rezension der „Richtigen Vorstellung der deistischen Grundsätze in zwo Unterredungen. Aus dem Englischen“.

S. 292. Ausfall gegen Schönaichs Aesthetik und Reichels Bodmerias, darin die Notiz: Der Autor der Aesthetik soll sich nennen, denn „ich kann ihm gewiß versichern, daß er weiter nichts zu befahren hat, als daß man weiß, wer er ist, gegen ihn wird kein Mensch schreiben, auch wird niemand suchen ihn lächerlich zu machen“.

S. 322. Anzeige des „Lobgesangs auf die deutsche Reimkunst, von Herrn von Beuthen“, in der Bodmer einen Rückblick auf die Streitschriftenliteratur wirft.

S. 252. In einer Anzeige „Proben der englischen Schaubühne etc., Hamburg“ steht eine sprachhistorisch interessante Bemerkung: „Der Übersetzer hat in beiden Stücken unter den Personen des Stückes Liebste anstatt Geliebte gesetzet, welches letztere dennoch allein nach dem Sprachgebrauche relativisch mit Liebhaber ist“.

12) Aus dem Jahrgang 1756 der Zeitschrift ist noch anzuführen:

S. 2. Anzeige von Wielands Sympathien, datiert „Berlin“. In Wirklichkeit ist's eine Anpreisung der „Ankündigung einer Dunciade“, als deren wahrscheinlicher Verfasser „Liscow“ genannt wird, offenbar absichtlich irreführend.

S. 10. Eine erste Anzeige von Nicolais „Briefen“. Rezensent konstatiert mit Genugtuung, daß die „Briefe“ Haller, Gellert, Klopstock gegen Schönaichs „Ästhetik“ verteidige und ärgert sich, daß die „Dichter jenseits des Rheines“ nicht ebenso kräftig in Schutz genommen würden.

S. 44. Eine dritte, heftigere, als die im Text S. 96 f. besprochene, satirische Polemik gegen Nicolai. Es ist (Bodmers) Sosius-Brief („Sosius“ setzt auch der Schreiber des zweiten polemischen Artikels als Namen des Verfassers der „Briefe“ ein), der ins „Archiv f. schw. Kritik“ aufgenommen ist. Eine letzte Besprechung der Briefe Nicolais, diesmal von einem objektiven Rezensenten, findet sich auf S. 132. Er freut sich, daß dem Vater Bodmer sowohl, als dem kritischen Mandarin in Sachsen die Wahrheit gesagt werde.

S. 58. Abdruck der Vorrede von „Inkel und Yariko“, Selbstanzeige Bodmers.

S. 90. Anzeige von Wielands „Betrachtungen über den Menschen“ (unbedeutend).



S. 92. Mitteilungen über den zweiten Teil der „Nibelungen“.

S. 159. Anzeige der „Ankündigung einer Dunciade“.

S. 181. „Erinnerungen über den Sprachgebrauch“ mit vielen Fortsetzungen, sehr interessanter Aufsatz, der die ganze Auffassung der Schweizer vom Organismus der deutschen Sprache zur Geltung bringt.

S. 211. Eine eingehendere Betrachtung von Patzkes Tragödie „Virginia“ — Goedeke III, 373 — durch Bodmer.

S. 214. Bodmers Anzeige des andern Teils von „Inkel und Yarico“ v. Sal. Geßner.

S. 267. In einer Rezension der „Vermischten Poesien“ von J. A. von Beyer — Goedeke IV, 53 — Ausfall gegen Nicolai und Uz, Verfasser kaum Bodmer, aber ein Freund.

S. 300. Anzeige von „Fabeln aus dem Zeitalter der Minnesinger“, die zu weiterer Editionsarbeit aus Handschriften ermuntert.

S. 309. Die letzte gründliche Verteidigung der lat. Druckschrift durch Bodmer.

S. 313. Anzeige der Greifswalder Thomson-Übers. mit Lessings Vorrede, worin Lessing mit voller Hochachtung genannt und seine Bemerkungen über Vorzüge und Nachteile der „Regelmäßigkeit“ zitiert werden.

S. 318. Bodmers Anzeige seines „Arminius Schönaich“, darin wiederum Ausfälle gegen Nicolai und Uz.

S. 370. Bodmers Anzeige und Rechtfertigung seiner „Monima“, darin auch kurze Verteidigung von Wielands „Briefen von Verstorbenen“ gegen den Vorwurf der Unselbständigkeit gegenüber den Briefen der Frau Rowe.

13) Aus dem Jahrgang 1757 ist noch folgendes hier bemerkenswert:

S. 7. Eine Gegenüberstellung von Bodmers und Wielands Poesien und der weltfröhlichen Dichtung. Hexametrische Form. Verfasser Bodmer.

S. 74. Voranzeige der „Rache der Schwester“ (mehrere Fortsetzungen) mit Erläuterung des Inhalts, des Wunderbaren und Mythologischen; „Von der Sprache“ S. 106. 158 „Von einigen Fehlern in dem alten Heldengedicht von der Rache“ S. 190.

S. 145. Anzeige von (Wasers) „Beurtheilung der Schrift A. F. Reinhards, nebst (Wielands) Schreiben an den Verfasser der Dunciade“.

S. 202. Anregung Bodmers zur lexikalischen Sammlung der Dialektschätze und zur Wiederbelebung guter dialektischer und alter Wörter (vgl. dazu Bodmers Artikel in Gottscheds Krit. Beitr.



18, 5 von ähnlichem Inhalt), weist hin auf die Bedeutung der Dialekte für die Sprachgeschichte; gibt selbst ein Muster lexikalischer Bearbeitung mit Proben aus den Monsee-Fragm. und dem Keron. Glossar.

S. 287. Anzeige von Schönaichs „Heinrich der Vogler".

S. 307. Anzeige der „Sara Sampson". Leitsatz: „Es ist mir leid, daß ich es in seinem vornehmsten Gesichtspunkt betrachtet verführerisch und verderblich finde. Es ist kaum ein Charakter in diesem Gedichte, der eine moralische Güte habe und die unmoralischen Charakter darinnen sind überdieß mit sich selbst streitend".

Aus dem Jahrgang 1758 sei noch aufgeführt:

S. 144. Anzeige der „Sammlung der Minnesinger aus dem schwäbischen Zeitpunkte". Bodmer gibt einen kurzen geschichtlichen Überblick der Gelehrtenarbeit für die ältere deutsche Literatur (berücksichtigt werden: Conring, Goldast, Schilter, Luther, Wagenseil, Omeis, Spangenberg); nach den Zürichern verdiene Prof. Wiedenburg in Jena Dank, „der mit den Nachrichten von den Minnesingern in dem codex der Jenaischen Universität den Anfang gemacht hat".

S. 309. Anzeige des ersten Stücks des 3. Bdes. der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste. Verteidigung der Poesie der „einfältigen Zeiten und Menschen" speziell gegen die Rezension von „Inkel und Yarico".

S. 243 ist Friedrichs des Großen Gedicht an Voltaire nach dem Berliner Druck wiedergegeben. Dazu bringt Gottsched S. 343 f. eine Erklärung, die Tadel gegen die Publikation, vor allem die eigne Schuldlosigkeit an dieser Indiskretion ausdrückt.

S. 263. Selbstanzeige von Bodmers „Larve"; Ausfall gegen Nicolai.

S. 372. Selbstanzeige von Bodmers „Banket der Dunse"; besonders wird der auf Lessing bezügliche Teil hervorgehoben.

Die Beiträge Bodmers zu den Freym. Nachr. hören nun auf, doch bleibt die Bodmersche Partei durch Freunde in der Zeitschrift vertreten, die im übrigen in vielen Rezensionen gegenteiligen Standpunkt einnimmt. Aus dem Jahrgang 1759 verzeichne ich:

S. 242. „Ein gutes Wort für den deutschen Hexameter" (eine eindringendere metrische Studie); über seine musikalischen Werte, gegen Uz' Metrik.

S. 264. Unbedeutende Anzeige von Wielands „Sammlung einiger prosaischer Schriften".

Im Jahrgang 1760 kommen Bodmers Freunde (der Hauptsache nach scheint's einer, ein nicht sklavischer Anhänger, der Klopstock vor



allem hochhält) recht häufig zu Wort. Es wird betont, daß die schweizerische Kritik noch frisch und lebendig sei; beklagt wird, daß die jungen Leute (d. h. die Zürcherischen) andere Wege gingen, obwohl sie gar noch den persönlichen Umgang Bodmers genießen könnten; dauernd wird die Polemik gegen die „Bibl. d. sch. Wiss." und gegen die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", wie gegen die poetischen Tändeleien. Der Kampf gegen Uz verdichtet sich zumal in der Rezension seines „Versuchs über die Kunst stets fröhlich zu sein". Viel Raum nimmt die Auseinandersetzung mit Lessings Fabeltheorie ein. Demgegenüber steht noch eine energische Verteidigung des Hexameters (S. 203) und eine noch breitere der biblischen Poesie: gelegentlich der Anzeige von Zachariaes Milton-Übersetzung, wird eine Reihe angegriffener Stellen aus Noah etc. als Entlehnungen aus Milton bzw. als Parallelen aufgewiesen (S. 284, 290, 298). Auffallend bei Bodmers sonstigem Schweigen ist die Variante zur Colombona S. 279, die wohl durch Vermittlung eines dritten Eingang gefunden hat. Das amüsante Epigramm, das S. 280 ohne weitere Einleitung gedruckt ist, schreibe ich ab:

So übel L**g auch Gott und der Tugend spricht
Gefällt doch L**gs Lied mit seiner Schalkheit allen.
Und Wieland zeigt: Ein Lied voll Ernst muß mehr gefallen.
Und doch gefällt es nicht.

(Man wird an die „Würkungen der unschuldigen Poesie" im Jahrgg. 1753 erinnert.) S. 299 findet sich der kurze Anfang eines „Briefes an Herrn S." über Wieland. Aus den wenigen ironischen Sätzen, mit denen der Anfang schließt, kann die Tendenz, ob für oder gegen Wieland, noch nicht mit voller Sicherheit erschlossen werden. Das Versprechen der Fortsetzung des Briefes wird nicht eingelöst. In dem Einleitungsstück handelt es sich zunächst um Lessings Kritik der „Johanna Gray" in den „Literaturbriefen"; wahrscheinlich wollte der Verfasser für Wieland eine Lanze brechen.

Auf S. 78 f. ist in einem Artikel des Bodmerfreundes eine bisher übersehene, 40 Hexameter umfassende Variante zum „Herrmann" mitgeteilt. Sie wird eingeleitet durch folgende Sätze:

„Jüngst teilte mir ein Freund ein Fragment mit, welches ein nicht unbekannter Dichter geschrieben, als er in dem fünfzigsten Stücke der Freymüthigen Nachrichten von Ao. 1751 eine Stelle aus einem ungedruckten Heldengedichte Arminius gelesen und bei allen Schönheiten derselben doch mehr Charakteristisches von den alten Deutschen darin zu finden gewünscht hatte. Ich theile es auch mit".

Dieses gibt keinen Hinweis auf den Verfasser des „Fragments"; denn auch Wieland wünschte mehr „Charakteristisches von den alten Deutschen" gesagt zu haben. Ebensowenig erschließt das Nachwort:



„Allein auch dies reicht lange nicht an die Schönheit jeglicher Strophe des Hermanns und Thusnelda, die im 3 ten Stück des 3 ten Bandes der vermischten Schriften sich in einer Ode besprachen (Klopstock). Solche Gradationen des Schönen sind angenehm und lehrreich. Man könnte sagen, die Schönaichsche Rede sei Thersites, das oben citierte Stück Paris, das hergeschriebene Ajax und die Ode Hermann Achilles".

Auch eine Stilbetrachtung hebt nicht sofort alle Zweifel. Dennoch darf Bodmer mit Sicherheit als Verfasser bezeichnet werden. Das Fragment bringt das Gespräch Hermanns mit Thusnelda vor der Schlacht (= Hermann IV, 124—171; Bodmer teilte in den Freym. Nachr. 1751 nur Vers 143—71 mit kleinen Korrekturen mit); es ist nicht eine Überarbeitung des Wielandschen Textes, sondern ein ganz Neues. Die Situation, der psychologische Untergrund, der Inhalt, die Worte sind durchaus verschieden (z. B. nach Wieland zieht Thusnelda mit in die Schlacht, das „Fragment" setzt ihr Zurückbleiben voraus). Es ist ausgeschlossen, daß Wieland an einer entsprechenden fundamentalen Umformung des Epos gearbeitet hätte. Auch für ein loses Blatt von Wielands Hand kann das Stück nicht gelten, weil er nie die Liebeslyrik aus dieser Stelle, die beginnt

Unter der Wölbung
Niederhängender Sträuche des Bergs, auf steinerner Banke
Sagte der Held zur hohen Geliebten — —

weggestrichen hätte, zumal im Originaltext die Liebe hier stark hervortritt. Mag man immerhin noch annehmen, daß das Liebesgespräch vor diesem letzten Wortwechsel vielleicht statthaben sollte, so würde doch wenigstens in einer Anrede in einem Zwischenglied der Rede sich das Liebesverhältnis ausdrücken; in dem „Fragment" aber deutet gar nichts (abgesehen von der Einleitung „Sagte der Held zur hohen Geliebten") auf dies Verhältnis hin; dieselben Worte könnten ebensogut zwischen Hermann und irgend einer Frau, einer Priesterin etwa gefallen sein. Daß dies die Annahme, Wieland sei der Verfasser, psychologisch entschieden widerlegt, ist klar genug.

. Jetzt können noch zur Unterstützung des Beweises auch einige stilistische Beobachtungen herangezogen werden: die Sprachformen: könftig, Gehält, völlere, Banke (dat.); die Epitheta: braune Thusnelda (Klopstock spricht von Hermanns „bräunlichem Arm"), die herlächelnde Freiheit des Landes, jedem entbrannten Germanen, fette Blätter; die Wortwiederholungen: Noch muß ich Wollust .. schöpfen zum Treffen — Aber .. dich rühret mein Glück, die Wollust der Rache; .. schnell ergieß dein Gebätt, du kanst dich nicht halten! — Nein! ich kann auch nicht länger mich halten; die Vorstellung: Wodan!

Rieche das dampfende Blut der Gefangnen, die heut noch Deinen Altar umröcheln, Lache voll Danks jetzt vorm großen Tuiston.

An die Verse „aus der runischen Literatur“, die Bodmer im „Verbesserten Herrmann“ mitteilt („Denn die Göttinnen, die in dem Saale des Vaters Odin sind, Gehen von ihm gesandt den Erschlagnen entgegen und setzen Sie zu dem Gott, der am obersten Ende der Tafel mit ihnen Zechet, er Wein, sie Bier, sie lachen des irdischen Lebens“) erinnern die Zeilen: „jeder Teuton versetzt sich schon im Geiste zu dem Becher des ewigen Gastmahls der seligen Väter“. Bodmer ist also der Verfasser dieses Fragments vom Hermann. Die Abfassungszeit wird wohl ungefähr die sein, die in der Einleitung angedeutet ist, und die Publikation im Jahre 1760 zeugt nur wieder von der Schrullenhaftigkeit des eigensinnigen Verfassers.

14) Es ist mir wahrscheinlich, daß Bodmer diese Korrektur schon in das ihm übersandte Manuskript der „Hymne“ eingetragen hat, und daß es dieser Vers ist, den Sulzer vor dem Druck gestrichen hat; ich schließe das vorzüglich aus der Äußerung, die Bodmer gleich nach Empfang des Druckes — 30. Juli — an Heß tut: „Ich betheuere Ihnen aufrichtig, daß die zwo Zeilen nicht von mir sind:

Suchst Du männliche Wonne, sie strahlt in seinem Gesichte,
Ihm geußt Gott in die Adern Gesundheit und fröhlich Geblüte.

Ich hätte bildnischer gesagt:

Willst Du Schimmer haben, so ist er in seinem Gesichte,
Ihm sticht unter die Schenkel der Herr ein Polster von Fette.

Ich hätte es mich nicht anfechten lassen, daß der lieben Wilhelmine dabei zu fleischliche Begriffe eingefallen wären“ (Zehnder 507 f.); vgl. auch „Jakob und Rachel“, Calliope, S. 221: „kann ich unter den Schenkeln ein Polster von Fett leicht entbähren“ —.

Es mag übrigens Bodmer noch an andern Stellen vor dem Druck seine korrigierende Hand gelegt haben; die Hymne ist nämlich in ihren poetischen Ausdrucksmitteln zum teil wirklich auffallend Bodmerisch, ganze Verse sind aus Bodmer übernommen, z. B.

Wie des Euphrates Strom in die Öffnung der Bäche hinausfleußt.
Höre nicht auf vor der Tür der göttlichen Güte zu sitzen.

sodaß man im Freundeskreis das Poem für Bodmers Werk hielt. (Vgl. Brief an Heß: „Haben sie denn mich auch im Verdacht, daß ich den Hymneron geschrieben habe?“)

15) Man könnte Wielands innere Entwicklung unter Bodmers Einfluß auch in strengerer philosophischer Terminologie fassen. Wielands Weltanschauung ist eine ethische. In der vorbodmerischen Zeit gipfelt sie in einem Sokratischen Mäßigungsideal, ohne ihre Herkunft aus christlicher Moral gerade zu verleugnen. Erst seit der Verbindung



mit Bodmer erhält die ethische Lebensauffassung die christliche Färbung, die ich in ihrem Kern mit dem Wort „Gottergebenheit“ zu treffen suchte. Das ist nicht zurückzuführen auf eine besondere Orthodoxie Bodmers, sondern darauf, daß seine bürgerliche Moralstrenge leicht und natürlich mit den pietistischen Jugendeindrücken Wielands zusammenfloß und so die streng christliche Religiosität des Elternhauses neuerweckte. Es wird diese gemäßigte, Bodmersche Christlichkeit, die sich wie ein Zusatz zu dem eignen Platonismus verhielt, abgelöst durch den asketischen Mystizismus. Ich habe hier auf eine philosophische Betrachtungs- und Darstellungsweise verzichtet. Es darf aber in einer Darstellung des innern Entwicklungsganges unsers Dichters nicht die feine Kurve übersehen werden, die sich durch Bodmers Einfluß in der angedeuteten Weise geltend macht.

16) Der Meinung — K. Walters u. Seufferts, Euphor. 1898 —, daß das „Gebet eines Deisten“ schon eine Abkehr von Bodmer bedeute, kann ich nicht zustimmen; die Tendenz ist ganz im Sinne Bodmers, den man nicht als allzu intolerant orthodox ansehen darf. Besonders aber liegt es Wieland in der Zeit durchaus fern, Gelegenheit zu suchen prinzipielle Stellung zur Religionsfrage zu nehmen, wie Walter konstruieren will. Ich meine, daß die Briefstelle, die Seuffert Proleg. 45 abdruckt, Bodmers Imprimatur deutlich ausdrücke.

17) Die Cidli-Szene im IV. Gesang des Messias war schon früh Wieland besonders lieb. Die Bearbeitung „Cidli und Lazarus“ steht zum Messias in ähnlichem Verhältnis, wie die „sterbende Rachel“ zu „Dina und Sichem“. Unter Wielands verfeinernder Hand hat sich freilich die gefühlsstarke, großartige Poesie Klopstocks vollständig zu schemenhafter Blässe verflüchtigt. Während z. B. Klopstock Cidli in erschütterndem Schluchzen bei dem wehmütigen Gedanken an die einst hoffnungsfrohe Liebe zu Semida darstellt, läßt Wieland die gottgeweihte Braut mit „erquickendem Blick, mit Augen voll Himmel“ dem Geliebten leise zurufen: „Was verliehrest Du denn? Die Küsse blumichter Lippen, oder diesen sanftschmeichelnden Arm? Die süßesten Freuden meiner Umarmung, was wären sie dem, mit welchem die Engel ihre Freuden geteilt?“ Die nachbodmerische Poesie Wielands knüpft also zunächst nicht an die „Erzählungen“, sondern an die „Briefe von Verstorbenen“ an.

18) Das oft berufene Wort von der Proteusnatur Wielands ist darum irreführend, weil man so leicht Charakterlosigkeit darunter liest. Wieland war eine sensible, weibliche Künstlernatur, er ließ sich durch fremde Anregungen befruchten, nahm das Empfangene nicht organisch in sich auf, sondern stieß es mit der künstlerischen Produktion wieder von sich, seine eigenste Persönlichkeit blieb hinter seinen Werken.

Nur wenige Geister gingen mit seiner Seele eine unlösliche Ehe ein, unter denen Shaftesbury vielleicht der vornehmste ist.

19) Die kritische Leistung Wielands aus Bodmerscher Zeit kann also keineswegs ihm persönlich angerechnet werden. Als Theoretiker (ebenso wie als Polemiker) dürfen wir ihn als Sprachrohr Bodmers bezeichnen. Ist darum auch einiges aus Wielands Schriften herauszulesen, was für die Erkenntnis der schweizerischen Kunstanschauung und Kritik nicht bedeutungslos ist, so kann ich solche Betrachtungen doch nicht in den Rahmen meiner Arbeit ziehen. Dagegen wäre es zu berücksichtigen in einer Darstellung der schweizerischen Poetik, bezw. in einer Würdigung des kritischen Talentes Bodmers. Haben hier bereits die Spezialarbeiten von Servaes und Braitmayer und im größeren Bilde etwa Baechtold die Grundlinien unverrückbar fest gezeichnet, so könnte doch in der Schraffierung der Zeichnung — besonders was die Bewertung Bodmers als Kritiker angeht — noch manches verfeinert und ergänzt werden. Richtig eingestellt würde die Würdigung des schweizer Kritikers nur, wenn sie in eine Gesamtbetrachtung der literarischen Kritik des 18. Jahrhunderts eingereiht würde. An Lessing gemessen erscheint Bodmers echte Begabung nicht unwert. Räumt man den lastenden Schutt der Pedanterie, der Systematisierungswut, der Tendenz und Befangenheit hinweg, so findet sich noch manches Erzgestein, daß Lessing in der scharfen Klarheit seines Geistes zu reinem Gold auswusch. Die feineren Beziehungen — Bodmersche Worte ihrem geahnten Sinne nach ergänzend — aufzudecken, die manchmal seidendünnen, fortlaufenden Fäden zu verknüpfen, wäre Sache der geforderten Arbeit.

20) Daß Wieland auch Briefe gegen Baumgarten geschrieben habe, wie Bodmer, 7. April 1754, ankündigt (vgl. Proleg. 70), möchte ich, da das Werk sonst unbekannt ist, mit Rücksicht auf die Form der Anspielungen auf Baumgarten, „Ankündigung“, S. 80, „Schreiben“, S. 15 (auch „Larve“, S. 2) nicht mehr annehmen. — Zu den Worten Wielands vom 5. Juli 1755 „Von den Deutschen weiß ich gar nichts, als daß ich Ihnen unter dem Vorwand, sie zu verteidigen, eine neue Lauge zubereite“, Proleg. 88, kann ich keine weitere Beziehung finden, die Klärung brächte, glaube auch nicht an die Verwirklichung der Absicht Wielands.

21) Der Kampf gegen die Anakreontiker, speziell gegen Uz: Im Crito war dieser Kampf von Bodmer begonnen. Wieland wurde durch die daran anknüpfende briefliche Auseinandersetzung veranlaßt, ebenfalls in dem „Schreiben von der Würde und Bestimmung eines schönen Geistes“ gegen die Liebes- und Weindichter zu Felde zu ziehen. Im Gegensatz zu seinem Denken steht die Schrift nicht, da er ja auch

in früheren poetischen Schriften gegen jede sinnliche Liebesauffassung geeifert hatte, im Gegensatz zu seiner Anschauung steht sie nur insoweit, als er die Rechte des poetisch Schönen nicht mehr gelten läßt, und in der Ausdehnung seiner Gegnerschaft auf Anakreon etc. Bemerkungen gleichen Sinnes finden sich in der „Abhandlung vom Noah“ und anderorts, wie in der Vorrede zum „Geprüften Abraham“. Bodmer war der alte Kampf mit Gottsched weit wichtiger; erst durch seine praktische Betätigung in der Dichtkunst scheint er angeregt, ausdrücklich gegen die Anakreontik sich zu wenden, und, vor allem im Beginn, durch das hohe Interesse, das er an dem „heiligen“ Sänger Klopstock nahm. Der Schlüssel für seine Animosität gegen die weltfröhliche Dichtung liegt in seinem Aufsatz „Jolkas, von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden“. Also Bodmers Interesse an dem Kampf gegen Gottsched war tiefer und besonders wieder angeregt durch Schönaichs Ästhetik, daher die entschiedene Einwirkung seinerseits auf Wieland, an dem neuen Unternehmen gegen Leipzig (Grandison) mitzuwirken. Unter diesem Druck schreibt Wieland die „Ankündigung“ — oberflächlich auch die Anakreontik streifend und zwar in der Art Bodmers, im Sinne literarischer Kritik. Wielands Interesse am literarischen Streit flaut immer mehr ab. Aber Bodmer, der nun Leipzig gegenüber unbedingte Oberhand hatte, reibt sich, in der Streitlust nimmer müde, jetzt wieder an den Anakreontikern, vielmehr speziell an Uz, der in der „Epistel an Hofrat Christ“ (1754) ja auch den Schweizern einige Verse ins Stammbuch geschrieben hatte. Die Erregung Bodmers ist jedoch vor allem durch Nicolais „Briefe“ gestachelt. Den Ärger spricht er aus in den Rezensionen gegen Uz’ „Lyrische Gedichte“ und „Sieg des Liebesgottes“ und gegen Nicolai in den Freym. Nachr. 1755, 1756, 1758. Wenn sich Wieland nun in der Zuschrift an Sack (die Angriffe in den Sympathien sind nur der Auftakt) wieder gegen Uz und Genossen wendet, so geschieht das gar nicht mehr im Sinne einer literarischen Streitigkeit — wie denn auch jeder literarische Gesichtspunkt seinen Vorwürfen fehlt —, sondern im Sinne des religiösen Fanatikers. Gewiß, auch Bodmer schalt die schlechte Moral der Liebesdichter im Namen des „Anstandes“. Aber ihm geht es doch zunächst darum, daß die Dichtkunst von talentierten Männern („Bel-Esprit“) zu nur geringfügigen Tändeleien benutzt werde. An der neuen Abirrung Wielands ist Bodmer unschuldig. Die Scheidelinie ist markiert durch Wielands Äußerung, daß das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Liebeslied vorzuziehen sei, der das Wort aus der „Ankünd. einer Dunciade“ entgegensteht: „Ich gönne ihnen ihren besonderen Geschmack an leichten und lustigen Schriften ganz gerne. Ich werde mich freuen, auch in dieser Art von Poesie Meisterstücke von ihnen zu sehen“. Daß Wie-

lands und Bodmers Standpunkt verwandt sind, liegt auf der Hand. Doch damals hätte Bodmer nimmermehr die Zuschrift an Sack verfaßt, in der Gleim, Chaulieu, Tibull, Hagedorn, Gay, Prior, Boccaz und Rost in einem Rahmen vereinigt sind; daß er dagegen dem Beginnen seines fanatisierten Gefährten ruhig zusehen konnte, ist leicht verständlich. Anderseits hätte Wieland um diese Zeit nicht den Finger gerührt zu einer lediglich literarischen Kritik. Vergleicht man die Zuschrift an Sack mit den Rezensionen der Freym. Nachrichten, so tritt die Verschiedenheit des psychologischen Untergrundes deutlich hervor.

Ergänzend zu Sauers Darstellung der Fehde zwischen den Zürichern und Uz notiere ich nachfolgende Artikel aus den Freym. Nachr. Aus dem Jahrgg. 1758, S. 54 f., 60 f., ein „Erdichtetes Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte an einen seiner Freunde“ (Uz eignet sich das aufgeblasenste Lob mit Wendungen aus Gottschedischen u. dgl. Kritiken zu, gesteht dann — mit Zitaten aus Noah und Abraham —, die biblische Poesie nicht gar so dunkel gefunden zu haben, und berichtet von dem vergeblichen Versuch, in der eignen, leichten Schreibart einen kurzweiligeren Abraham zu verfassen). Diesem schließt sich S. 69 f. an ein „Gewissenhafter Vorbericht zu dem erdichteten Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte an einen seiner Freunde“ (da im „Schreiben des Verfassers der Lyrischen Gedichte“ etc. Uz scheinbar auch das unverschämteste Lob mit ruhiger Miene quittiert, gerechtfertigten Abbruch von anderer Seite als Beleidigung behandelt habe, sei wohl anzunehmen, daß Uz selbst nicht der Verfasser des „Schreibens“ sei, sondern daß es von „unzeitig dienstfertigen Verehrern untergeschoben“ sei. Sollte diese Voraussetzung aber nicht zutreffen, so würde das „Erdichtete Schreiben“ gewiß keine Beleidigung erhalten, denn diese Fiktion stelle Uz dann immer noch in vorteilhafterem Lichte dar, als das echte „Schreiben“). S. 78 f., 86 f. folgt das „Schreiben von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden“ (von Sauer angeführt), das im Archiv für schweizerische Kritik Aufnahme gefunden hat (gegen Uz und Nicolai). (Zu beachten ist, daß Bodmer diese Artikel im Februar-März drucken läßt, also gerade in der Zeit, da Wieland wiederholt die Absicht, Uz gegenüber zu revozieren, kundgibt.) Ausfälle gegen Uz finden sich in den Artikeln:

S. 297 Anzeige von Duschs „Vermischten critischen und satirischen Schriften“. Mit Dusch wendet sich der Rezensent (kaum Bodmer) gegen die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste“, besonders eifrig gegen den anmaßlichen Lessing. Uz will der Rezensent niedriger gestellt wissen, als es Dusch getan hat.

S. 318 f., 322 f. Anzeige der „Vermischten critische Briefen, wie es scheint von verschiedenen Verfassern“. Die Verfasser „treten sehr in





die Fußtapfen der Nicolaiten". Ausfall gegen Lessings Kritik der ersten 20 Messiasverse, „die nichts als ein spitzfindiger Witz ist", gegen „Sara Sampson", gegen Lichtwer, besonders gegen Uz' Apologie der religiösen Poesie, des Noah. (Vf. Bodmer.)

S. 349. Rezension von Duschs „Schoßhund", die auch ins „Archiv d. schw. Kritik" übergegangen ist.

S. 356 Anzeige von Cronegks „Einsamkeiten"; gegen Anakreontik, Uz, Bibl. d. sch. Wiss.; die wichtige Formulierung: „Deutschland ist in Absicht auf die schönen Wissenschaften in zwo Parteien getheilt, deren eine wir die Sekte der besseren Gottschedianer (= die Berliner, in späteren Artikeln auch „die witzigen Gottschedianer"), die andere der deutschen Britten nennen wollen" (vgl. noch die Notizen über Freym. Nachr. 1759/60, S. 213).



